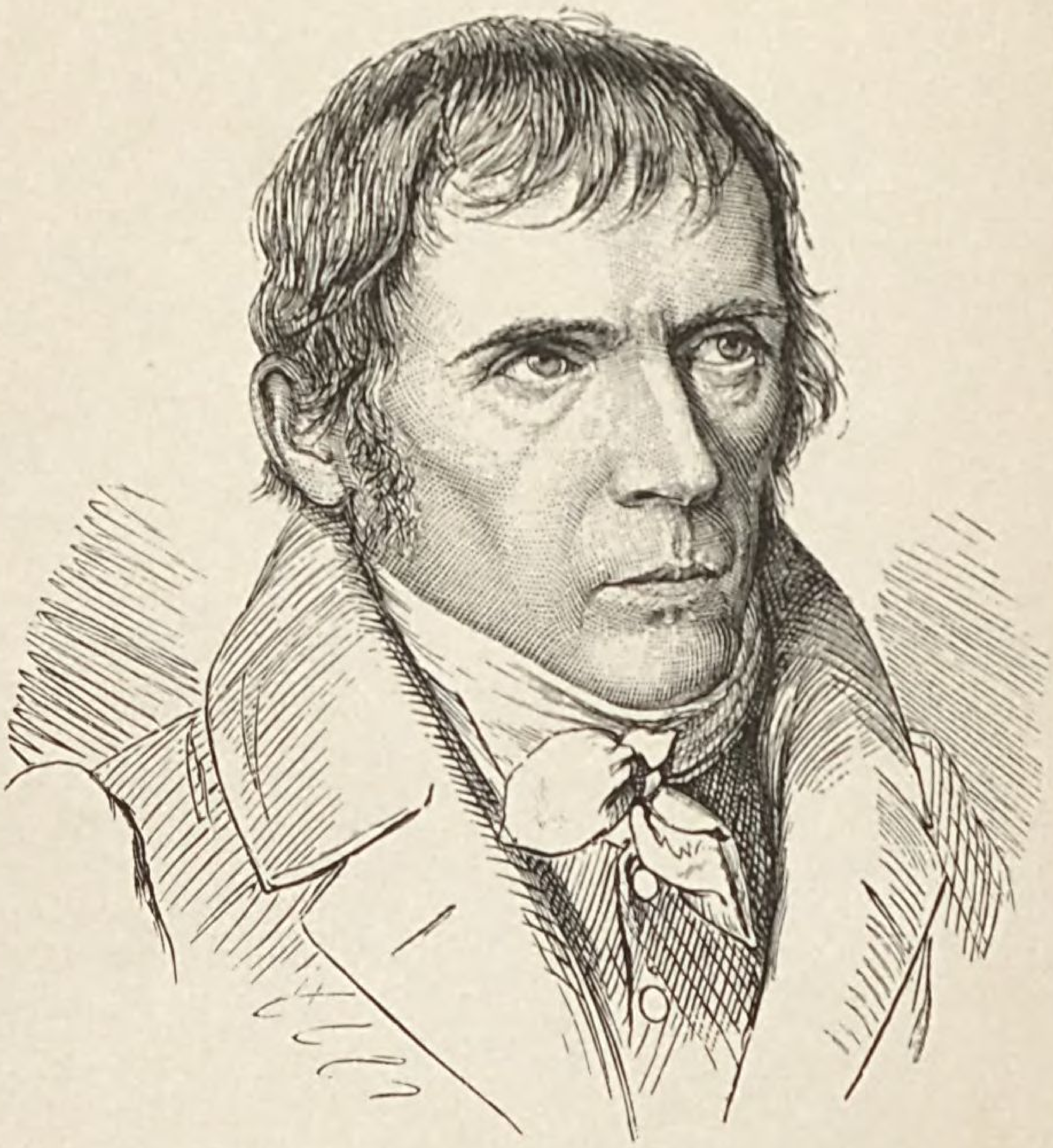
Ludwig Aurbacher's gesammelte größere Erzählungen.

Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors
mit einem Vorwort herausgegeben
von
Joseph Sarreiter.

Zweite, neu durchgesehene Ausgabe.

Mit dem Bildniß Aurbacher's.

Freiburg im Breisgau. 1890.
Herder'sche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Ludwig Aurbacher.

Geb. 26. August 1784, gest. 25. Mai 1847.

Ludwig Aurbacher's
gesammelte
größere Erzählungen.

Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem
Vorwört herausgegeben

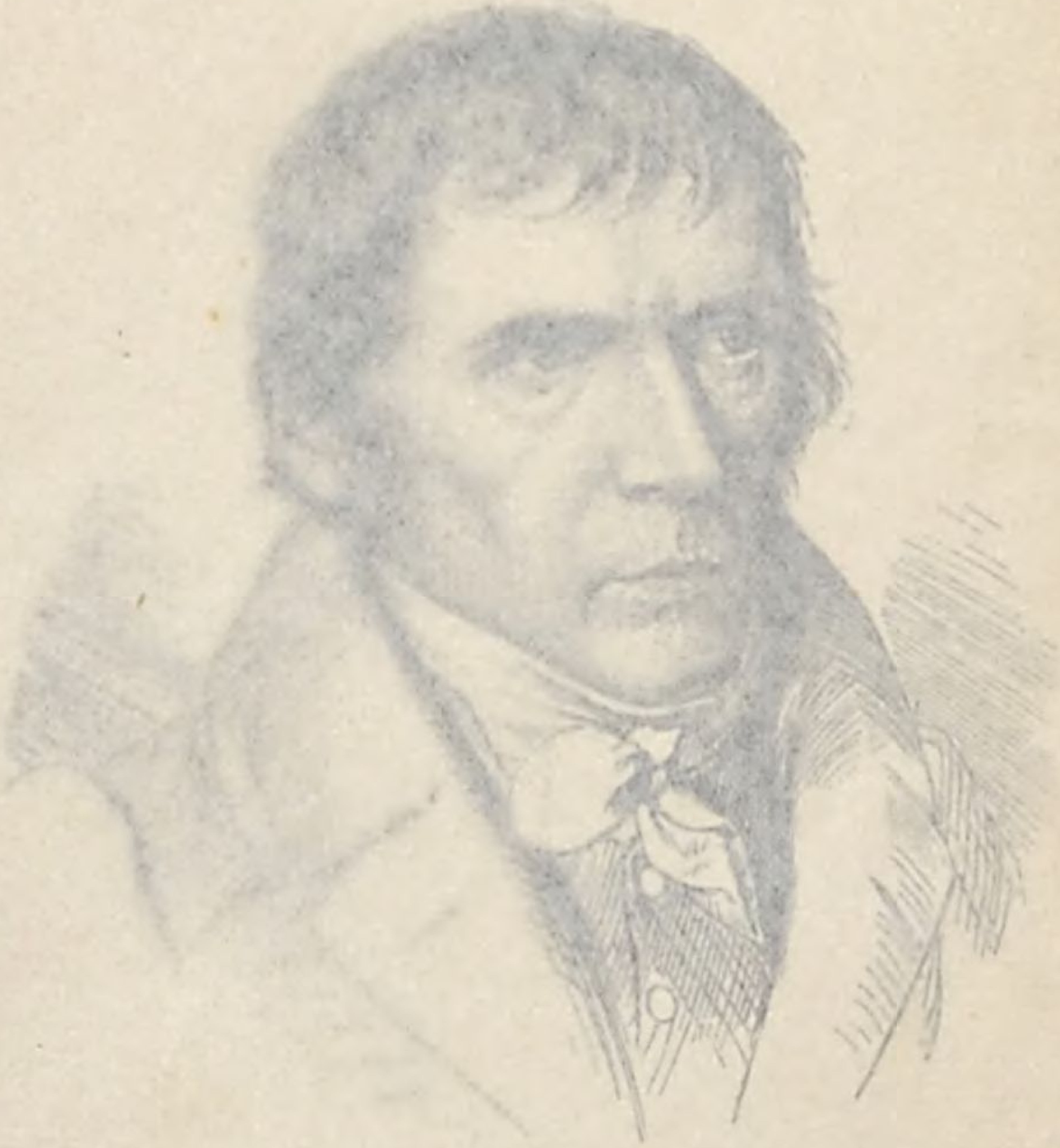
von

Joseph Sarreiter.

Zweite, neu durchgesehene Ausgabe.

Mit dem Bildniß Aurbacher's.

Freiburg im Breisgau. 1890.
Herder'sche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Ludwig Aurbacher.

Geb. 26. August 1784, gest. 25. Mai 1847.

Ludwig Aurbacher's
gesammelte
größere Erzählungen.

Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem Vorwort herausgegeben

von

Joseph Sarreiter.

Zweite, neu durchgesehene Ausgabe.

Mit dem Bildniß Aurbacher's.

Freiburg im Breisgau. 1890.
Herder'sche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in **Straßburg, München** und **St. Louis, Mo.**
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Im Commissionsverlage der Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping) in München ist 1880 erschienen:

Ludwig Aurbacher (1784—1847). Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Von Joseph Sarreiter. 8°. (54 S.)

Druck von Chr. Ströcker in Freiburg i. B.

Vorwort.

Ludwig Aurbacher (1784—1847), ehedem Professor des deutschen Stils und der Aesthetik am königlichen Kadettencorps in München, ist ein namhafter, vielseitiger deutscher Schriftsteller.

Aus seiner Feder stammt das gerühmte, vom Unterzeichneten in dritter, vermehrter Auflage in der Universal-Bibliothek von Ph. Reclam in Leipzig herausgegebene „Volksbüchlein", das nunmehr die Runde durch die deutschen Lande macht.

Eingehendes über des Autors Bildungsgang und umfassende Thätigkeit gibt die oben angezeigte Monographie des Herausgebers. In derselben findet sich die vollständige Angabe der sehr zahlreichen, von Aurbacher edirten Bücher über das Gesammtgebiet der deutschen Sprach- und Stillehre, seiner meist anonym herausgegebenen Militär-, Volks- und Jugendschriften, der sprachwissenschaftlichen und pädagogischen Untersuchungen, sowie der ästhetischen und kritischen Abhandlungen, der Recensionen, Ausgaben, Dichtungen und hinterlassenen Manuscripte nebst der Charakteristik der wesentlichsten Leistungen des Schriftstellers.

Specielles über die vorliegenden belletristischen Producte des Autors, welche zunächst für Gebildete berechnet sind, ist einzusehen S. 39—41. Dieselben sind zum Theil in der „Charitas" des Dichters E. von Schenk veröffentlicht, theils wurden sie im Nachlaß vorgefunden, welcher seit Professor Aurbachers Tod im Besitz meines Onkels, des Herrn Franz Joseph Aurbacher in München, war und mir unlängst zur Veröffentlichung eingehändigt wurde.

Diese sämmtlichen Erzählungen entstanden zu einer Zeit, in der Aurbachers Gestaltungstalent bereits allgemein anerkannt war, und zeichnen sich in gleicher Weise aus durch die anmuthige Natürlichkeit und Frische der Darstellung wie durch das Maßvolle, Humane und Tüchtige des Inhalts. Auch hier zeigt sich der Autor als Meister in Ernst und Scherz. —

Möge denn auch dieses Buch, welchem der Herausgeber viel Sorgfalt zugewendet hat, in Nähe und Ferne recht zahlreiche Freunde gewinnen und Aurbachers Namen in immer weiteren Kreisen der Gesellschaft bekannt machen und einbürgern!

Ebersberg bei München, im September 1880.

Joseph Sarreiter, kgl. Studienlehrer.

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Bei dieser Neuausgabe wurde mehrfach geäußerten Wünschen, soweit thunlich, Rechnung getragen, um das Buch für den Familienkreis passender zu gestalten.

Dem Herausgeber sei es gestattet, darauf hinzuweisen, daß dem Verfasser vorliegender Erzählungen auch in der Zwischenzeit höchst ehrenvolle Beachtung zu Theil wurde, besonders bei Gelegenheit seines 100sten Geburtsfestes. So brachte die „Leipziger Illustrirte Zeitung“ vom 30. August 1884 das Bild Aurbachers, ingleichen die „Alte und Neue Welt“; „Ueber Land und Meer“, 1884 Nro. 52 und der „Hausschatz“ gedachten seiner. Vgl. außer „Allgemeine Zeitung“, Beilage vom 3. August 1881, den Artikel in den „Jugendblättern“ der Js. Braun (1885) von Professor Dr. Hyacinth Holland, sowie die Besprechung in den „Histor.-polit. Blättern“ (1886 S. 567) von Seiten des Dichters Franz Muth.

Besonders erfreulich erscheint uns der Umstand, daß auch pädagogische Zeitschriften dem Autor in letzter Zeit wohlwollende Theilnahme entgegengebracht haben, unter andern sogar (1884) die „Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Oesterreich“.

Speyer a. Rh., Weihnachten 1889.

Joseph Sarreiter.

Inhaltsangabe.

Berichtigungen.

S. 5 Z. 16 v. u. tilge war.
S. 8 Z. 7 v. o. lies: welche statt welches.
S. 8 Z. 15 v. o. lies: sei statt sie.
S. 10 Z. 8 v. o. lies: gleich einer statt gleich eine.
S. 14 Z. 18 v. o. lies: von statt mit.
S. 55 Z. 16 v. o. lies: An die Stelle der göttlichen Ehre.
S. 140 Z. 12 v. u. lies: aufbewahren statt aufzubewahren.
S. 156 Z. 1 v. o. lies: Herrin statt Herren.
S. 160 Z. 3 v. o. lies: Versprechungen statt Versprechen.
S. 168 Z. 10 v. u. lies: Memmingen statt Memmigen.
S. 172 Z. 8 v. o. lies: die Ehrfurcht statt der Ehrfurcht.

St. Mang.

Legende.

St. Mang.

Legende.

So lange und wo es auch Menschen gegeben, die, mit Geist und Gemüth begabt, zum tiefern Bewußtsein des Lebens gekommen, sie haben von jeher sich in zwei Klassen geschieden und ihre besonderen Wege eingeschlagen. Die Einen warfen sich in das bunte Gewimmel und Gewirre der Welt, mit Arbeiten ringend, gegen Gefahren ankämpfend, ihre Kräfte nach allen Seiten hin messend; und dies alles, um sich Freiheit und Selbständigkeit und Ehre und Reichthum und Ansehen zu erobern, oder sich darin zu bewahren. Die Anderen dagegen verzichteten freiwillig auf alle diese Güter und Genüsse, welche die Welt darbietet, um in würdiger Muße ein genügsames Leben zu führen, und zurückgezogen und ungestört, zur Ergründung und Begründung der Wissenschaft, der Kunst, der Religion durch Lehre und Beispiel desto mehr wirken zu können.

Solche Geistesmänner waren es auch — die, nachdem sie vorerst in stiller Einsamkeit, unter Gebet- und Bußübungen ihre Seele gereinigt und gestärkt, fortan Hand anlegten zur Verbreitung des Christenthums und aller der heiligen und seligen Ordnungen, welche vermittelst jener göttlichen Religion Gesellschaften begründen, Länder bebauen, Menschen zu gemeinsamem Zusammenleben in Gehorsam und Liebe vereinigen. So sei denn hier des Mannes gedacht, der, nach einer langen Nacht verwilderten Heidenthums, zuerst in's Algäu gekommen, um das Licht des Christenthums, wie eine Oriflamme, daselbst aufzustecken, und der das Land umher, damals noch eine Wüste, von dem Mittelpunkt aus, wo er seine Zelle gegründet, zu

reinigen, zu bebauen angefangen, daß es nun wie ein Paradies vor unsern Augen erblühet.

Denn in jenen alten Zeiten mochte es ja wohl hier herum wüste und leer ausgesehen haben. Nachdem der gewaltige Strom, der aus dem Herzen des Hochgebirgs entspringt, sich eine Schlucht durch jene Felsen gesprengt, und der See, der sich jenseits im Thale eingestaucht, sich nunmehr in die Niederungen weithin ergossen, ward wohl diesseits alles Erdreich unter den Wassern ertränkt, oder doch bei niederm Stande versumpft. Noch zeugen die vielen kleinen Seen umher, nach einer Kultur von mehr als einem Jahrtausend, von der damaligen Ausbreitung und Vertiefung der Gewässer. Da erzeugte und nährte denn der weite, breite Sumpf nur allerlei giftiges Gewürm und reißendes Gethier, so daß der Mensch mit Schrecken diese weite Cloake floh; und wenn auch auf den waldigen Hügeln umher, die wie Oasen aus der Wüste hervorragten, Einzelne oder Familien sich angesiedelt, von Jagd und Raub sich nährend, es waren verwilderte Menschen, „Unholde", Flüchtlinge vielleicht aus dem Verderben der großen Völkerwanderung, die, ohne Gott und ohne menschliche Ordnung und Bildung, ein dumpfes, wildes Thierleben kümmerlich fristeten. — Solchen Anblick mochte etwa das Land umher gewähren, als der „Apostel" kam, der die frohe Nachricht des Evangeliums den verwilderten Menschen, und die Segnungen dem unter dem Fluche trauernden Lande brachte.

Es war aber dieser Apostel des Algäu's M a g n o a l d, wohl auch M a g n u s, das ist, der Große, genannt. Ein Alemanne von Geburt, verlebt er seine Jugend an den Ufern des Bodensees, ein Jünger des hl. Gallus, der, nebst Columban, dem Iren, in jenen Gegenden zur Verbreitung und Begründung der Religion des Kreuzes in Wort und That wundersam gewirkt. Nach dem Tode desselben entschließt er sich, vom Geiste Gottes getrieben, und von dem Priester Tosso, des Augsburger Bisthums, eingeladen, die christliche Sendung längs dem östlichen Gebirge zu übernehmen und zu vollziehen.

Den Weg verfolgend, den schon die Römer angebahnt, kommt er zuerst nach Kempten an der Iller, wo er seinem Mitbruder Theodor, der ihn begleitet, eine Stelle christlicher Wirksamkeit eröffnet und anvertraut. Er selbst aber wählt sich zur Ausübung seines heiligen Berufes die noch wilde Gegend am Lechstrom; und nachdem er in Epfach, wo sich damals der Bischof von Augsburg aufhielt, die Beglaubigung für seine Sendung erhalten, geht er mit Gottvertrauen an sein schweres Werk.

Sogleich beim Antritte seiner apostolischen Wanderung bietet sich seinem Glaubensmuthe ein gar schweres, gefährliches Hinderniß dar. Unfern Roßhaupten, in einer Schlucht, noch heut zu Tage das Tiefenthal genannt, hauste damals, wie die Legende besagt, ein Drache, ein Dämon, der, eine Plage der ganzen Landschaft, den Glaubensboten den Weg versperrt. Magnus aber ergreift die „Waffenrüstung Gottes"; „angethan mit dem Panzer der Gerechtigkeit und umgürtet die Lenden mit Wahrheit, durch den Schild des Glaubens und den Helm des Heils geschützt" tritt er das Ungethüm an, und erlegt es mit dem „Schwert des Geistes, welches Gottes Wort ist". — Nachdem sich der heilige Mann die Bahn zu fernerer Pilgerfahrt eröffnet, überschreitet er den Lech, und läßt sich vorerst auf einer angenehmen, baumreichen Oase nieder, wo er das Kreuz aufpflanzt und ein Kirchlein erbaut. An diesem Orte, das später Walterhofen geheißen, versammelt er die erste christliche Gemeinde inmitten dieser wüsten Landschaft, und von hier aus, die Niederungen umher, beginnt sein christliches Tagwerk. Später dringt er aber gegen die Bergesschluchten selbst vor, und entschließt sich, in dem Engpasse des Vorgebirges, da wo der Strom durch das Geklüfte dringt, gleichsam innerhalb des Thores, welches in die Berge führt, seine Zelle zu erbauen, und da, neben der Einsamkeit eines in Gott verborgenen Lebens, die Wirksamkeit des lebendigen Glaubens nach allen Seiten hin zu eröffnen.

Die Legende verschweigt, was der heilige Mann zur Ehre Gottes und zum Frommen der Menschen ferner gethan und gewirkt; wie er sich allmählich Brüder von gleicher Gesinnung

um sich in seiner Zelle versammelt; was er zu immer weiterer Verbreitung des evangelischen Wortes, zur Begründung einzelner Christengemeinden in der Gegend umher geleistet; wie sehr er bemüht und besorgt war, daß der Wald gelichtet, der Sumpf trocken gelegt, der Boden bebaut, das leibliche Wohl der armen Umwohner, wie ihr geistliches, dauerhaft gefördert werde. Wohl wird ausdrücklich erzählt, wie er an dem Fuße des waldigen Seulings, da, wo jetzt inmitten grünenden, fruchtbaren Erdreichs das Dorf Pflach liegt, eine Erz-Ader entdeckt, und zu deren Gewinn sofort den Bau eröffnet habe, eine reichhaltige Quelle auf Jahrhunderte hinaus für die dürftigen Anwohner. War nun freilich mit dem Allem, was der Heilige während seines thätigen Lebens gethan, nur der Anfang gemacht zur Cultur der Menschen und des Bodens, so war der fruchtbare Same des Wortes und des Beispiels doch ausgestreut und geborgen, der denn auch, wie wir mit Lust sehen, unter Gottes segnendem Einflusse, ungeachtet mancher verwüstenden Stürme, zu einer schönen Saat heran gewachsen war.

Es starb aber, wie die Legende besagt, der liebe Herr St. Mang, nach einem sechsundzwanzigjährigen Wirken in dieser Gegend, am 6. September des Jahres 655, welchen Todestag denn die Kirche, nach tief bedeutsamen Gebrauche, als dessen Geburtstag, als den Eingangspunkt zum ewigen Leben, feiert. Die Andacht der Gläubigen bedauert zwar mit Recht, daß die Gebeine des Heiligen in den Stürmen der Zeit zu Verlust gegangen oder doch verschwunden sind; und es gemahnen nur noch der Kelch, nebst der Stola und der Manipel, deren sich der Heilige zur Messe bedient, nebst einem Theil des Stabes, den schon Columban und Gall getragen, an das leibliche Dasein und Wirken des heiligen Mannes. Doch beredter und eindringlicher sprechen von ihm die Werke, die er, mit Gott, gestiftet: die Kirche, die er erbaut, die Gesellschaft, die er gebildet, und die Natur, die er entfesselt hat."

Die Aebte.

Novelle.

Es war im Spätherbst des Jahres 1691, als eines Abends ein einsamer Pilgrim nach St. Georgen-Berg hinauf wanderte, einer uralten Benediktiner-Abtei in Tyrol, in tiefer Wildniß, auf dem schwindelnden Abhang eines hohen Felsen, über einen brausenden Waldstrom wie ein Adlernest hingebaut; einst durch das Geschlecht des Helden Georg von Freundsberg und durch dessen Stammverwandte, die Barone von Schlitters, gestiftet über der Klause, welche Ratold von Aibling, ein mächtiger bayerischer Edelherr, vor etwa 600 Jahren, als Einsiedler in dieser Einöde bei einem wunderthätigen Muttergottesbilde aufgerichtet hatte. — Der Pilgrim, auf dessen Erscheinung wir die Aufmerksamkeit unserer Leser gern wenden möchten, ist ein Mann noch nahe den Jünglingsjahren, von starkem, schönem Körperbau, anständiger und sicherer Haltung, von ausdrucksvollem Angesicht; doch verräth seine Miene tiefen Kummer, und in dem Auge liegt eine mit Zorneseifer gemischte Wehmuth wie eine Wolke, die hie und da vom Blitze durchzuckt wird. Wir sehen ihn langsam und zögernd seines Weges gehen; oft steht er still, bald die hohen, weiten Gebirgszüge mit dem Auge verfolgend, die, gleich eng geschaarten Riesen, Volk und Land schützen, bald den Blick in das schöne Inn-Thal hinab senkend, das, vom Abendstrahle verklärt, wie eine Braut ihre Reize entfaltet, wie eine Mutter ihre Schätze auslegt.

Nun beugt der Wanderer um die Ecke, wo der Pfad in die tiefere Schlucht sich verliert, und steht endlich auf der Brücke, die, über den Abgrund jenes Waldstroms erbaut, zu dem Felsen, zum Kloster führt. Hier verweilt er noch einige Zeit, in Gedanken verloren; er schaut in den dunkeln Abgrund,

wo tief unten die Gewässer der Unterwelt rauschen, und matt flimmernde Lichter und schaurige Lüfte sich regen, wie in einer Geisterhöhle. Er löset jetzt einen Ring von seinem Finger und hebt die Hand, um das Kleinod in den Abgrund zu werfen. Da scheint er sich noch zu besinnen; ein Seufzer entsteigt seiner Brust, und eine Thräne tritt ihm ins Auge; er entblößt die Brust und hängt nun den Ring, nachdem er ihn nochmal inbrünstig geküßt, neben das Kreuz, das er auf seiner Brust trägt. Darauf geht er festen entschlossenen Schrittes dem Kloster zu, dessen Pforte ihm sofort als Pilgrim geöffnet wird. —

Drei Tage brachte er als Gast im Kloster zu. Die stille, gottgeweihte Einsamkeit, die nur durch Glockenklang und Chorgesang unterbrochen wurde, das brüderliche Zusammenleben der Mönche, die, wie Glieder eines heiligen Leibes, gegen einander zur Erbauung, mit einander zum Dienste Gottes wirksam waren; besonders aber die ehrwürdige Gestalt des Abtes Alphons, der, wie ein Vater unter seinen Kindern, wie ein Heiliger in der Gemeinde Gottes lebte: alle diese Erscheinungen sagten unserm Wanderer so wohlthätig zu, daß er, nach langer banger Unruhe, die sein Innerstes verdunkelt und bewegt hatte, zum ersten Mal wieder einen Strahl des Friedens, der Hoffnung und der Freude in sich aufleuchten sah. Den Entschluß, den er schon längst gefaßt, aber noch nie so klar gedacht, wollte er nun ins Werk setzen. Er ließ sich noch am Abende des dritten Tages bei dem Abte melden, und eröffnete ihm den Wunsch und die Bitte, daß er ins Kloster aufgenommen werden möchte. Die Papiere, die er vorwies, waren nicht nur befriedigend in Ansehung seiner äußern Verhältnisse, sondern sogar erfreulich in Erwägung seines Standes, seiner Kenntnisse und Verdienste, von denen sich das Stift dereinst Ehre und Vortheil versprechen durfte.

Abt Alphons, dessen Weisheit so tief, als seine Frömmigkeit rein und ungeheuchelt war, ließ sich jedoch durch die glänzende Erscheinung des außerordentlichen Mannes nicht blenden

und irre machen. Er war gewohnt, nicht blos die Außenseite der Menschen zu betrachten und zu erwägen, sondern, so weit es ihm möglich war, auch ihre Herzen und Nieren zu prüfen, zumal wenn es sich um die höheren Interessen seines Klosters handelte, um die Ehre Gottes und das Heil seiner Brüder. Nun konnte aber seinem Scharfblicke der innere Zwiespalt nicht entgehen, die Unruhe, der Gram, welches das Gemüth des Fremden zerrissen und befangen hielten; und der Verdacht lag nahe, daß sein Entschluß, die Welt zu verlassen, plötzlich und gewaltsam hervor gerufen, vielleicht in einer Anwandelung von Wahnsinn der Verzweiflung gefaßt worden sei. Er hielt es darum der Klugheit und der Pflicht gemäß, das Herz desselben vorerst noch zu prüfen und zu erforschen, ob es rein und probehaltig, ob es geschmeidig genug sie, um unter die Hand des heiligen Gehorsams sich zu fügen.

Nachdem der Abt die Papiere durchgelesen, sah er den jungen Mann mit mildem, doch eindringlichem Blicke an, und sprach dann nach einer Pause: „Mein Sohn! — denn mit diesem zärtlichen Namen will ich dich begrüßen, da du dich mir als Vater zutraulich genaht hast — rede wahr und aufrichtig: hast du mir sonst nichts Anderes zu vertrauen, als was diese todten Papiere aussagen?“ „Nichts“ — antwortete der junge Mann — „nichts, an was ich mich je selbst erinnere, was ich einem andern vertrauen möchte.“ — „Deine Rede beweiset,“ erwiderte der Abt, „daß du doch noch ein Geheimniß in deinem Herzen tragest. Sieh, ich will es dir nennen: es ist das Geheimniß deines Schmerzes.“ — „Darum“ eben, versetzte jener, „will ich die Welt verlassen, um mein Geheimniß, meinen Schmerz in der Abgeschiedenheit des Lebens auf ewig zu vergraben. Laßt mich, ehrwürdiger Vater, diese meine Last allein tragen, bis sie mir vielleicht Gott, zu dem ich's hoffe, abnehmen wird.“ — „Willst du die Welt verlassen, mein Sohn“, sagte der Abt mit Nachdruck, „so mußt du auch das Deinige, so mußt du dich selbst verlassen. Es ist dein

Wille, den du vor Allem zum Opfer bringen mußt. In dem Verlies dieser heiligen Mauern darf es kein Eigenthum geben, nicht einmal des Geistes und Herzens, das nicht zur Wissenschaft und zur Verwendung dessen gesetzt ist, welcher der Verwalter, der Herr, der Vater der Gemeinde ist. Nur durch diese unbedingte Unterordnung Aller unter Einen, nur durch gänzliche Verzichtleistung auf jedes Mein und Dein kann der Geist einer wahrhaft geistlichen Familie hergestellt werden; und nur so vermag der Abt, welcher der Diener Aller in Gott ist, die Kräfte der Einzelnen zu einem mächtigen Bunde zu vereinigen, die Talente zu benutzen, die Schwächen auszugleichen, Verdienste zu würdigen, Schulden zu tilgen, Alles zum Besten herzustellen. Wie aber könntest du, mein Sohn, mit irgend einem Rückhalt deines Herzens, sei es nun Unglück, sei es geheime Schuld, vor meinen, deines Vaters Augen bestehen?" — Jener versetzte, mit gesenktem Blicke: „Es ist ein Unglück, das ich zu vergessen hoffe; es ist eine Schuld, die ich abzutragen gedenke." — „So ist es also doch," fiel der Abt ein, „die Verzweiflung, die dich aus der Welt in das Kloster getrieben. Unglücklicher! wie aber glaubst du diesen entsetzlichen Zustand überwinden zu können in dieser öden Einsamkeit, wo dir kein Trost, kein Rath, keine Hülfe werden mag? Oder meinst du, daß wir in unsere friedliche Wohnung einen Wahnsinnigen aufnehmen möchten, welchen der Schmerz oder die Schuld des Lebens angstvoll dahingetrieben?" — „Ja, ich fühl's," rief jener lebhaft aus, „meine Nähe ist jedem grausenhaft, und mein Hauch verpestend. Drum will, drum muß ich freilich von dannen, um mich in die tiefste, ödeste Einsamkeit zu vergraben, fern von allen Menschen und allein mit Gott, der mein Tröster, mein Helfer sein möge." — „Nicht also, mein Sohn!" — erwiederte der Abt, indem er ihm segnend die Hand auf das Haupt legte; — „es sind ja eben die Menschen Gottes Boten, an deren Wort und Rath und Hülfe er uns anweiset. Wer diese verschmähet, weiset ihn selbst zurück und seine Gnade. Du bleibe bei uns! Der

Herr hat dich an mich gewiesen, und ich werde dich nicht lassen, mein Sohn. Nur sei aufrichtig und bekenne!“

Nach einigem Stillschweigen, während dessen ein schwerer Kampf in seinem Innern vorzugehen schien, nahm der junge Mann das Wort und sprach: „Wohl hoffte ich, daß ich das düstere Geheimniß meines Lebens, das ein Geheimniß des Todes ist, mit mir werde in die Grube nehmen können. Denn ein großes Unglück ist, wie eine schwere Schuld, gleich eine Pestbeule, die wir an unserm Herzen zum Tode tragen. Doch Ihr wollet, ehrwürdiger Vater, mein Arzt werden, und so sei denn Euch, aber auch nur Euch, die Geschichte meines Lebens anvertraut, und der Verzweiflung, die mich aus der Welt trieb in das Kloster, wo ich mindestens einsam und mit Ergebung mein sieches Leben zu vollenden hoffte . . . Die Papiere, die ich Euch vorgelegt, nennen den Stand, den ich in der Welt eingenommen. Ich war Soldat, und hatte Gelegenheit genug zur Auszeichnung, die mir denn mit Ehren sattsam vergolten wurde. Meine Eltern, ehrsame Bürgersleute in Wien, hatten mich zum geistlichen Stande bestimmt. Meine Neigung aber trieb und trug mich zur Welt, ins vielbewegte Leben, zum Soldatenstande. Das Geschick wollte, daß ich noch früher, als ich gehofft, der Trommel folgen konnte. Der Erbfeind der Christenheit belagerte Wien. Um den edlen Heldengreis Starhemberg sammelten sich alsogleich alle wehrhaften Bürger, um für ihren Herd und den Altar zu streiten. Wir Studenten bildeten die Leibwache des Heerführers; und ich, obgleich beinahe noch Knabe, ließ mich nicht abhalten, dem Zuge zu folgen. Starhemberg kannte und liebte mich; denn mein Vater war ein geborener Unterthan des Helden; er wählte mich zu seinem Waffenträger. Ich kam nicht von seiner Seite, und begleitete ihn immerdar, auch an seiner Sänfte, in der er sich, an der Ruhr darnieder liegend, jeden Morgen und jeden Nachmittag hintragen ließ an die schwer bedrohten Stätten des Kampfes und der Gefahr an der Burg- und Löbel-Bastey. Die Geschichte jener Belagerung ist bekannt. Sie bleibt ein

ewiges Denkmal der Treue und Tapferkeit. — Nach aufgehobener Belagerung folgte ich dem Kriegszuge nach Ungarn. Ich erhielt von Starhemberg eine Fahne in dessen Regiment, und focht treulich mit bei Barkar, vor Ofen und vor Belgrad. Die letztere Stadt wurde endlich erobert. Mir ward die Auszeichnung zu Theil, der erste Platz-Lieutenant zu sein in Ungarns wieder ersiegter Vormauer. Die Waffen ruhten nun. Meine Wünsche waren erfüllt."

„Aus dem, was ich vernommen, ersehe ich," — sagte der Abt — „daß Gott die Wege deiner Jugend wunderbar angebahnt hat. Um so zuversichtlicher wird und soll dein Glaube sein an dessen weitere Führung und Leitung."

„Ach, wer wird daran zweifeln, daß unsere Schicksale in Gottes Hand stehen?" versetzte jener. „Aber wer mißt sich auch so viel Weisheit, so viel Kraft zu, daß er diese Hand immer sehen, diese schwere Hand immer ertragen könne? Es erglänzte mir ein goldener Morgen, um plötzlich in Gewitternacht sich zu hüllen; es öffnete sich mir ein Paradies, um sogleich in eine Hölle sich zu verwandeln. — Mein Herz sehnte sich nach einer Lebensgefährtin. Meine Mutter wählte sie selbst unter den schönen, ehrbaren Töchtern der Hauptstadt. — Bleibe denn jene holdselige Maienzeit verschwiegen und vergessen auf immerdar! Meine Gattin gebar mir eine Tochter. Ich genoß das süßeste Familienleben; ich war der glückseligste Mensch. Da entspann sich neuerdings der Krieg mit dem alten Erbfeinde. Der Großvezier bedrohte Belgrad mit aller Macht. Der Marschall Herzog von Croy warf sich mit dem nahen Armee-Corps in die Festung, und die Erhaltung dieser wichtigen Vormauer schien keinem bedenklichen Zweifel zu unterliegen. Der blinde Zufall wollte es anders. Eine feindliche Bombe fiel in das Pulvermagazin. Der Wall zerriß; die Türken drangen durch die Lücke ein. Wir eilten hinzu; wir kämpfen wie Verzweifelte. Umsonst; der Kampf wälzte sich von Straße zu Straße, zuletzt das Haus vorbei, das ich bewohnte, das die Meinigen einschloß. In meinem Berufe —

o des unseligen Berufes, der es zur Pflicht macht, Weib und Kind zu verlassen, zu vergessen und zu opfern, um für andere zu kämpfen, die uns fern und fremd sind — ich that meine Pflicht. Ich raffte meine letzten Kräfte zusammen, um die fürchterlichen Wogen zu dämmen, zurückzudrängen. Ich sah vor mir die Flammen prasseln; ich hörte das Gewimmer, das Geschrei der Weiber und Kinder; ich sah endlich, wie ein Haufe Barbaren in meine Wohnung drang; ich focht als ein Verzweifelter, und stürzte mich in den Tod. Den Verwundeten, den Betäubten trugen sie hinweg, und ich erwachte nach wenigen Stunden zum Leben wieder, das nun vor mir da lag, wie eine Wüste voll Brandmale und Leichen."

„Und dein Weib, dein Kind?" fragte der Abt.

„Sie waren nicht mehr; sie waren untergegangen im Gräuel allgemeiner Verwüstung. Nach eingezogenen Erkundigungen hatte die Flamme das ganze Quartier in Asche gelegt; und, was der Flamme entrinnen wollte, fiel unter dem Schwerte der Ungläubigen, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes. — Laßt mich über die folgende Zeit hinweg eilen. Die Schwermuth, die mich befiel, der Ekel an der Welt, die mir nichts mehr bieten konnte, der Haß gegen einen Stand, der mich gezwungen, den Pflichten eines Gatten, eines Vaters zu entsagen, zuwider zu handeln: alles dieß bewog mich, meinen Abschied zu nehmen, der mir denn auch, zwar ungern, aber auf ehrenvolle Weise, ertheilt wurde."

„Und in dieser verzweifelten Lage," sprach der Abt, „da hofftest du nun, in einem Kloster Ruhe zu finden? Du glaubtest, daß der Schmerz von dir ablassen werde, wenn du dich von ihm abkehrtest?"

„Was ich erzählt habe," fuhr jener fort, "das war mein Unglück; und was ich nun erzählen werde, das ist meine Schuld. Doch erkannte ich sie erst, nachdem ich für sie gebüßt. Mein Vater nämlich hatte das Gelübde gethan, den einzigen Sohn, die späte Frucht seiner Ehe, aus freudiger Dankbarkeit, dem geistlichen Stande, dem göttlichen Dienste zu widmen. Meine

Neigung wiederstrebte seinem Willen von Jugend auf; und als ich bei meinem Abzuge nach Ungarn ihm trotzig meinen Entschluß kund gab, Soldat zu sein und zu bleiben, so gab er mir — den Fluch wohl nicht; denn welcher Vater könnte dem Kinde fluchen? — aber er gab mich der Strafe Gottes hin, die meiner harren würde, wegen des verletzten Gelübdes, das er bei meiner Taufe, in meinem Namen, gethan.... Mahnt mich nicht, ehrwürdiger Vater, an die Satzungen der Kirche, welche freilich von einer Verbindlichkeit dieser Art nichts wissen will. Ich konnte mich dabei nicht beruhigen; es drückte mich schwer, daß ich seit der Zeit kein verzeihendes Wort mehr von ihm vernommen; es griff mir vollends in's Herz, daß er vor Gram über mich gestorben, ohne seinen Segen hinterlassen zu haben für seinen einzigen Sohn."

„Er ist nun in der Wahrheit und sieht die Wahrheit", sprach der Abt... „Auch hattest du doch wohl den Willen der Mutter für dich —"

„Ja, und ihren Segen, den sie noch aussprach, ehe ich ihr die Augen zudrückte. ‚Des Vaters Fluch' — tröstete sie ‚reißt die Häuser ein, und der Segen der Mutter baut sie auf.' Aber es trieb und drängte mich nun doch — nachdem sie und alles, was ich lieb hatte auf der Welt, gestorben — des Vaters Gelübde zu erfüllen. Es däuchte mir, daß nur dadurch seiner und meiner Seele Ruhe gegeben werden könnte. Mich fesselte nun nichts mehr an die Welt; ich beschloß, mich in der einsamsten Karthause Frankreichs zu begraben. Ich verließ Wien, und trat meine Wanderung an. Seltsam war es aber, daß, als ich nun die Grenze überschreiten sollte, mich ein unnennbares Grauen befiel, das Vaterland zu verlassen, das ewig theure, für das ich geblutet, für das ich die Meinigen geopfert hatte. Ich wandte mich den Bergen, dem treuen Tyrol zu, in dessen Schluchten, wie ich hoffte, mir wohl auch eine verborgene Pforte sich öffnen möchte, hinter der ich die Welt und das Leben vergessen und verschmerzen könnte. Mein guter Engel führte mich zu Eurer Zelle, verehrungswürdiger Vater,

und Ihr habt den irrenden Pilgrim mit Liebe aufgenommen, wofür Euch ewig mein und Gottes Dank werden möge.“

Abt Alphons sprach, nachdem er die Erzählung vernommen, einige ermahnende und tröstende Worte, wie sie in diesem Augenblicke der Aufregung zweckdienlich zu sein schienen. Dann kündigte er ihm seine Aufnahme ins Kloster an, mit der Zusicherung seines besondern väterlichen Wohlwollens. — Nach Verlauf des gesetzlichen Probejahrs nahm er auch keinen Anstand, diesen seinen geistlichen Pflegesohn, mit dessen Zucht und Sitte er gar wohl zufrieden war, zur Ablegung der Klostergelübde zuzulassen, bei welcher feierlichen Handlung er ihm den Namen Cölestin beilegte.

Bruder Cölestin beschäftigte sich von nun an, nebstdem, daß er den gottesdienstlichen Handlungen und geistlichen Uebungen oblag, auf's eifrigste mit dem Studium der theologischen Wissenschaften, so weit sie dem künftigen Priester, zumal in klösterlichen Verhältnissen, nothwendig sein mochten. Diese Beschäftigungen, deren Ruhe und Stille so sehr abstach mit der frühern lärm- und streitvollen Lebensweise, sodann die gemessene Ordnung des Hauses, worin jede Stunde ihr bestimmtes Geschäft, jede Stelle ihren passenden Gegenstand, jede Handlung ihren besondern, geheiligten Zweck hatte, endlich der Umgang mit den frommen Brüdern dieser geistlichen Gemeinde, deren ungetrübte Seelenruhe und innige Zufriedenheit mit Gott ihm überall als ermunterndes Beispiel voran leuchtete; besonders aber die väterliche Liebe und Sorgfalt des Abtes, der jedes Bedürfniß seines Geistes, jede Bewegung seines Gemüthes zu erforschen, zu befriedigen versuchte: es wirkte dieß alles wohlthuend auf seine Seele ein, und gab ihr ein sicheres Gleichgewicht. Die traurigen Erinnerungen an die Vergangenheit traten allmählig und immer mehr und mehr in den Hintergrund zurück; die Gegenwart erschien ihm in dem milden Lichte eines sichern, behaglichen Zustandes, und die Zukunft, die sich ihm eröffnete, versprach ihm mindestens den ungekränkten Besitz dessen, was der Mensch als das Höchste, Letzte erstrebt und in der

Welt leidenschaftlicher Unruhe nie erlangt, — des innerlichen Friedens.

Kaum daß Cölestin zum Priester geweiht und in das Kapitel eingeführt worden war, so übertrug ihm sogleich Abt Alphons das Amt eines Schaffners[1]. Es bestimmten den Abt zu diesem Entschlusse zweierlei Beweggründe. Einmal mußte er es wünschenswerth halten, daß er, bei seinem vorgerückten Alter, einen tüchtigen Gehülfen in der schwierigen Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Klosters fände, wozu ihm denn der welterfahrene, an Thätigkeit gewohnte Mann als der beste, willkommenste erschien; ja, er verhehlte sich selbst nicht den Gedanken und den Wunsch, in Cölestin seinen Nachfolger zu erziehen, und ihn den Mitbrüdern besonders werth, ja unentbehrlich zu machen. Sodann aber hatte er bei jener Ernennung noch eine andere, näher liegende, edlere Absicht. Der weise, fromme Mann kannte das menschliche Herz. Er sah ein, daß eine vieljährige bewegte Lebensweise, eine zur Natur gewordene Thätigkeit wohl auf einige Zeit aufgehoben, aber nicht auf immer verlassen werden könnte, und daß die einförmige Ordnung des Hauses, der tägliche, unter denselben Formen wiederkehrende Gottesdienst, die stillen Uebungen der Andacht den Geist eines Mannes nicht in die Länge zu fesseln vermöchten, der gewohnt war, sich mit den Geschäften, den Hindernissen und Gefahren der Welt herum zu schlagen. Man müsse, war sein Grundsatz, zum Klosterleben, wie zu jedem andern Berufe geboren, erzogen sein. Er fürchtete daher mit Grund, daß Cölestin, unter den engern, einförmigern Verhältnissen, bald eine Leere des Herzens fühlen würde, welche dann mit den wiederkehrenden traurigen Erinnerungen an die Vergangenheit, und mit Widerwillen, mit Ekel an der Gegenwart erfüllt würde. Diese väterliche Sorgfalt war es zumeist, die den Abt zu seiner Wahl bestimmt hatte. — Cölestin vernahm indessen den Auftrag mit Betrübniß und Besorgniß.

---

[1] Oekonomen.

Er verhehlte dem Abte nicht, wie glücklich, wie zufrieden er sich in seiner einsamen Zelle, bei seinen Büchern, im Chor, inmitten seiner Brüder befunden habe, und wie sehr er befürchte, daß, wenn er nun aus diesem engen, stillen Kreise heraus trete und sich mit den Händeln der Welt befasse, er seine Gemüthsruhe, die er, mit Gottes Gnade, nach schweren Kämpfen errungen, bald wieder verlieren werde. Der Abt lobte zwar dessen fromme Gesinnungen, erklärte aber zugleich: die Bedenklichkeiten wären nicht von der Art, daß er den wohl erwogenen Entschluß zu ändern, und von der getroffenen Wahl abzustehen sich veranlaßt fände.

Cölestin gehorchte. Er fand sich auch bald in den neuen Geschäftskreis, und fühlte sich darin tüchtig und behaglich. Er regelte Einkommen und Verbrauch des Klosters; den letztern bestimmte er, wie es in jeder geordneten Hauswirthschaft sein sollte, nach dem erstern. Vieles war, zumal auf Meiereien, einer Verbesserung fähig, und die Vermehrung der Einkünfte, ohne Belastung der Unterthanen, möglich und erwünscht. Darauf richtete er sein besonderes Augenmerk. Er lernte die Besitzungen des Klosters nach Augenschein kennen; er traf an Ort und Stelle zweckmäßige Anstalten zur Förderung der Kultur; er hielt genaue Rechnung zwischen den jährlichen Ausgaben und Einnahmen, und verwendete den Ueberschuß auf eine Weise, daß dem Gotteshause daraus dauernder Vortheil entstand auf alle künftigen Zeiten.

In diese Tage fiel ein Ereigniß, das den welterfahrenen, patriotischen Mann zu einer wichtigern, umfassendern Thätigkeit berief. Der Kurfürst von Bayern, der sich mit dem Kaiser überworfen, fiel ins Land von Tyrol (1703). Die Veste Kufstein wurde gebrochen; und als nun, von der Uebermacht des Feindes bedroht, die österreichischen Truppen sich immer weiter und zuletzt bis über den Brenner zurück gezogen, so drang der Feind ohne Schwertschlag das Unter-Innthal hinauf, St. Georgenberg vorbei, bis gen Innsbruck, die Hauptstadt. Cölestin, als er die Schaaren vorbeiziehen sah, knirschte innerlich vor Wuth. Denn also müssen wir doch

seinen Zustand bezeichnen, der, wie ein heiliger Wahnsinn, sich seiner bemächtigte. Die Liebe zum Vaterland, die alte Kriegslust war in ihm wieder erwacht und in verjüngter Kraft erstanden. Er konnte sich nicht mehr halten, er trat vor den Abt und erbat sich Urlaub. — Alphons schien ob dem Begehren betreten zu sein. Er wagte es zwar nicht, ihm eine abschlägige Antwort zu geben; denn er kannte und ehrte den Willen des Mannes, der immer nur das Rechte, und dieses ernstlich, fest und beharrlich wollte. Viel weniger aber mochte er dessen Verlangen billigen und gutheißen; denn, abgesehen von den Nachtheilen und Gefahren, die durch die Theilnahme eines Mitgliedes dem Kloster leicht entstehen konnten, hielt er diesen Uebergriff eines Gottgeweihten in die blutigen Händel der Welt für ein großes Wagniß, wo nicht gar für Frevel und Sünde. Dieß und Anderes wendete er gegen das sonderbare Begehren ein, und legte es ihm an's Herz und auf das Gewissen. — Cölestin erwiederte: das Vaterland habe die ersten und heiligsten Rechte auf jeden seiner Söhne, und von den Pflichten gegen dasselbe könne sich Niemand lossagen, wessen Standes und Berufes er auch sei. Die Geschichte zähle zu allen Zeiten Beispiele auf, wo auch Mönche und Priester an den Kriegshändeln ihres Volkes theilgenommen, und durch Wort und Beispiel zum Siege mitgewirkt haben, wofür ihnen denn auch der Beifall der Guten und der Dank des Vaterlandes geworden. Er erinnere aber nur an den heiligen Bernhard, welcher Könige und Fürsten und alles Volk zu jenen heiligen Kriegen ermuntert und bewogen habe. Ein heiliger Krieg sei aber jeder Kampf für den Herd und Altar. Er sei zwar nicht der Meinung, daß in Gefahren solcher Art Alle zu den Waffen greifen müßten, sondern nur, daß Jeder in seiner Weise und nach den Gaben, die ihm Gott verliehen, das Seinige beitragen solle zur Rettung des Vaterlandes: der Reiche durch Beisteuer, der Fromme durch Gebet, der Beredte durch die Macht des Wortes, der Starke durch die Kraft des Armes, der Kriegserfahrene durch weisen Rath und kluge Lei-

tung. In der letztern Eigenschaft könne und wolle er dem Vaterlande in dessen großen Nöthen zu Diensten sein. Schon rege sich der Geist des Aufstandes unter dem Volke; nichts könne dessen Ausbruch verhindern oder aufhalten. Zu befürchten sei, daß in unzeitigen vereinzelten Kämpfen Blut vergebens vergossen, die Vorsicht, die Strenge des Feindes geschärft werde. Nur durch allgemeines Zusammenwirken und plötzliches Losschlagen zur rechten Zeit und am rechten Orte könne der Feind erschreckt, geworfen, das Land befreit werden. Dazu bedürfe es aber eines einzigen, mächtigen Willens, der das Ganze kräftig zusammenhalte, klüglich leite und nach Umständen benutze.

Abt Alphons sah wohl ein, daß durch Gegengründe dem Verstande schwer anzukommen sei, wo der entschiedene Wille die Wehr vorhalte und jeden Angriff abweise. Er begnügte sich daher, den ungestümen, patriotischen Mann für den Augenblick dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm einen Urlaub unter der Bedingniß bewilligte, wenn eine Aufforderung von Außen her und durch das Volk selbst an ihn ergehen würde; dieß möchte ihm sodann als Zeichen und Gewähr gelten, daß eine höhere Weisung an ihn ergehe und ihn zu dem außerordentlichen Berufe einweihe. Cölestin beruhigte sich mit der Erklärung seines verehrten Abtes, der übrigens, so weit wir seinen Charakter kennen, selbst mit geheimer Freude den heldenmüthigen Entschluß des wackern Mannes wahrnehmen, und die Berufung desselben zu dem ehrenvollen Geschäfte nicht ungern erharren mochte.

Es muß hier bemerkt werden, daß die frühern Schicksale und Kriegsabenteuer des Mönchs von St. Georgen-Berg, mit Ausnahme seiner Familienverhältnisse, dem Volke nicht verborgen geblieben waren. Er selbst hatte damit seine Mitbrüder in müßigen Stunden oft unterhalten, und auch Auswärtige, zumal die Gäste, deren Pflege zu seinen Obliegenheiten gehörte, bei mancher guten Gelegenheit damit ergötzt und erbaut. So kam es denn, daß der Name Bemb[1] durch die Lande

---

[1] In der Mundart des Volkes, statt Böhm.

von Tirol bis in die Hütten gedrungen war, und daß, wie es bei Gerüchten der Art zu geschehen pflegt, sich an dessen Gedenken die wundersamsten Begebenheiten und heldenmüthigsten Handlungen angeknüpft hatten. Als nun daher die Bewegung durch das Volk ging, und die Männer des Aufstandes sich um einen Führer umsahen, da wendeten sich Aller Augen auf den Mann, der in Wien und vor Belgrad, die Ungarlande hinunter, gegen den Türken gekämpft und gesiegt hatte. Es wurden sofort Boten gesandt an den Abt von St. Georgen-Berg mit dem ehrerbietigen, jedoch dringlichen Begehren, daß er ihnen den Bemb geben möge zum Anführer des Landsturmes, der zu dessen Befehlen bereit stünde. Ihr Begehren wurde bewilligt, und Cölestin zog nun mit den Boten fort und wanderte mit ihnen von Gemeinde zu Gemeinde, um Schau zu halten über die Rüstigen, und die Saumseligen zu entbieten zum allgemeinen Landsturm. Das Ansehen des geistlichen Herrn, der Ruf von seinen frühern Thaten, die ehrfurchteinflößende Haltung seiner Person und die Kraft seiner Beredsamkeit wirkten mit zauberischer Gewalt auf die Gemüther der Landleute. Der Name Bemb und sein Aufgebot ging von Mund zu Mund, wie ein Lauffeuer, und bald bildete, das ganze Unter- und Ober-Innthal entlang, die Verschwörung, wie das Gebirge selbst, eine ununterbrochene Kette, deren letzter Ring in der Hand des gewaltigen Mönchs lag. Dieser ersah sich auch die beste Zeit und Gelegenheit zum allgemeinen Ausbruch. Als nämlich die Bayern gegen den Brenner vorrückten, um den Franzosen, die von Welschland her kommen sollten, Bahn zu machen, überfiel Bemb mit seinen ungeordneten, aber tapfern Schaaren die kleinen Besatzungen in Innsbruck, Rattenberg und Kufstein, und besetzte und verschanzte das ganze Thal in der Art, daß dem Feinde die Rückkehr in sein Land von dieser Seite ganz abgeschnitten war. Die Nachricht von diesem Aufstande in seinem Rücken, und die hartnäckige Gegenwehr, die der Feind auf den Höhen des Brenners und in den Thalschluchten von jenseits erfahren,

nöthigten ihn zum Rückzug auf Innsbruck, das er wieder wegnahm. Hier aber sah er sich umlagert von Tausenden, die Wege abgeschnitten, Schanzen überall aufgeworfen, die Häuser und Schluchten vertheidigt. Es war keine Zeit zu verlieren. Man schlug den kürzern Weg ein, die Martinswand vorbei, über Zierl, nach der zerstörten Scharnitz, nicht ohne heftige Kämpfe und großen Verlust. An der Martinswand drohte dem Kurfürsten selbst der Tod. Ein kühner Bergmann, ein fernhin und sicher treffender Schütze, pflegte immer nur die feindlichen Offiziere auf's Korn zu nehmen. Solchen Rath soll ihm Bemb gegeben haben. Wie denn die Schaaren sich durch den Engpaß drängten, wollte der Verwegene sogar sich keinen Mindern zum Opfer ausersehen, als den Kurfürsten selbst. Der Mann fiel, von seiner Kugel getroffen. Es war aber ein Graf Arco, der als Stallmeister, Bahn machend, vor dem Kurfürsten geritten. Der Herr war einfacher gekleidet und bewehrt, als der Diener. So täuschte den Schützen die Rüstung. Eine Sage ging, Bemb selbst habe den Kurfürsten insgeheim warnen lassen, daß er sich nicht, unter so bedrohlichen Umständen, durch Prunk verrathen und bloßstellen sollte. Der Gedanke mochte ihm entsetzlich erscheinen, die kaiserliche Tochter zur Wittwe zu machen und ihre Kinder zu Waisen.

Tirol, der ganze Kaiserstaat war gerettet durch den heldenmüthigen Aufstand der Bauern, durch die kluge Leitung des Kastners von St. Georgen-Berg.

Kehren wir nun mit ihm zurück in seine Klause. Abt Alphons empfing ihn mit einer gemischten Empfindung. Er bewunderte den Mann, durch dessen Muth und Geschicklichkeit das Vaterland gerettet worden war, und er wünschte sich und dem Stifte Glück, das die Ehre hatte, ihn unter die Seinigen zu zählen. Aber er war zugleich um des Mannes selbst willen voll Sorge und Bedenklichkeit; denn die alten Neigungen, die in ihm plötzlich wieder erwacht waren, dieser leidenschaftliche Drang, sich in der Welt Händel zu mischen, diese entschiedene Richtung nach Außen, und das Wohlbehagen, das er in diesem, einem Mönche

so fremdartigen Elemente gefunden, wie leicht konnten sie ihn von seiner wahren Bestimmung ablenken, eine Unzufriedenheit mit seiner dermaligen Lage in ihm erwecken, und den alten Zwiespalt; die Wunde seines Herzens, welche die Zeit geheilt und vernarbt, wieder aufreißen und noch schmerzlicher und unheilbarer machen! Der fromme Abt vertraute jedoch auf Gott und that übrigens, was an ihm lag. Er ernannte Cölestin zum Prior. Das neue Amt, das ehrenvollste, das er ihm ertheilen konnte, schien ihm auch zugleich das heilsamste, zweckmäßigste für den Mann, den er überdieß immer mehr an seine Person, an die nächsten und heiligsten Interessen des Klosters knüpfen wollte. Zu seiner Beruhigung und Freude gewahrte er auch, daß der neuernannte Prior die klösterliche Zucht, den Gottesdienst und die geistlichen Uebungen, über die er als Vorstand zunächst zu wachen hatte, nicht nur eifrigst bei Andern betrieb, sondern selbst zu seinem angelegentlichen Geschäfte, zur Gewissenssache machte. Diese Ueberzeugung gründete sich nicht so wohl auf dessen Handlungen, als vielmehr auf jene freundschaftlichen Unterredungen, in denen der Prior tiefe und sichere Blicke in die klösterliche Ascese verrathen ließ, — Ansichten, die, wie Alphons wußte, nur der eigenen Erfahrung, der wahren Demuth und der gründlichen Frömmigkeit sich eröffnen.

Von der Zeit an faßte Alphons das unbedingteste Vertrauen zu Cölestin, den er zwar schon längst geachtet und geehrt, aber noch nie mit solcher Liebe und Zuneigung umfaßt hatte. Er dankte Gott, daß er in seinen alten Tagen einen Mann gefunden, dem er seine Gemeinde, sich selbst anvertrauen konnte. Er hatte die schwerste Pflicht erfüllt, sich einen Nachfolger zu bilden, und die höchste Freude erlebt, einen Freund zu finden; und so konnte er der nahen und fernen Zukunft mit Ruhe entgegensehen.

Eines Tages traf Cölestin den Abt in großer Aufregung, die ihm um so mehr auffiel, da er an dem ehrwürdigen Greise nur die sanfteste Gemüthsruhe und Heiterkeit wahrzunehmen gewohnt war. Ehe er jedoch eine Frage an ihn über dessen Zustand stellen konnte, begegnete ihm der Abt schon mit der

mild freundlichen Erklärung: es sei ihm eine Nachricht und Einladung von Ferne her gekommen, die ihn mit Freuden und mit Schmerz zugleich erfülle. Die Aebtissin von ***, eine ehemalige Jugendfreundin, wünsche ihn, vor ihrem nahen Tode, noch einmal zu sehen. Er könne nicht umhin, dem Rufe zu folgen, den ihm eine menschlich fromme Pflicht auferlege; und er getraue sich, einen Schritt zu verantworten, der ihn auf einige Zeit dem Kloster entreiße, um einer theuern Seele, die sich nach ihm sehne, zum Troste und zur Hülfe zu sein. „Ich würde dich, lieber Bruder" — fuhr der Abt fort — „eingeladen und gebeten haben, mich auf dem schweren Gange zu begleiten; allein ich fühle, wie nothwendig deine Anwesenheit im Kloster sei, das ich nun sichern Händen anvertraut wissen werde. Inzwischen, damit ich dir doch nahe und gegenwärtig bleibe, magst du gelegentlich diese Papiere durchblättern, die mein Verhältniß zu jener Freundin darthun. Es wird dir vielleicht die Einsicht in ein fremdes, schwer geprüftes Menschenleben zum Troste und zur Lehre dienen, auf wie gar verschiedenen, aber immer wunderbaren Wegen Gott die Menschen führt."

Abt Alphons trat sogleich des andern Tages seine Reise an, nachdem er noch der versammelten Klostergemeinde den Prior als seinen einstweiligen Stellvertreter bezeichnet hatte. Das Ziel der Reise, zumal der Beweggrund, blieb Allen ein Geheimniß.

Es bedarf wohl nicht bemerkt zu werden, mit welcher Theilnahme Cölestin die hinterlassenen Papiere, gleichsam das Vermächtniß seines ehrwürdigen Vaters, in der Zwischenzeit durchgelesen habe. Es waren theils Selbstbekenntnisse in Form eines Tagebuches, theils Briefe, die er mit der fernen Freundin gewechselt. Es waren eben so viele Documente eines frommen, gottergebenen Sinnes und jener heiligen Ehe, welche zwischen reinen Gemüthern auf Erden schon geschlossen wird, gleichwie in den Himmeln.

Wir theilen unsern Lesern von den frühern Schicksalen des verehrten Mannes so viel mit, als zur Würdigung seines Lebens und Charakters diensam sein möchte.

Er war schon von Geburt eine Doppelwaise. Die Gärtnersleute des Grafen *** nahmen den Knaben an Kindesstatt an. Seine Pflegeeltern trugen liebreiche Sorge um ihn; und seiner Kindheit, die sich gleichsam unter Blumen und mit ihnen entfaltete, fiel ein beneidenswerthes Loos. Der Graf selbst schien an dem aufblühenden Knaben sein besonderes Wohlgefallen zu haben. Oft nahm er ihn auf den Schooß, streichelte ihm die Wangen und küßte ihn; an Geschenken, an Spielzeug, an glänzenden Pfennigen und leckern Bissen fehlte es nie. Der Graf hatte keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, die lieblichste Kindesgestalt. Der Knabe war ihr einziger Gespiele. Sie liebten sich wie Geschwister, und der Graf sah es gern, daß sie freundlich und friedlich zusammenhielten. So wuchs der Knabe zu dem Alter heran, wo er die Schule zu besuchen hatte. Der Graf sandte ihn nach Innsbruck und sorgte für ihn. Die Ferien brachte er jederzeit bei seinen Pflegeeltern, vielmehr im Schlosse zu, und er war dem Grafen allzeit willkommen, noch mehr dem Fräulein Ida, die seine Abwesenheit während des Studienjahres schwer ertrug, seiner Rückkehr jedes Mal mit Freuden, seinem Abschiede mit Trauer entgegensah.

Als die beiden Kinder zu Jahren gekommen, fing der Graf an, Bedenken zu tragen über das fernere Zusammenkommen und Zusammenleben der jungen Leute. Denn obwohl er in ihrem Benehmen nichts Tadelnswerthes wahrgenommen, nichts was seine Furcht rechtfertigen konnte, so rieth ihm doch die Klugheit, womit er die menschliche Natur beurtheilte, zu Maßregeln, um den Jüngling fern zu halten von dem nähern vertrauten Umgang mit der heranwachsenden Jungfrau. Er erließ daher, noch vor dem Schlusse des Schuljahres, ein Schreiben an seinen Schützling, worin er ihm den Rath und Befehl ertheilte, die Ferien zu einer Reise nach dem südlichen Tirol und Oberitalien zu benützen, und unmittelbar wieder nach Innsbruck zurückzukehren, um seine philosophischen Studien daselbst zu vollenden. Eine großmüthige Anweisung in Geld lag dem

Schreiben bei. Der Jüngling befolgte den strengen Befehl, konnte aber nicht umhin, insgeheim an Ida zu schreiben, um ihr seine innigste Trauer auszudrücken, daß er sie in diesem Jahre nicht sehen, nicht sprechen dürfe. Nach seiner Zurückkunft fand er eine Antwort von ihr, in welcher sie in gleichen leidenschaftlichen Ausdrücken ihr Bedauern kundgab, zugleich aber auch den Freund dringend bat, mindestens durch schriftliche Mittheilungen ihr die bittere Trennung von ihm zu versüßen. Von nun an unterhielten sie einen lebhaften Briefwechsel, den die Mithülfe der Pflegemutter erleichterte. Die Briefe enthielten freilich nichts anderes als Versicherungen der Freundschaft, der Liebe, wie sie die reine, unbefangene Jugend denkt und fühlt, und wie ihr Verhältniß, das ihnen lediglich nur als ein geschwisterliches vorschweben mochte, zu gestatten, zu erfordern schien. Bald aber kam die Sache doch zur Kenntniß des Grafen. Der Gärtner, aus Furcht, im Entdeckungsfalle den Dienst zu verlieren, verrieth das Geheimniß. Der Vater wußte sich die Correspondenz zu verschaffen, und er sah nun zu seinem Kummer, wie weit das Verhältniß gekommen sei.

Sein Entschluß war gefaßt. Er holte den Jüngling nach bestandener Schulprüfung selbst zu Wagen ab und führte ihn, nicht, wie jener freudig hoffte, nach seinem Schlosse, sondern nach St. Georgen-Berg in's Kloster. Hier, indem er den Jüngling dem Abte vorstellte, erklärte er: seine Absicht sei es von jeher gewesen, ihn zum geistlichen Stande, zum höchsten, besten, den sich der Mensch wünschen mag, zu erziehen. Er habe ihn als Waisen angenommen und wie einen eigenen Sohn gehalten, und er hoffe daher, daß seine väterlichen Absichten nicht getäuscht, seine Wohlthaten, seine Sorgen nicht mit Undank von ihm belohnt werden. Der Jüngling hatte keine Widerrede; er fühlte sich vor dem Manne, von den Verhältnissen, die ihn an denselben knüpften, wie von geheimnißvollen Fesseln umwunden, an denen er nicht zu rütteln, die er nicht los zu werden dachte. Er ergab sich in sein Loos: er resignirte.

Das Probejahr ging ihm anfangs in dumpfer Betäubung dahin. Unfähig, sich selbst zu bestimmen, ließ er sich durch seine Obern leiten, und er fügte sich ohne Widerstreben in den Zwang der Hausordnung und der klösterlichen Zucht. Er konnte immerhin noch als ein guter Noviz gelten. In den seltenen Augenblicken, wo die freudenhelle Vergangenheit in seinem Innern aufleuchtete, aber zugleich auch die Zukunft trüb und düster sich vor ihm ausbreitete, und gleichsam der gute mit dem bösen Geiste einen Kampf unterhielt, da ward sein Gemüth freilich so zerrissen und zermartert, daß er das Auge mit Wehmuth davon abwandte, und mit Gewalt sich in den Zustand stummer Resignation zurückversetzte. Er klagte nicht, er vertraute sich Niemanden: er hatte keinen Freund, dem er seine Lage offenbaren, keinen Arzt, der ihm helfen konnte. Dem Abte, dem Gewissensfreunde, den Brüdern erschien sein ganzes Benehmen als ein Ausdruck jener frommen Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit menschlicher Natur, und insofern als erfreuliche Vorbedeutung zum dereinstigen Durchbruch, wo Sühne und Gnade, Freude und Friede in des Menschen Herzen einziehen.

Eines Tages — so meldet sein Tagebuch — als ich noch vor der Chorzeit in der Kirche Einiges vorzubereiten hatte, nahte sich ein Pilger dem Gitter und steckte mir ein Brieflein zu, das, wie er sagte, von Ida sei.

Nach vollendeter Hora, in meiner Zelle, erbrach ich hastig das Schreiben und las es mit pochendem Herzen. „Ihr Vater", schrieb sie mir, „sei mit Tode abgegangen, und sie könne nun über ihre Güter und über sich selbst verfügen. Wie sie vernommen, sei der Freund in Folge vormundschaftlicher Anordnung und ohne sein Zuthun zum Mönchsleben bestimmt worden; er möge nun die Klostermauern verlassen — sie bitte und beschwöre ihn darum — und zur Freiheit und Freude der Welt zurückkehren. Sie werde ihn mit schwesterlicher Liebe empfangen und ihn lieb und werth halten als ihren besten, als den einzigen

Freund, den sie auf Erden habe". Die freudige Nachricht überraschte mich zu sehr, als daß ich etwa List gegen Gewalt ersinnen, oder sonst mich auf weltkluge Weise aus dem Handel hätte ziehen mögen. Ich ging alsbald zum Abte und erklärte offen und frei, daß ich das Kloster verlassen wolle. Der Abt, welcher bereits von dem Tode des Grafen Nachricht hatte, muthmaßte sogleich das Schlimmste, das Wahre. Er wußte den unbefangenen Jüngling zum Geständnisse zu bringen, der ihm Ida's, seiner Freundin, Brief vorwies. „Unglücklicher!" rief der Abt, „weißt du auch, daß Ida die Tochter deines Vaters ist?" Dieß Wort traf mich wie ein Donnerschlag. Ich stürzte zu den Füßen des Abtes bewußtlos nieder. — Ich fand mich wieder in meiner Zelle an einem heftigen Fieber daniederliegend. Der Abt saß vor mir, und ganz sicher berechnend, daß das Wahre und Gewisse, wenn auch ein Schauerliches, mehr noch beruhige, als das Zweifelhafte, das den Menschen zwischen Hoffnung und Furcht peinlich hinhält, legte er mir die Briefe und Papiere des Grafen vor, die nun keinen Zweifel mehr über meine Abkunft und Bestimmung übrig ließen.

Nun, da ich meine ganze Lage übersah, faßte ich Muth zu voller, gänzlicher Ergebung. Ich hatte wieder einen Willen, um meinen Willen zu brechen. Ich beschloß in einer Anwandlung heiligen Eifers, zur Sühne mich darzubringen für die Sünde des Vaters. Ich wollte, ich mußte gegen die Gespielin meiner Jugend grausam sein, um ihr durch einen entscheidenden Schritt alle Hoffnung, alle Möglichkeit zu benehmen zu einer verbrecherischen Neigung. Ich ging wenige Wochen nachher zum Altar.

Der allbarmherzige Gott schien Wohlgefallen zu haben an dem Opfer seines armen Dieners. Er sandte mir nach dieser gewaltsamen, das Mark meines innersten Lebens aufzehrenden Aufregung seinen Engel, den Schlaf. Eine heftige Krankheit, die mich befiel, nahm mir auf mehrere Wochen das Bewußtsein; und als ich körperlich wieder zu genesen anfing, lag die Seele

noch lange in jenem Schlummer der Bewußtlosigkeit, die wir an den Kindern wahrnehmen, und in der Vergessenheit alles dessen, was wir früher erlebt, gelitten und genossen haben. Der allmählich erwachende, zum Bewußtsein wiederkehrende Geist fiel nur auf fromme, heilige Gegenstände, die ihm vom Gewissensfreunde vorgehalten wurden. Unter Gebeten, geistlichen Betrachtungen und Uebungen wurde der Tag zugebracht, die schlaflose Nacht verkürzt. Einzelne Erinnerungen, die sich aus der dunklen Vergangenheit hereindrängten, wies meine Seele, gleich verbrecherischen Versuchungen, mit Entschiedenheit zurück. Die Welt mit ihren Freuden lag hinter mir, gleich einem schönen Traum, dessen Ende ein furchtbar täuschendes Erwachen ist, gleich einem reizenden Gefilde, dessen Ausgang zu einem schauerlichen Abgrund führt. Ich entsetzte mich davor; und meine fromme Begierde streckte hoffend und betend ihre Arme nach der Zukunft des Herrn hin, die mir in seinem Tempel geoffenbart werden sollte. Ich fühlte mich endlich, mit Gottes Gnade, genesen an Leib und Seele auf immerdar.

Indessen hatte Ida von Tag zu Tag auf Antwort vergebens geharrt; endlich erfuhr sie, daß ihr Freund der Welt und ihr durch feierliches Gelübde entsagt habe. Nun hatte das Leben für sie selbst keinen Reiz mehr. Um den Zudringlichkeiten ihres Oheims und der Bewerber, die er ihr der Reihe nach vorführte, vollends zu entgehen, zog sie sich in ein Kloster zurück, in der Absicht, so lange in der heiligen Zufluchtsstätte zu verweilen, bis sie mit der erlangten Volljährigkeit auch die Freiheit, über ihre Güter und ihre Hand zu verfügen, erhalten würde. Das Klosterleben hat, auch schon als bloß äußerliche Erscheinung, viel Einladendes, Reizendes, zumal für zarte, jugendliche Seelen, deren Begierden noch rein und lauter sind, und die aus Pietät, an Gehorsam gewöhnt, in ihrem Sinnen und Handeln lieber sich fremden Wünschen unterordnen, als den eigenen Neigungen gemäß sich bestimmen wollen. Ida hatte sich an diese Zustände bald so gewöhnt, daß sie schon mit einer gewissen Scheu und Bangigkeit dem Zeitpunkte entgegensah,

wo sie das Kloster verlassen und in die Welt zurücktreten sollte.

Unbekannt mit den Geschäften, ohne Einsicht in die Verwaltung, ohne sichern Plan für die Zukunft, begab sie sich in ihrer Verlegenheit, da sie nun als Herrin erscheinen sollte, zum Abt von St. Georgen-Berg, dessen Rath und Beistand sie anflehte. Der Abt war, wie sie wußte, ein alter, treuer Freund ihres Vaters, der sich in allen wichtigen Angelegenheiten an ihn gewandt hatte. Zugleich hoffte sie — und das war wohl der stärkste Beweggrund ihrer Wahl — Einiges über ihren Freund zu erfahren, was wenigstens das seltsame Räthsel lösen und insofern sie beruhigen könnte. Der Abt willfahrte ihrer Bitte, und in einer vertrauten Stunde enthüllte er ihr das ganze Verhältniß und Schicksal seines geistlichen Pflegesohnes. Ida bedeckte ihr Gesicht. „O Gott," rief sie schluchzend aus, „und ich selbst war das Werkzeug seiner Marter, und meine Liebe zu ihm seine Verzweiflung!" Sie vermochte vor Thränen nicht weiter zu reden. Der Abt fragte sie: „Aber wie konntest du, liebe Tochter, dein Auge erheben zu einem Jüngling, dessen Geburt jedenfalls weit unter der deinigen war? wie dir und ihm selbst Hoffnung machen, daß eine Verbindung unter euch je möglich wäre nach den Gesetzen und Sitten der Welt?" „Ach," versetzte die Jungfrau, „ein unglückseliges Mißverständniß nährte in mir die Hoffnung, die Gewißheit seiner Ebenbürtigkeit. Der Vater, der auf die Vorzüge seiner Geburt und seines Standes gar viel hielt, ließ selbst eines Tags, um den mir gestatteten Umgang mit dem Waisenknaben gleichsam zu entschuldigen, die Aeußerung fallen, als stamme der Knabe aus einem eben so edlen Geschlecht, wie ich. Es war nur ein entfallenes Wort, aber das Kind faßte es auf und bewahrte es sorgsam in seinem Herzen. Ich malte mir späterhin den Gedanken weiter aus. Der arme Jüngling schwebte mir als der Sohn eines nahen Verwandten vor, dessen Güter mein Vater mit den seinigen zu vereinigen gedachte, indem er die Kinder selbst mit einander zu vermählen suchte. Als nun

aber der Freund plötzlich meinen Augen entrückt worden, hielt ich den Vater — ich muß es zu meiner Beschämung gestehen — des Verbrechens fähig, daß er den rechtmäßigen Erben jener Güter mit Absicht entfernt, in die Fremde gewiesen, bürgerlich getödtet habe, um Alles an sich zu reißen und der einzigen Tochter zu bewahren. Ach, was träumt nicht ein kindisches, ein geängstigtes, liebendes Herz! Nun ist mir ja freilich Alles klar, schauerlich klar. Nun weiß ich, daß ich dem Vater großes Unrecht gethan, und dem Freunde eine verbrecherische Versuchung, eine martervolle Zeit bereitet habe. Ich will nun aber auch Buße thun" — sagte sie mit einem Tone, in welchem zugleich Wehmuth und entschiedene Ergebung lag. — Auf die väterliche Vorstellung des Abtes, sie sollte keinen Schritt wagen ohne lange und reife Ueberlegung, versetzte sie: „Mein Entschluß ist nicht von heute und gestern; er ist reif schon seit jenem Tage, als ich den Freund auf immer für mich verloren habe. Habt Ihr mir nicht selbst erzählt und auf eine so rührende und erbauliche Weise geschildert, wie er nun seinen Frieden errungen, seine Seligkeit gefunden habe in den heiligen Mauern? Ich erhoffe, mit Gottes Gnade, dasselbe Glück zu erlangen, wie mein Bruder, den ich dann erst recht als meinen in Gott wiedergebornen Bruder, als Freund meiner Seele werde begrüßen können."

Die Gräfin traf sofort, unter Mitwirkung des Abtes, eine letztwillige Disposition in Betreff der Güter und Rechte, über die sie zu verfügen hatte. Sie theilte gewissenhaft das Vermögen zwischen sich und ihren Bruder, oder vielmehr zwischen den beiden Klöstern, denen es, vermöge freiwilliger Schenkung, zufallen sollte. Sie kehrte hierauf in ihr Kloster zurück und nahm den Schleier. In Anerkennung ihrer gottinnigen Frömmigkeit und ihres klugen und liebevollen Benehmens, wohl auch aus dankbarer Rücksicht auf die große Wohlthat, die sie dem Stifte zugewendet, wurde sie späterhin zur Aebtissin gewählt. Um dieselbe Zeit wurde auch Alphons, dem seine Mitbrüder eben so tiefe Verehrung als Liebe und Zutrauen be-

wiesen, zur Würde eine Abtes auf St. Georgen-Berg erhoben. Von nun an traten die beiden liebenden Geschwister mit einander in Briefwechsel und setzten ihn bis auf die Zeit fort, von der wir Meldung gethan, und wo, auf die bringende Einladung der Schwester, Alphons zu ihr eilte, um der Kranken, der Sterbenden die letzten frommen Dienste zu erweisen.

Alphons traf sie zwar noch bei Leben, aber in einem rettungslosen Zustande. Die Erscheinung des Bruders, des Geliebten, regte alle ihre Lebensgeister auf. Sie empfing ihn wie einen Engel, der sie auf der schweren Reise, die ihr bevorstand, rathend, tröstend, erkräftigend begleiten sollte. Er wich nicht von ihrem Lager. Es war keine Rede unter ihnen von der Vergangenheit, von der Zeitlichkeit; sie sprachen nur von Gottes Erbarmungen und Vertröstungen, die den armen Menschen durch Gottes Sohn geworden waren. Es wiederholte sich an ihnen und ihrer Zusammenkunft jenes rührende Beispiel des heiligen Ordensstifters, der, wie die Sage geht, seine Schwester Scholastica noch vor ihres Lebens Ende besucht und heimgeleitet hat. Er ertheilte ihr am folgenden Tage, als ihre Schwäche zugenommen, die Sacramente, und verharrte im Gebete, bis ihre Seele, von seinem Segen begleitet, von dannen, schied.

Die Aufregungen an diesem Tage, sowie an den folgenden, wo er ihre Hülle zu Grabe bestattete und am Altar für die Abgestorbene das Opfer brachte, wirkten auf den hochbetagten Greis selbst in der Art ein, daß ihn eine ernstliche Krankheit bedrohte. Er eilte daher zu seiner Zelle, in die Mitte seiner Brüder zurück. Im Vorgefühl seines nahen Todes berief er das Kapitel und vermochte die Brüder, daß sie seinen Cölestin zum Nachfolger zu erwählen angelobten. Nachdem er so auch für seine, ihm von Gott anvertraute Gemeinde gesorgt hatte, legte er sich zur Ruhe. Denn also müssen wir seinen sanften Tod nennen, der ihn plötzlich ereilte.

Die Lage, die Sorge, das Verhältniß des neuerwählten Abtes blieben dieselben, wie vor dessen Ernennung. Die Last der innern und äußern Verwaltung der Gemeinde hatte er

früher schon getragen; in dem Zutrauen, in der Verehrung seiner Brüder konnte er kaum mehr gewinnen; die Nachbarn, Adel und Geistlichkeit, wünschten dem Kloster Glück, einen Mann von erprobten Kenntnissen und Verdiensten zum Vorstande zu haben; die Unterthanen ehrten und liebten ihn, wie ihren Vater. Das Hauswesen fand sich in guter Ordnung; die Zucht und Eintracht der Brüder, das Werk und das Erbgut des frommen Alphons, waren musterhaft; Alles versprach dem neuen Abte eine lange, friedliche, ehrenvolle Regierung.

Es gibt Katastrophen im menschlichen Leben, des Einzelnen wie ganzer Gemeinden und Staaten, die, wie unerklärliche Gottesgerichte, plötzlich hereinbrechen und, ohne Schuldbewußtsein der Betheiligten, doch als Strafen eines höhern Verhängnisses angesehen werden möchten. In der That schien es auch, als ob seit dem Tode des Abtes Alphons auch dessen Segen und Geist von dem Kloster gewichen sei.

Schon im folgenden Jahre (1705) wurde das altehrwürdige Kloster zu St. Georgen-Berg, nun schon zum vierten Male, durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäschert. Die Flamme war fern und tief in der Thalschlucht, man wußte nicht durch welche Veranlassung, entstanden; von einem heftigen und unablässigen Sturmwinde getrieben und durch Gesträuch und Gehölz genährt, wälzte sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit heran, und ergriff und überdeckte die eingeengten Gebäude plötzlich mit dem Schwall verzehrender Lohe. Die Brüder konnten nur Weniges, nur das Kostbarste retten; sie selbst hatten Eile, um mit dem Leben davonzukommen. Sie zerstreuten sich; die ältern verschlossen sich in andere Klöster ihres Ordens, die jüngern vertheilten sich, mit Rath und Zustimmung des Abtes, auf Pfarreien und Schulanstalten, wo sie zur Aushülfe in der Seelsorge und im Unterricht der Jugend ihre Dienste anboten. Abt Cölestin selbst zog sich auf die dem Kloster zuständige Schwaige F i e ch t zurück, die unten im Thale, S ch w a tz gegenüber, in einem anmuthigen Gelände von Wiesen und Feldern gelegen war.

Eines Tages, als er wieder hinaufgegangen war nach St. Georgen-Berg, um über den Wiederaufbau des Klosters Plan und Anstalt zu machen, drängte sich ihm ein seltsamer Gedanke auf. Er saß unter den Ruinen des Klosters. Die nahe und ferne Umgebung, die Trümmer der eingeäscherten Abtei, die kahlen Felsen, die leb- und freudlose Natur umher erfüllte ihn mit geheimem Grausen, wie er es nie empfunden hatte. Auf der andern Seite eröffnete sich seiner Einbildungskraft der freieste, freundlichste Ausblick in die Niederung, in das weite Thalgelände, voll friedlicher Menschenwohnungen, Dörfer, Städte, die sich längs den Ufern des schönen Flusses oder an den fruchtbaren Abhängen der Berge erbaut hatten. Er dachte, ob es nicht rathsamer wäre, das neue Klostergebäude, statt dasselbe in die öde, entlegene Einsiedelei wiederum zu bauen, lieber in das bevölkerte, fruchtbare Thal, zwischen die Matten und Felder von Fiecht hineinzustellen.

Alsbald berief er zu dem Ende ein Kapitel der Brüder, um ihnen seinen Plan mitzutheilen und ihre Ermächtigung einzuholen. In der Rede, die er deßhalb vor der versammelten Gemeinde hielt, setzte er seinen Antrag mit großer Klarheit und Gründlichkeit auseinander. Er verglich die jetzige Zeit und ihr Bedürfniß mit den frühern Zuständen, und fand sie von ganz verschiedener Art. „Damals" — sprach er — „nach dem ursprünglichen Geiste der heiligen Regel, thaten sich einzelne, fromme Männer zusammen, um in Einfalt, in Gebet und Betrachtung einzig ihrem Gotte zu dienen, während sie von den Früchten der Felder, die sie selbst bestellten, und von ihrer Handarbeit lebten. Ihre Zellen erbauten sie sich daher ferne von Menschenwohnungen, mitten in die Wildniß hinein, auch deßhalb, um gegen die Habsucht raubgieriger Kriegshorden geschützt zu sein. Nachdem aber durch jahrhundertlange sparsame Haushaltung, durch Ausreutung und Bewirthung öder Ländereien und durch die Wohlthätigkeit reicher und gottesfürchtiger Menschen den Klöstern ein großer Besitz und überflüssiges Einkommen zugefallen, so fühlten sich die Mönche der

Nothwendigkeit des Scharwerkes überhoben, und im Besitze eines wohlerworbenen Eigenthums lebten sie in Muße mit Würde, Gott dienend in Gebet und Betrachtung, die nebst andern edleren Beschäftigungen ihre ausschließlichen Arbeiten waren. — Es ist aber den Menschen nicht gegeben, nicht vergönnt, in so glücklicher, beneidenswerther Verfassung lange zu leben. Es erkaltete der heilige Eifer; da und dort lockerte sich die Strenge der Zucht, und in ernste Klostermauern drang weltliches Trachten und Treiben. Von Außen aber erhoben sich Neid und Mißgunst, und bemächtigten sich der Klöster und ihrer reichen Besitzungen unter dem Vorwand ihrer Schädlichkeit in christlichen Staaten. Die, welche noch erhalten und gerettet wurden, reformirten sich nun freilich selbst nach christlicher Zucht und Ordnung, damit sie nicht nach Art der Welt reformirt würden. Sie hielten es der Klugheit und ihrem Berufe gemäß, sich von weltlichen Händeln und Genüssen ganz zurückzuziehen, und allein sich zu befassen mit den stillen Beschäftigungen des beschaulichen, andächtigen Lebens. „Wird aber" — fragte der Redner — „diese nur auf sich selbst gerichtete Lebens- und Standesweise uns fortan sicher stellen gegen inneres Verderbniß und gegen Mißgunst und Habgier der Welt? einer Welt, die immer enger um uns sich anschließt, immer dringender unsere Beihülfe verlangt, und die darum versucht werden dürfte, uns Mönche als unthätige, unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft anzusehen, welche man entweder zu gemeinschaftlichen Diensten des Staatskörpers zwingen, oder ausscheiden und wegwerfen müsse? Was hindert uns denn," — fuhr er fort, — „thätigen, unmittelbaren Antheil zu nehmen an der Förderung der Wissenschaften, an der Sorge für religiöse Bildung des Volkes, an der geistigen Pflege und am Unterrichte der Jugend? Unsere heilige Regel weist uns ja strenge an die Arbeit an, und wir tauschen hier nur eine edlere, des Priesters würdige gegen eine gemeine, dem Laien zuständige Arbeit ein. Fürchten wir etwa, daß wir uns verweltlichen werden? So tragen wir denn Sorge, daß

wir, nach dem Worte Christi, in der Welt seien, ohne in der Welt zu sein. Wir zumal werden dieses Gebot zu erfüllen vermögen, da uns keine Sorge drückt, wovon wir essen und womit wir uns bekleiden sollen. Wir werden es vermögen, wenn wir, dem Geist unserer heiligen Regel getreu, dem Gebete und frommen Betrachtungen inständig obliegen, und die Besserung unser selbst täglich und eifrig wirken, um desto mehr Andere zur Besserung zu bringen. Befreunden wir uns mit der Gesinnung jenes welterfahrenen und gottesfürchtigen Mönches, welcher von sich zu sagen pflegte: er habe die Welt darum verlassen, damit er desto mehr mit ihr anbinden könne."

Gegen sein Erwarten fand jedoch der Abt in dem Kapitel einen starken Widerspruch, der sich auf achtbare Gründe stützte. Man wendete ein: die Stätte zu St. Georgen-Berg sei heilig; die Stifter hätten ihre Vorfahren dahin angewiesen; so viele fromme Männer hätten dort gelebt als leuchtende Exempel für alle Nachkommen, und ihre Leiber selbst, theure Ueberreste, ruhten dort, der Auferstehung harrend. St. Benedict habe seinen Söhnen unablässiges Gebet und fromme Betrachtung als Bestimmung gegeben, auf daß sie auf Erden schon einen Vorschmack des Himmels genössen; die Arbeit habe er sie ertragen geheißen in Demuth und Willigkeit, als Folge jenes Fluches, der die Menschen getroffen, und zur Sühne und Buße für eigene und fremde Sünden. Wenn die Mönche durch Gottes Gnade und der Christen Freigebigkeit in den Stand gesetzt worden, ihr Brod fortan zu essen, ohne es im Schweiße ihres Angesichtes zu verdienen, so hätten sie dadurch nur desto mehr Verpflichtung erhalten, dem Dienste Gottes ausschließlich obzuliegen, und der Wohlthäter immer eingedenk zu sein im Gebete. An Gelegenheiten, geistliche und leibliche Werke der Barmherzigkeit zu üben, habe es denselben, trotz ihrer Zurückgezogenheit, niemals gemangelt. Es seien täglich Arme gespeist, Nackte bekleidet, Sünder bekehrt, Büßer zum Heil geführt worden. Das Beispiel der frommen, gottgeweihten Gemeinde habe weit hinausgeleuchtet in die Welt, wie ein lei-

tendes Gestirn, für diejenigen, welche in der Nacht draußen wohnen, unter Stürmen irrend und wankend. In die Welt selbst sich mitten hinein versetzen, heiße, der Welt sich preisgeben; und wer unter die Menschen sich menge, mache sie selten besser, er selbst aber werde schlimmer. Die Zeit, die Menschen dieser Zeit möchten fordern, was sie wollen, sie könnten, falls sie weise seien, nichts Besseres verlangen, als das unwandelbare Beispiel der Frömmigkeit und das reiche himmlische Almosen des Gebetes. Diesem hohen Berufe, dieser Pflicht zu entsprechen, sollte das eifrigste, aber auch das einzige Bestreben der Mönche sein. Wenn, trotz der gewissenhaften Erfüllung dieser Pflichten, ihr altes, heiliges Recht von der Welt doch nicht anerkannt, wenn sogar ihre Erhaltung in Rede gestellt und ihr Dasein gefährdet würde: so wäre es doch besser, daß sie als wahre Mönche ableben, denn als halbe Weltlinge fortbestehen.

So sprachen einige der ältern Brüder. Die Uebrigen jedoch, insbesondere die Jüngern, gaben dem Vorschlage ihres Abtes Beifall und Zustimmung. Es wurde dabei vorzüglich auch der Grund herausgehoben, daß die Hunderte der armen Bergleute von Schwatz, sowie die vielen Anwohner in ihrem Gange zum Gotteshause erleichtert würden, um dort das göttliche Wort zu hören und die Sacramente zu empfangen. — Abt Cölestin bedauerte zwar, daß solcher Zwiespalt in dem Convent entstanden, und Parteiung unter die Gemeindeglieder gekommen; doch beruhigte er sich mit dem Gedanken, es sei dieß eines jener unvermeidlichen Uebel, die, wo es sich um große, außerordentliche Zwecke handelt, den besonnenen und entschlossenen Mann nicht abschrecken dürften. Um jedoch dem Wunsche jener ältern Brüder einigermaßen zu entsprechen, oder vielmehr um ihren Beschwerden keinen weitern Raum zu geben, beschloß er, einige Zellen auf St. Georgen-Berg wieder herrichten zu lassen, in welche jene sofort eingewiesen werden sollten. Das Kloster selbst aber, die Abtei, erbaute er nach einem erweiterten und verschönerten Plan, zu Fiecht im Thalgrunde, und förderte das Werk also sehr, daß das Haus schon

nach zwei Jahren (1708) von der Gemeinde bezogen werden konnte.

So mochte denn Abt Cölestin sich als zweiten Stifter und Erbauer des Gotteshauses ansehen und, wie man vermuthen dürfte, sich seines großen, ruhmwürdigen Werkes wohl erfreuen. Wollen wir jedoch anders der Wahrheit volles redliches Zeugniß geben, so können wir nicht mit Stillschweigen umgehen, daß während des Verlaufes dieser letzten verhängnißvollen, unruhigen Jahre in Cölestins Gemüthe selbst eine große, nachtheilige Veränderung vorgegangen sei. Die vielen weltlichen Sorgen, die ihn unabläßig beschäftigt, die Verdrießlichkeiten, Beschwerden und Kümmernisse, die ihm der Bau verursacht, sodann die Entfernung von seiner Gemeinde und die Entbehrung eines brüderlich erbaulichen Umgangs, zumal aber auch der leidige Zwiespalt selbst, der zwischen ihm und so vielen, sonst hochachtbaren Männern fortbestand: es machten diese Umstände eine so üble, widerliche Einwirkung auf ihn, daß zuletzt Freude und Friede aus seinem Herzen zu entschwinden begann. Der sonst so treffliche Mann war nämlich noch nicht zu jener hohen Stufe christlicher Vollkommenheit gekommen, wo die thätige Liebe und das beschauliche Leben sich wechselseitig durchdringen, und wo der Quell der Gnade unabläßig aus- und einströmt, beseligend nach Innen und Außen.

Daher geschah es denn auch, daß er, als nun die heilige Stätte errichtet und die Gemeinde wieder um ihn versammelt war, nicht die erhoffte und ersehnte Ruhe fand, sondern vielmehr eine Leere, eine Dürre in sich wahrnahm, wie sie nur ein armer, verlassener Mensch auf Erden empfinden mag. Wohl aber traten dagegen in diese wüste Oede alte Erinnerungen aus jenen frühern Zeiten, und ließen ihm die Schranke seines Standes und Berufes selbst als schwarzen Schleier erscheinen, hinter welchem eine schöne Vergangenheit, wie hinter einem Leichentuche, begraben lag. Sein Auge starrte dahin in stummem Schmerze, und er sah vor sich nur Nacht und Betrübniß.

Es waren dieß zwar nur einzelne Augenblicke, Stunden, Tage, wo er von solcher düstern Schwermuth ergriffen wurde; doch drohten diese immer wiederkehrenden Gedanken und Gefühle allmählich den Grund zu untergraben, auf den er seines Lebens Glück und Zufriedenheit gesetzt hatte. Im Uebrigen stand der starke Mann männlich den Kämpfen, die ihm die Menschen, die Verhältnisse boten; er suchte sogar, als ein kluger Streiter, seine ganze Wirksamkeit auf das Feld hinüber zu spielen, von woher ihm Widerstand und Krieg bereitet wurde. Er beschäftigte sich darum desto emsiger mit den Entwürfen zur zeitgemäßen Reform seiner Gemeinde. Durch eigene Erfahrungen belehrt und geprüft, überlegte er, wie jener Geist wahrhaft religiöser Männer geweckt und gebildet werden könne, die, von den Grundsätzen und Gefühlen christlicher Liebe erfüllt, handelnd und wirkend in's Leben eingreifen und die Fülle und Kraft klösterlicher Gesinnungen — nicht diese selbst — in die Welt übertragen könnten. Da, wie er eben noch mit diesem Plane zu einem vollendeten, geistigen Aufbau seines Klosters beschäftigt war, trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches seinem Sinnen und Handeln, seinem Leben selbst eine andere, unerwartete Richtung gab.

Eines Abends, als er in Mitte der Brüder bei Tische saß, überbrachte ihm der Pförtner ein Schreiben, mit der Bemerkung: die fremde Dame, die dasselbe überreicht, habe dringend gebeten, es möge das Papier ungesäumt und unmittelbar in die Hände des Abtes überliefert werden. Cölestin erblaßte, als er das Schreiben zu lesen begonnen; er las weiter, er schien seinen eigenen Augen nicht zu trauen; er vermochte nicht zu Ende zu kommen. Doch faßte er sich, in Gegenwart so vieler Zeugen, die ihn theilnehmend beobachteten; und er gab dem Pförtner den Auftrag, daß der fremden Dame die außerhalb des Klosters gelegene Herberge ganz allein zu Diensten gestellt, sie selbst aber mit der Erklärung einstweilen befriedigt werde, daß der Abt ihr Anliegen in Erwägung ziehen und noch Abends ihr Antwort ertheilen lassen wolle. Cölestin zog sich

nach Tische sogleich in seine Zimmer zurück, nachdem er dem Diener Befehl gegeben, daß er diesen Abend Niemanden mehr vorlassen wolle.

Treten wir unterdessen ein in die Herberge der Dame, die ohne Zweifel unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ein Frauenzimmer, in schwarzes Gewand gehüllt, ruht auf einer Ottomane; neben ihr ein Mädchen, welches wohl ihre Tochter sein mag. Sie scheint noch in gutem Alter zu sein; ihr Antlitz ist aber von kränklicher Blässe überzogen, und ihre Gesichtszüge verrathen tiefen Kummer und zeugen von großem ausgestandenem Elend. Sie stützt ihr Haupt schwermuthsvoll auf die Hand, und erhebt es und ihr Auge nur, wenn ein Geräusch von Außen ihr einen Kommenden anzukündigen scheint. Das Mädchen, eine Jungfrau in ihrer vollen Blüthe, scheint die Trauer, die Erwartung zu theilen. Beide harren so stillschweigend, zwischen Angst und Hoffnung, der Botschaft entgegen, die ihnen aus dem Kloster werden sollte.

Es war spät und schon gegen Mitternacht, als ein Mann eintrat, der, wie er sagte, vom Abt abgesandt worden, um dessen Antwort auf ihr Schreiben zu bringen. „Laut Inhalts dieses Billets" — sprach der Bote, indem er ihr ein mit dem äbtlichen Siegel versehenes Schreiben überreichte, — „bin ich beauftragt, geehrte Frau, Euer Anliegen, Eure Wünsche, das tiefste Geheimniß Eures Herzens, an seiner, des Abtes Statt zu vernehmen; und ich werde mich glücklich schätzen, der Vertraute und Mittler in einer Angelegenheit zu sein, die, wie es scheint, beide Theile in gleichem Maße und in so hohem Grade interessirt." — „Ich kann es dem Herrn Abte nicht verdenken" -- versetzte die Dame --, „wenn er einer Fremden, Unbekannten, auf ihre bloße Anmeldung, den Zutritt zu seiner Person nicht gestattet, sondern vorerst durch einen vertrauten, verständigen Diener und Freund die nöthigen Erkundigungen einziehen läßt, um darnach sein Benehmen sicher einzurichten. Vielmehr habe ich Ursache, sehr dankbar und erfreut zu sein darüber, daß er mir in Euch einen Mann seines Vertrauens

abgeordnet hat, der, wie ich hoffe, das Verhältniß zwischen uns Beiden unparteiisch untersuchen, und die Rechte, die ich etwa gegen ihn haben möchte, billigerweise anerkennen wird.“ — „Ihr werdet sonder Zweifel die Ueberraschung, die Ihr ihm bereitet, natürlich finden“ — versetzte der Bote —, „und die gemischte Empfindung, die der Inhalt Eures Schreibens in ihm erregt, mindestens entschuldigen. Seine Gattin, deren Verlust er seit zwanzig Jahren betrauert, kehrt plötzlich wieder; Weib und Kind, vor seinen Augen durch Feuer und Schwert umgekommen, sie sind gerettet; die Todten erstehen — — Verzeihet, das geht in's Unglaubliche: da waltet ein Mißverständniß ob; dieser Widerspruch wird und muß sich lösen.“ —

Die Dame schwieg eine Weile, als wollte sie sich besinnen und sammeln; dann sprach sie: „Eine kurze Erzählung dessen, was seit jener verhängnißvollen Trennung von meinem Gemahl mit mir und meinem Kinde vorgegangen, wird jenen Widerspruch lösen und jeden Zweifel niederschlagen. Vernehmt! — Mein Gemahl war an jenem Tage, wo Belgrad untergehen sollte, gleichwie an jedem andern, schon in aller Frühe auf seinem Posten. Ich saß allein zu Hause mit meinem Kinde, der peinlichsten Sorge und Ahnung preisgegeben. Da geschah um die Mittagsstunde jene furchtbare Explosion, welche dem Feinde eine Lücke in die Stadt öffnete. Es trat bald darauf unser treuer Jussuf zu mir in's Zimmer, jener Türke, welcher bei der Eroberung von Belgrad verwundet in die Hände der Unsrigen gefallen war, und der von nun an als Sklave meinem Herrn und Gemahl gedient hatte. Er bedeutete mir, welche Gefahr bevorstehe, der Kampf werde sich zumal gegen den Platz wenden, an dem unsere Wohnung gelegen; es sei Rettung nur in einer der Kirchen, welche, als Heiligthümer, auch der Muselmann achte und als die Zufluchtsorte der Unbewehrten und Unglücklichen verschone. Er riß mich mit sich fort, das Kind auf seinen Armen tragend. Wir retteten uns in die mehr abgelegene Kirche St. Michaels. Der Sturm drang bald darauf tiefer in die Stadt; Kriegslärm, Schwerter-

geklirr, schmetterndes Gewehrfeuer erschreckten uns aus der Ferne; Mord und Brand erfüllte die Stadt; es war mir zur schrecklichen Gewißheit, daß sie verloren, daß Alles verloren, daß mein Gemahl getödtet sei. Unter Angst und Verzweiflung brachte ich den Tag, die folgende Nacht zu. Der treue Jussuf stand mir tröstend zur Seite; er verbürgte uns Rettung. Diese ward uns auch, aber freilich nur, um in die Sklaverei zu ziehen. Der Pascha sandte uns auf eines seiner Schlösser. Der treue Jussuf begleitete uns. Mein und meines Kindes Schicksal war indessen noch beneidenswerth gegen das Loos jener, die mit uns in Gefangenschaft gerathen. Aber aus dem Paradies verstoßen, das ich an der Seite eines geliebten Mannes durchwandert, lebte ich traurig genug in der Wüste, in der Verbannung. Ich lebte um meines Kindes willen; aber sein Anblick war mir Schmerz und seine Zukunft Gram und Verzweiflung." — Sie hielt vor innerer Bewegung inne; dann fuhr sie fort: „Ich übergehe die vielen Jahre meines Elends. Es ist eine Wohlthat der Natur, daß der Mensch sich zuletzt an jede, noch so traurige Lage gewöhnt, oder doch sie minder drückend fühlt. Nur die Sehnsucht nach dem Vaterlande, hauptsächlich um meines Kindes willen, erfüllte oft und immer wieder mein Herz, und ach! der Gedanke, daß vielleicht doch mein Gemahl noch lebe, daß ich ihn wieder finden werde. Die erstere Hoffnung wurde endlich erfüllt. Es kamen Boten aus der Christenheit in die Heidenländer, um die Fesseln ihrer Brüder zu lösen mit theurem Lösegelde. Der treue Jussuf erfuhr kaum ihre Ankunft, als er sie vermochte, die Familie jenes tapfern Mannes zu erretten, der sich in jenen Kriegen so große Verdienste erworben. Ich kehrte mit meinem Kinde nach Wien zurück. Ich erkundigte mich allerorts nach meinem Gemahl: ich erfuhr, daß er damals glücklich aus dem Felde gekommen, daß er aber plötzlich wieder entschwunden sei. Grausames irdisches Schicksal! es wies mir äffend den Schatten des Lebendigen, ihn selbst aber hielt es meinen Augen auf immer entrückt! — Das Bild des theuren

Mannes“ — fuhr sie nach einer Pause fort — „hatte sich jedoch so lebendig und unauslöschlich meinen Sinnen eingeprägt, daß es mir Tag und Nacht vorschwebte, daß es mich ohne Unterlaß trieb und drängte, den Gegenstand meiner alten und neuen Liebe aufzusuchen, zu entdecken. Da scholl von ungefähr aus den Tiroler Alpen herab der Name Bemb in mein Ohr, des Mannes, der erst jüngsthin noch das Erzhaus, das Vaterland gerettet. Er ist's, dachte ich, es kann kein Anderer sein! Alle Umstände, über die ich Erkundigung eingezogen, die Zeit, die Person, ihre Gestalt, ihr Alter, Alles bestärkte mich in meiner Vermuthung. Ich eilte mit der Tochter den Bergen zu; ich kam in dieses schöne Thal; ich stieg nach St. Georgen-Berg herauf, wohin man mich gewiesen. Ach! in der übergroßen Freude meines Herzens hatte ich vergessen, an was mich nun diese heiligen Mauern erinnerten: daß mein Gemahl ein Mönch sei, welcher der Welt entsagt, sein Weib und Kind verlassen habe. Soll ich mich melden? fragte ich mich; wird er mich erkennen? und wenn er mich erkennt, wird er mich nicht zurückweisen als eine gespenstische Erscheinung, die störend in seine Einsamkeit eindringen und den Frieden seinem entsagenden Herzen rauben möchte? Ich ging in die Kirche, zu beten vor dem Altare, vor dem Bilde der Gebenedeiten, wo er selbst so oft gebetet, für mich und sein Kind gebetet; und ich flehte zu Gott dem Herrn, der unsern ehelichen Bund gestiftet und gesegnet, daß er nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen ferner über uns gnädigst verfügen wolle, was seines heiligen Willens, was zu unser Aller Heil sein möge. Also beruhigt übergab ich das Schreiben, und ich erwarte nun voll Ergebung den Bescheid des Abtes, den ich als meinen Herrn und Gemahl einst zu begrüßen das Glück hatte.“

Jener hatte der Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zugehört; ja, hätte die schwache Beleuchtung es nicht verhindert, es wäre der Dame nicht die Thräne entgangen, welche vor tiefer Rührung ihm in das Auge gekommen. Nachdem er sich und seine Gedanken gesammelt, sprach er in einem milden, doch

festen Tone: „Nach allem dem, was ich aus Eurem Munde vernommen, und was sich nicht bloß nach den äußeren Umständen, sondern mehr noch durch innere Uebereinstimmung als wahr bezeugt, unterliegt es wohl kaum noch einem Zweifel, daß Ihr gewisse Rechte an den Abt habet.“ — „Ihr sprechet noch von Zweifel?“ unterbrach die Dame in plötzlicher Aufregung. „Wohlan, so erhalte denn der Abt sogleich ein Zeichen, das ihn über jeden Zweifel hinwegheben wird.“ Und indem sie eine Flechte ihres Haares löste, zog sie einen Ring hervor. „Dieß ist der Mahlring, der Zeuge unserer unauflöslichen Ehe und der Bürge unserer ewigen Liebe. Ich trug ihn, um ihn der Raublust der Barbaren zu entziehen, seit jener Zeit verflochten in meinen Haaren, und ich bringe ihn meinem Gemahl als Unterpfand der Treue zurück, die ich ihm gehalten.“ — Indem jener den Ring näher an's Auge brachte und, wie es schien, mit Rührung betrachtete, fuhr sie in demselben Tone fort: „Ihr sprechet auch von gewissen Rechten, die ich an meinen ehemaligen Gatten hätte? Hat er denn aufgehört, mein Gemahl zu sein? Wer hat die Trennung ausgesprochen? Die Kirche? Sie kann es nicht ohne die Einwilligung der Betheiligten. Mein Wille war es nicht, und ich glaube, ich weiß es, es war auch nicht sein Wille. Gott selbst hat uns nur gesondert auf einige Zeit, aber nicht auf ewige Zeiten. Den Bund, den wir an seinem Altare geschworen, den wir treu gehalten in der reinsten Absicht des Herzens, er wollte ihn nicht aufheben, er wollte nur unsere Herzen prüfen und durch diese Prüfung bewähren. Saget das meinem Gemahle, und setzet zugleich bei, daß ich keine anderen und minderen Rechte zu haben glaube, als an ihn selbst. Er selbst, sein ganzes Herz, all' seine Liebe und Treue gehört nach Gott mir, dem Weibe seines Herzens. Das ist mein Glaube, mein Bekenntniß. — „Wenn er freilich“, setzte sie mit weicherer Stimme hinzu, „eines andern Glaubens ist; wenn er meint, daß die Verpflichtungen seines jetzigen Standes, die er in Folge eines entschuldbaren Irrthums sich auferlegt, frühere, eben so heilige Verbindlichkeiten aufheben,

die er mit vollem Bewußtsein und in aller Freudigkeit des Herzens eingegangen: nun, dann bescheide ich mich in Demuth und füge mich mit gänzlicher Ergebung in mein Schicksal. Ich werde von dannen ziehen, wie ich gekommen; und Gott wird, wie er sich bisher gnädig erwiesen, der Wittwe ein Tröster sein, und der Waise ein Retter und Helfer.“ — „Ja,“ sagte jener in heftiger Bewegung, indem er ihre Hand ergriff, „Gott wird dein Tröster, und deinem Kinde ein Retter und Helfer sein; und er wird dir den Engel senden, den er dir von Anbeginn her bestimmt hat.“ Und indem er die Brust entblößte, und den Ring, den er neben dem Kreuze trug, ablöste und vorzeigte, sprach er: „Agnes, kennst du diesen Ring?“— „O Gott!“ rief jene, „bist du's, Franz? bist du es selbst?“ Sie lag in seinen Armen. Dann rief sie die Tochter herbei . . . Wer Momente so überseliger Art beim Wiedersehen, Wiederfinden geliebter Häupter erfahren, der wird sich diese Scene unendlichen Entzückens ausmalen können. Das Wort kann es nicht.

Als am andern Morgen, nach langem vergeblichen Harren auf das Erscheinen ihres Abtes, die Mönche die Prälatur aufschlossen, fanden sie dieselbe verlassen. Auf dem Tische lagen die äbtlichen Insignien, Kreuz und Ring; nebenbei ein eigenhändiges Schreiben des Abtes, worin er seinen Mitbrüdern mit innigem Bedauern kund gab, daß ihn ein unabweisbares Verhängniß genöthigt, das Kloster plötzlich zu verlassen und auf immer zu meiden. Alle Nachforschungen und Erkundigungen, die sie seinetwegen anstellten und einzogen, waren vergeblich; und so schritten sie denn, nach Verlauf eines Jahres (1710), mit Genehmigung ihres Oberhirten, des Fürstbischofs von Brixen, der den Entwichenen als geistlich todt erklärte, zur Wahl eines neuen Abtes.

Hier aber versiegt uns die reiche Quelle, aus der wir unsere Nachrichten geschöpft; und wir müssen uns denn mit dem Wenigen begnügen, was uns über das weitere Schicksal des merkwürdigen Mannes noch kund geworden.

Es waren seit Cölestins Entweichung über zwanzig Jahre verflossen; es hatten inzwischen zwei Aebte nach einander ihre Würde, die ihnen zu unerträglicher Bürde geworden, freiwillig niedergelegt; es wurde ein neuer Abt gewählt (1732). Bei Gelegenheit der Consecration überraschte nun der Weihbischof die Brüder mit Nachrichten über den Verschollenen. Es habe sich — erzählte er — im Jahre 1726 der Entwichene aus weiter Ferne an den Fürstbischof von Brixen mit einem reu- und demüthigen Schreiben gewandt, worin er erklärt: er sei im engsten Familienverbande als Gatte und Vater gestanden; seine Tochter habe jedoch inzwischen den Schleier genommen, und die Mutter selbst sei ihr nachmals in's Kloster gefolgt; er selbst, losgebunden von der Welt, wünsche und bitte nun bringendst, daß er wieder in den geistlichen Stand und in die Diöcese aufgenommen werden möge. Der Fürstbischof sei hierauf dem verirrten Sohne mit väterlicher Liebe entgegen gekommen, und habe nicht nur von der römischen Pönitentiarie die Lossprechung von den Censuren erwirkt, sondern auch ihm einen seinen Verhältnissen angemessenen, erwünschten Zufluchtsort zu Anraß im Pusterthal angewiesen. Dort hat er — wie der Weihbischof eigenhändig in das Wahlprotokoll schrieb — diese letzten Jahre also gelebt, daß er allein unter dem Namen des alten frommen Geistlichen oder heiligen Mannes in der Pfarre Anraß bekannt war, und er hat ein schönes Ende genommen (am 14. Dec. 1731), also zwar, daß ein Zweifel ist, ob seine Buße nicht glorreicher, als spöttlich seine Entweichung von dem Kloster gewesen.

Die voranstehende Erzählung ist ihrer Grundlage nach auf die Sage erbaut, welche Herr v. Hormayr in seinem Archiv für Geschichte u. s. w. 1822. S. 769 f. mitgetheilt hat. — Liebhaber der Geschichte verweisen wir auf Fr. A. Sinnachers Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tirol. B. III. S. 161—171.

Der Zweikampf.

Der Colonel, Marquis von C., der früher in der Condé'schen Armee mit Auszeichnung gedient hatte, und nun schon seit mehreren Jahren in der fürstlichen Residenz zu *** sich aufhielt, ein Mann, der durch seine biedere, rechtliche Gesinnung und durch sein artiges, menschenfreundliches Benehmen die Achtung und Liebe aller Edlen erworben hatte, die ihn kannten, lag an einer tödtlichen Wunde darnieder, die er in einem Zweikampfe mit dem Kammerherrn Baron von Z. erhalten hatte. An seinem Lager wachte der Major M., in dessen Hause der Colonel wohnte, dem er aber nicht bloß aus dem zufälligen Verhältnisse der Gastfreundschaft, sondern aus wahrer, inniger Verehrung seines Charakters zugethan war. Er, sowie der Arzt, sein vieljähriger Freund, glaubten dem Leidenden wenigstens durch ihre freundliche Gegenwart und stille, herzliche Theilnahme zu Diensten zu sein, da leider der Zustand des Kranken keine menschliche Hülfe mehr gestattete. Man hatte auch bereits nach dem Geistlichen geschickt, der ihn auf den wahrscheinlich sehr nahen Tod vorbereiten sollte.

Die Familie war, unter dem Vorwande, daß der Kranke hauptsächlich der Ruhe bedürfte, aus dem Hause entfernt worden. Nur zwei gute Bekannte, der Advokat P. und der Professor R., waren in dem anstoßenden Zimmer zugegen, wovon jener zur Verfertigung des letzten Willens, dieser als Testamentszeuge gebeten worden war.

Der Professor, dem nur der traurige Ausgang, nicht auch die Veranlassung des Zweikampfes bekannt war, vernahm so-

eben die Geschichte aus dem Munde des Advokaten, welche wir hier, mit Vervollständigung der Thatsachen, die dem Leser zu wissen nöthig sind, in Kürze erzählen wollen.

Der Colonel hatte sich schon seit vielen Jahren in den Stunden der Muße zu eigenem Vergnügen in physikalischen und sogenannten magischen Künsten geübt, und damit, sowie mit mancherlei gewandtem Taschenspiele, seinen Freunden in engerem Kreise manche vergnügte Stunde gemacht. Man rühmte diese seine Fertigkeit zufälligerweise einmal bei Hofe; und in einer der nächsten Assembleen, denen er gewöhnlich beizuwohnen die Ehre hatte, wurde er von den Damen, die nicht am Spiele theilnahmen, gebeten, daß er sie mit seiner Kunst unterhalten möchte. Wie er denn, nach der Weise seiner Landsleute, gegen Frauen immer artig und verbindlich war, so willfahrte er, wiewohl ungern, ihren Bitten und ergötzte sie ein paar Stunden lang mit solchen Künsten, die ihm ohne einen großen Apparat unter diesen Umständen möglich waren. Sei es nun, daß der Kammerherr Baron Z., der zugleich das Amt eines Ceremonienmeisters versah, diese Art der Unterhaltung höchst unschicklich in einer Hof-Assemblee fand, oder, daß er das von ihm getroffene Arrangement durch ein solches isolirtes und frembartiges Spiel ungern gestört sah, oder daß er vielleicht gar das als eine Beleidigung auslegte, daß die Damen an der improvisirten Unterhaltung dieses Franzosen mehr Vergnügen hätten, als an seinem herkömmlichen Ceremoniel: kurz, er vergaß sich so weit, daß er, als man endlich aufstand, gegen ihn laut genug sich äußerte: das sei kein Spiel eines Cavaliers, sondern eines Hofnarren. Der Colonel verlor seine Fassung nicht. Er ließ ihn bloß durch einen strengen Blick bemerken, daß er ihn wohl verstanden habe, und mischte sich in's Gespräch derer, die um ihn standen, mit einer Ruhe, als wäre gar nichts vorgefallen. Er war versichert, daß er, falls er Klage geführt, die glänzendste Genugthuung bei dem Fürsten erhalten hätte, der ihm in aller Gnade gewogen war, wie es nur das Verdienst in solcher Lage erwarten durfte. Aber

er verzichtete auf sein Recht, dessen Gebrauch unter diesen Umständen als Rache hätte gelten können. Er wollte „als Mann von Ehre“ handeln und forderte den Beleidiger. Man schlug sich auf Pistolen auf zwölf Schritte. Der Kammerherr, der zuerst schoß und wohl zielte, traf den Colonel, so daß dieser als ein Opfer seiner Rücksicht erlag.

Während die Beiden mit der Erzählung des Factums und mit Bemerkungen darüber, die durchaus zu Gunsten des Colonels fielen, beschäftigt waren, trat der herbeigerufene Geistliche herein und verfügte sich sogleich in das Zimmer, wo der Kranke lag. Der Arzt und der Major verließen dasselbe. Der Letztere bot den Männern Sitze an; er selbst ging im Zimmer auf und ab, indem er, zu sehr beschäftigt mit dem Andenken an seinen sterbenden Freund, nur zerstreut und stille an dem Gespräche theilnahm, das sich unter den Anwesenden entspann.

Der Arzt unterbrach zuerst das tiefe Stillschweigen, womit die Anwesenden das Unglück des Freundes ehrten. „Schon wieder ein blutiges Opfer des unseligsten Vorurtheils,“ begann er, „den strafe ich, wahrlich, Lügen in's Gesicht, der mir noch einmal die Aufklärung, die Humanität, die Philosophie unseres Zeitalters und unseres Geschlechtes anrühmt. So lange unter uns noch diese barbarische Sitte des Zweikampfes herrscht und zwar gerade unter einer Klasse, die unter allen die gebildetste sein sollte, weil sie die vornehmste ist; so lange noch der barste Unsinn für Consequenz gilt, kaltes Morden und Mordenlassen für Charakter, sklavische Unterwürfigkeit unter ein rechtswidriges Herkommen für Freiheit und Gerechtigkeit: so lange nenne ich ein solches Geschlecht ein von Grund aus verderbtes, das höchstens seine gesteigerte Verständigkeit dazu gebraucht, um das offenbarste Verbrechen durch Sophismen abzuläugnen, und die widrigste Unnatur unter dem Deckmantel der reinen, feinen Sitte zu verhehlen. Oder wie? ist das nicht Unnatur, wenn man ein langes, verdienstvolles Leben in einem unbewachten Augenblicke des Zornes bloßstellt und aufopfert? wenn man ein widerfahrenes Unrecht, gleich dem rohesten Menschen, mit

Blut rächt? Doch, was sage ich: Unrecht! Kann man so ein bloßes zweideutiges Wort nennen, einen einzigen Querblick, einen unsichern Schritt, eine kleine Uebereilung, ein pures Nichts? Ist in diesem gefährlichen Spiele noch ein Verhältniß zwischen dem, was man einsetzt, und dem, was man gewinnt? Ist in einem solchen heillosen Kampfe überhaupt etwas zu gewinnen? Oder wird denn da ein begangenes Unrecht aufgehoben, ein zugefügter Schaden ersetzt? Wird darum die Lüge zur Wahrheit, die Wahrheit zur Lüge, weil der Beleidigte seine Gesundheit und sein Leben einbüßt, oder es seinem Beleidiger raubt? Auf dieß Alles ist sicherlich nichts zu antworten . . . Und es sei nun der entscheidende Schritt gethan, der sogenannte Ehrenkampf gestritten — — Meine Freunde! man muß solchen Jammerscenen öfter beigewohnt haben, um das ganze Entsetzliche der verzweifelten Lage eines zum Tode Verwundeten zu fühlen . . . ohne Anspielung auf den gegenwärtigen Fall! Er ist für uns Alle verletzend genug, aber auch beruhigend, jenes wegen der Freundschaft, dieses wegen der Starkmüthigkeit des edeln Mannes. Aber könnte ich Ihnen so manche jener Scenen malen, von der ich Zeuge gewesen; nicht des weichlichen Jammers, noch der ohnmächtigen Wuth (denn unglücklicherweise habe ich immer Männer gefunden unter den Gefällten), sondern jener eiskalten Resignation, die, bei dem Rückblicke auf eine nichtswürdige That, bei dem Gefühle der peinlichsten Gegenwart, und bei der Vorahnung einer düsteren Zukunft, sich in sich selbst zurückzog, wie ein gequetschter Wurm, und endete in stiller Angst und Verzweiflung . . . Nun bedenken Sie aber, daß ein solcher Mann beinahe noch der weniger Unglückliche ist im Vergleich mit demjenigen, der ihn besiegte und tödtete. Stellen Sie sich vor, wie jener, gleich Kain, beladen mit dem entsetzlichen Fluche des Brudermordes, entflieht, umherirrt, immer verfolgt, wohin er sich wendet, von dem Schatten des Getödteten, der ihm vielleicht gar einst Freund geheißen war, ohne Freude und Frieden im Leben, ohne Trost und Hoffnung im Tode . . . Es sei ferne von mir, den Einzelnen deßhalb zu verdammen; für ihn, den Unglücklichen,

kann in der Brust eines rein menschlich fühlenden Mannes keine andere Empfindung Platz finden, als Theilnahme, Mitleid; und um so größeres Mitleid, wenn er zugleich ein edler Mensch war. Aber die Zeit muß ich verdammen, das Volk, in dem ein so barbarisches Vorurtheil herrscht, wo man den Einzelnen sogar zwingt, bei Verlust seiner Ehre, seines Glückes, daß er, oft gegen seine bessere Ueberzeugung, wider sein menschlicheres Gefühl, einem Anderen, seinem Bruder, Gewalt anthue und sich von ihm Gewalt anthun lasse. Einen solchen Eingriff in die persönliche Freiheit, in die innigste Ueberzeugung Anderer nenne ich eine Grausamkeit ohne Gleichen, eine Entwürdigung der menschlichen Natur und eine Entweihung ihrer heiligsten Rechte."

„Ich stimme dem vollkommen bei," nahm der Professor das Wort, „was unser ehrenwerther Freund gegen die Sitte des Zweikampfes vorgebracht hat. Ich bin zwar vielleicht nicht der Empfindung des edlen Zornes so fähig, wie sein durch mannigfache Erfahrungen aufgeregtes Gemüth; aber desto gewisser steht dagegen meine Ueberzeugung, die sich in mir durch reifes, ernstes Nachdenken über diesen vielbesprochenen Gegenstand ausgebildet hat . . . Ohne auf die oft nichtigen Veranlassungen der Zweikämpfe und ihre meistens schauerlichen Folgen Bedacht zu nehmen, finde ich diese Handlung aus mehreren sittlichen Rücksichten für unerlaubt und verdammlich. Der Beweggrund hierzu ist erstlich doch zunächst nur: Rache am Gegner zu nehmen. Ich will es zugeben, daß man sich dieses Motives nicht immer deutlich bewußt ist, nicht dessen bewußt sein will, weil es sonst einem jeden, für sittliches Gefühl nicht ganz abgestumpften Menschen in aller seiner Unwürdigkeit und Verdammlichkeiter scheinen müßte. Aber, wenn auch versteckt, wirkt es in seiner Verborgenheit nur um so mächtiger, da es, als die natürlichste Triebfeder, so zu sagen die feinsten Nerven des menschlichen Herzens berührt und aufregt. Ich sage: die natürlichste, d. h. die dem Menschen in seinem Urzustande angemessenste, wo er nämlich noch ohne allen

gesellschaftlichen Schutz, bloß auf sich selbst zurückgewiesen, beinahe mit jedem Augenblicke Gewalt mit Gewalt abzuwehren genöthigt ist. Sie hört aber auf, ihre Bestimmung zu verlieren, wo der wilde Zustand in den sittlichen übergeht; wo das Reich des Geistes immer mehr Raum gewinnt und den Einfluß des Instinctes verdrängt; wo an die Stelle der Gewalt das Recht tritt, und die rohe, zügellose Sitte gebändigt wird durch die mild-strengen Gesetze der Civilisation und der Vernunft. In einem solchen geregelten, Recht und Wahrheit schützenden Verbande, auf der Stufe der höher strebenden, reiner fühlenden, ernster abwägenden Vernunft noch dem Rachegefühle, dem bloßen Naturtriebe als solchem, mit Bewußtsein zu folgen, das würde den Menschen zum Thiere, ja unter das Thier herabwürdigen und ihn mit Recht der Achtung aller vernünftig Denkenden verlustig machen . . . Man stellt sich freilich ganz plausible Zwecke vor, die man durch eine solche Handlung erreichen will. Man will sich Recht verschaffen; man will einer üblen Nachrede abhelfen; man will Respect einflößen; man will vielleicht sogar einen Heuchler entlarven, einen Thoren züchtigen, einen Verbrecher bestrafen. Wohl, aber es wäre ungleich besser, wenn man seine ganze sittliche Handlungsweise vorerst so einrichtete, daß man zu einer solchen Handlung nie Zuflucht zu nehmen genöthigt wäre. Wer sich's zum Zwecke seines Lebens macht, in den Geschäften bedachtsam und ordentlich, im Umgange sittsam und bescheiden, im Privatleben rein und unbescholten, im Berufe thätig und gewissenhaft, in seinen Aeußerungen und Anmuthungen vorsichtig und bescheiden, in allem seinem Thun und Lassen vernünftig zu sein: der wird nie in die peinliche Verlegenheit kommen, einzelne Zwecke mit Hast verfolgen und durch Gewaltstreiche seine Rechte erobern zu müssen. Zugegeben aber auch, daß der Mensch, auch der rechtschaffenste und klügste, manchmal durch Lässigkeit oder Unvorsichtigkeit oder durch unausweichliche Umstände in große Verlegenheit wegen seiner Ehre kommen könne, und in solchen Fällen wo möglich

sein Recht, seinen Ruf, sein Ansehen vertheidigen müsse: so folgt daraus noch nicht, daß er dieß durch jedes ihm zu Gebot stehende Mittel thun dürfe, sondern nur durch ein erlaubtes, zweckmäßiges, das mit den Grundsätzen der Vernunft und den Gesetzen des Staates übereinstimmt. Hier stehen wir aber auf dem Punkte, von dem aus der Zweikampf, abgesehen von allen und jeden Beweggründen und Zwecken, als geradezu vernunftwidrig, mithin als rein verwerflich erscheint. Denn der Zweikampf unterwirft erstlich das, was Gegenstand des Rechtes, der Prüfung und der Entscheidung durch die Vernunft ist, der bloßen Gewalt, der Schlichtung durch die Waffen, oft dem launenhaften Spiele des Zufalls und der äußerlich mechanischen Geschicklichkeit im Gebrauche physischer Kräfte. Das ist aber ein offenbarer Eingriff in die Majestätsrechte der Vernunft, eine Verweisung der sittlichen Angelegenheiten in das Gebiet roher Naturkräfte, eine Verzichtleistung auf das Edelste, was der Mensch besitzt: auf das Gefühl für Recht und Wahrheit, das hier einer mechanischen Handlung Platz machen muß. Zweitens findet hier im Gebrauche dieses Mittels kein Unterschied statt zwischen dem Beleidiger und Beleidigten. Wer auch von seinem Rechte noch so sehr überzeugt ist, muß auf alle Vortheile Verzicht leisten, die ihm nach vernünftigen Gesetzen zukommen, und wer sein Unrecht noch so sehr einsieht, er steht nicht im mindesten Nachtheile im Gebrauche der Vertheidigungsmittel, die ihm die Sitte darreicht. Beide haben gleiche Waffen, gleiche Gefahren, gleiche Hoffnungen. Der rechtschaffenste Mann gibt vielleicht dem größten Bösewichte die Waffe, das Recht, ihn zu morden, und dieser bedient sich derselben mit einer Zuversicht, mit einem Präjudiz, als wenn er der Gerechte, der Beleidigte wäre. Wahrlich, eine solche Verkehrung aller sittlichen Verhältnisse ist die keckeste Verspottung der Vernunftgesetze; und Männer, die einer so durchaus unmoralischen Sitte sich anbequemen, sind kaum von dem Vorwurfe freizusprechen, daß sie entweder durch Vorurtheil und Leidenschaft für das, was recht und gut ist, ganz blind

sind, oder daß sie sich wohl gar mit Vorsatz über alle Schranken der Sittlichkeit hinwegsetzen. Ich kenne übrigens gar wohl die Gründe, womit man den Zweikampf beschönigen will. Man schützt das Nothrecht vor in Ehrensachen. Ich erwidere aber bloß: Entweder ist die Ehre wirklich gefährdet, oder nicht. Im ersten Falle gibt das Gesetz das Mittel an, sein Recht zu verfolgen; im zweiten Falle ist es thöricht, etwas zu suchen, was nie verloren ging ... Man sagt ferner: der Staat dulde den Zweikampf. Der Staat kann durchaus keine eigenmächtige Rechtsverfolgung dulden, keine Selbstgenugthuung, weil sie, als solche schon, ein offenbarer Eingriff in die allgemeine Ordnung und Gesetzlichkeit wäre. Und wenn es auch einen civilisirten Staat gäbe, wo der Zweikampf geduldet würde (was ich geradezu läugne), so würde daraus nur folgen, daß die Handlung als illegal nicht verpönt sei, keineswegs aber, daß sie nicht als unmoralisch verdammt werden müsse. Das Gesetz der Vernunft steht über allen Gesetzen eines Staates, und was einmal nach Vernunftprincipien unrecht ist, das kann durch Staatsmaximen nie und nirgends als recht bezeichnet und gehandhabt werden ... Man wirft endlich ein: man verliere die öffentliche Achtung der Standesgenossen und alle die damit verbundenen Güter des Lebens ... Auch dieser Einwurf fällt weg, wenn man anders zwischen dem P ö b e l, der sich leider in allen Ständen befindet, und zwischen den wahrhaft E d e l n einen Unterschied macht, und wenn man Muth genug hat, dieß Geschrei des erstern zu verachten, und Bescheidenheit genug, mit dem Beifall der letztern zufrieden zu sein. Was man aber von dem Verlust ‚der damit verbundenen Güter des Lebens‘ sagen will, verstehe ich vollends nicht. Es wird doch nicht in irgend einem Staate dahin gekommen sein, daß derjenige, der sich standhaft weigert, den bestehenden Gesetzen zuwider zu handeln, von den ‚Standesgenossen‘ deßhalb zur Rede und zur Strafe gezogen werde! Ein solcher Trotz gegen die ganze Gesellschaft wäre nur eine Aufforderung mehr für den ‚Mann von Ehre‘, dieser einzelnen

Partei selbst Trotz zu bieten und ihre geheimen Umtriebe durch offenen Widerstand an's Tageslicht zu ziehen. Die Unannehmlichkeiten und Gefahren, die er sich von jener Partei etwa zuziehen könnte, darf er nicht scheuen; es wäre nichts als ein Opfer, das er als Staatsbürger dem Vaterlande zu bringen schuldig ist. Sollte ihn auch der Staat selbst nicht dafür schadlos halten, so kann, so muß er sich mit dem Lohne begnügen, den er in sich selbst allzeit findet, — dem schönen Bewußtsein, daß er seiner Pflicht als Mensch und Bürger treu geblieben ist."

Der Advocat, aufgefordert, auch seine Meinung zu sagen, nahm Anfangs Anstand, weil, wie er sagte, die vorliegende Frage zu denjenigen gehöre, die man zwar mit vielen Gründen für und dawider erörtern könne, aber nimmermehr genügend entscheiden. Auf das Zudringen der Freunde ließ er sich endlich doch bereden, seine Ansicht kurz darzulegen.

„Wir sind zwar Alle einig," sagte er, „über die Principien, daß der Mensch noch etwas Höheres habe, als das Leben, und daß er dieses im Nothfalle daran setzen soll, um der Ehre wegen. Auf diesen Grundsätzen beruht wenigstens die Gerechtigkeit eines Krieges überhaupt; und allgemein genommen, müssen sie daher, wie auf den Kampf zwischen ganzen Völkern, also auch auf den Kampf zwischen Individuen anwendbar sein. Aber man läugnet, daß dieser Nothfall bei den Einzelnen je eintreten könne; man steht wenigstens an, irgend ein Gesetz, eine Regel dafür festzusetzen; man bescheidet sich, daß vor der That kein anderer Rath als Zweifel, und nach derselben kein anderes Gefühl als Mitleid statthaben könne . . . Mich däucht, der Zweikampf müsse, als eine öffentliche, in's Staatsleben eingreifende Handlung, auch nur nach den Gewohnheiten und Gesetzen jeglichen Staates beurtheilt werden. Es handelt sich hier nicht um eine rationelle Moral, deren Grundsätze, so wahr und evident sie auch an sich sind, doch nie und nirgends eine volle, unbedingte Anwendung haben können; sondern es handelt sich hier um die öffentliche Moral, die sich in ver-

schiedenen Zeiten und Orten ausgebildet, und ihre Gesetze nach der Eigenthümlichkeit der Mitglieder eines Staates, durch Modificirung jener allgemeinen Moralgesetze, näher bestimmt und angepaßt hat. Daraus ist es denn auch zu erklären, wie über Einen und denselben Punkt, der Moral ehemals und jetzt, hier und dort, eine solche Verschiedenheit — obgleich nicht Entgegensetzung — der Statuten geherrscht habe und noch herrsche. Dieß gilt denn auch insbesondere in Ansehung des Zweikampfes. Die Griechen und Römer, zwei Nationen, die sich sonst durch Muth und Tapferkeit so sehr ausgezeichnet haben, kannten die Gewohnheit des Zweikampfes soviel wie gar nicht. Ihre Gefühle von Ehre waren von den unsrigen ganz verschieden. Jener große Grieche konnte zu dem Manne, der ihm mit dem Stocke drohte, in's Gesicht sagen: ‚Schlage mich, nur höre mich an' — unbeschadet seiner Ehre. Und Octavianus konnte dem Antonius, der ihn herausforderte, mit dem Worte ausweichen: ‚seinem Gegner stünden viele Wege offen zum Tode' — unbeschadet seines öffentlichen Ansehens und seines persönlichen Rufes. Natürlich. In jenen Staaten, wo des Vaterlandes Sache das Höchste, ja Alles war, ging die Sache des Einzelnen, die Ehre, die Freiheit, der Wille des Individuums ganz unter in der öffentlichen Gerechtigkeit. In solchen Staaten hört der Mensch auf, M e n s ch zu sein; er ist bloß B ü r g e r, und so sehr auch seine Freiheit erweitert und verstärkt ist in der Vereinigung mit der allgemeinen, so gering, ja nichtig ist sie, sobald sie sich isoliren und auf sich selbst dastehen will. Darum ist selbst in despotischen Staaten in gewisser Hinsicht mehr persönliche Freiheit, mithin mehr Recht zur Behauptung derselben, als in republikanischen, wo, weil jeder Bürger an der Herrschaft nächsten Antheil nimmt, auch jeder Bürger zur Unterwürfigkeit unter die allgemeine Ordnung die strengste Pflicht hat... Ein ganz anderer Fall war es bei unsern tapfern Vorfahren, den Deutschen. Sie hatten lebendiges Gefühl für persönliche Freiheit und duldeten schon sofern nicht die bindende Kraft des Gesetzes. Jeder verfocht daher

seine eigene Angelegenheit, und verfocht sie, da kein Recht sprach, durch die Waffe. Als sie späterhin in größere Völkerschaften sich vereinigten und sich zu den mildern Lehren des Christenthums bekannten, so war theils jene Gewohnheit des Zweikampfes unter Einzelnen und Parteien zu sehr eingewurzelt, als daß man sie, unbeschadet des National-Charakters, sobald wieder hätte ausrotten können; theils blieb die Gesetzgebung immer noch so unvollständig, daß die Entscheidung der Waffe als Rechts-Supplement fortdauern mußte. Ja, indem der Zweikampf als eine unter die unmittelbare Leitung eines höhern Wesens gesetzte Handlung betrachtet und behandelt wurde, so bekam er durch diesen religiösen Charakter erst recht festen Bestand und bleibende Dauer.... Mit der Zeit verschwand freilich diese Ideenverknüpfung, und damit auch die heilige Bedeutsamkeit dieser Gewohnheit. Aber die Gewohnheit blieb. An die göttliche Ehre, unter deren Garantie die persönliche gesetzt war, trat jetzt die persönliche. Und wie denn immer, wann der Mensch in seinen Handlungen nichts Höheres anerkennt und will, als sich selbst, so artete nunmehr die Gewohnheit in wilden Mißbrauch aus, und was früher Ueberzeugung war, wurde zum bloßen Vorurtheile. Indessen auch üble Gewohnheiten und Vorurtheile gehören zum Leben dieses und jenes Staates, in dieser und jener Zeit; und man würde vielleicht diese äußern moralischen Schäden mit einem Male durch strenge Mittel nicht heilen können, ohne ihre Wirkungen nach Innen zu treiben und das Leben der Nationen selbst oder doch ihrer edlern Theile in Gefahr zu bringen. Auch vermochten z. B. die strengen Maßregeln der Ludwige nicht, diese Gewohnheit, die wirklich entsetzlich ausgeartet hatte, in ihren Landen ganz zu unterdrücken. In solchen Fällen können nur gelinde, weislich gebrauchte Mittel dem Uebel, wo nicht ganz abhelfen, doch Einhalt thun, und es für das öffentliche Wohl unschädlich machen. Zu diesem Grundsatze bekennen sich denn auch fast alle aufgeklärten Regierungen unserer Zeit.... Positive Gesetze können nämlich Selbsthülfe eigentlich weder verbieten, noch

erlauben; nicht verbieten, so oft der Arm des Staates zur Abwehr des Unrechtes nicht bereit sein kann; nicht erlauben, so oft Recurs stattfinden kann an das Gesetz und seine Vollzieher. Nun glaubt man aber eben, daß es vielfältige Fälle gebe, die weder materiell zur Abwehrung durch die Noth, noch formell zur Berufung auf das Gesetz sich eignen. Und wenn man sich nicht zu der gröbsten Casuistik verleiten lassen will, so muß man dieß in Ansehung vieler sogenannten Ehrenpunkte gewiß zugestehen. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß in solchen Fällen sowohl der Staat als auch das Individuum in einer nicht geringen Verlegenheit sich befinden. Aber eben darum, um einerseits seinem Ansehen nichts zu vergeben, und anderseits das Recht des Einzelnen nicht zu verkümmern, ignorirt der Staat solche Handlungen, sofern sie nämlich nicht durch ihre Folgen in's öffentliche Leben eingreifen. Und die Individuen, da sie bei ihrer Nothhülfe weder die Absicht haben, dem Gesetze Hohn zu sprechen, noch die Willkür, dem Gegner Schaden zuzufügen (indem jeder in diesem ernsten Spiele gleichviel einsetzt und gleichviel gewinnen und verlieren kann), so sündigen sie weder an sich selbst noch am Staate; sie behaupten ihre Freiheit und ihr Recht, ohne dem öffentlichen Gesetze den Gehorsam aufzukünden oder der rechtmäßigen Gewalt ihre Achtung zu versagen. Wenn dessen ungeachtet, durch Umstände, die vom Zufall abhängen, ihre Handlung zu einer öffentlichen wird, und insofern zu einer in ihren Folgen für die Gesellschaft schädlichen und darum strafbaren: so wird ja derjenige, welcher vordem Muth genug hatte, Alles zu wagen, um das Edelste zu retten, auch nachdem Muth haben, jedweden nachtheiligen Folgen in Ansehung seiner bürgerlichen Existenz entgegen zu sehen, im reinen Bewußtsein, daß er sich und das Seinige seiner besten Ueberzeugung als Opfer dargebracht habe."

Der Professor wollte lebhaft widersprechen; aber der Major, welcher die letzten Aeußerungen des Advocaten mit Aufmerksamkeit und Beifall vernommen hatte, erbat sich das Wort.

„Die Bemerkungen," sagte er, „welche mein Freund vom

Verhältniß freier Männer zu den öffentlichen Gesetzen und ihren Vollziehern verlauten ließ, scheinen mir im Allgemeinen sehr treffend, und in Beziehung auf den Kriegerstand ganz besonders passend zu sein. Ohne auf die Verdienste anderer Stände scheel zu sehen, so ist doch soviel gewiß, daß kein Bürger einerseits für das allgemeine Wohl mehr daranzusetzen hat, nämlich sein Leben und seine Freiheit, — wo es die Noth fordert; und daß anderseits von der Gesellschaft keiner weniger erwarten darf, als eben er. Um also doch nicht gegen einen so ehrwürdigen Stand unbillig zu sein, was kann der Staat anders thun, als die Individuen in dem auszeichnen, was, unbeschadet der Ordnung des Ganzen, geschehen kann? Er verleiht ihm Privilegien höhern Werthes: Ehre vor Allen und Freiheit in Allem, so weit jene ohne förmliche Zurücksetzung der übrigen Staatsglieder und diese ohne auffallende Beeinträchtigung der Staatsgesetze möglich ist. Diese Ehre rein zu bewahren, ist dem rechtschaffenen Krieger die höchste Pflicht, und diese Freiheit zu gebrauchen, das größte Recht; und er kann, er muß sich der letztern um so mehr dann bedienen, wenn jene ersteren von irgend einem Anderen bedroht wird, als von dem, der ihm Ehre und Freiheit verliehen, seinem alleinigen Herrn, dem er dient, und denen, die in seinem Namen und nach dessen Willen befehlen. Für den Offizier muß es darum ungleich mehr und zartere Ehrenpunkte geben, als für andere Mitglieder des Staates; und eben darum muß ihm auch ein weiterer Raum offen stehen, wo er die bedrohte Ehre sichern und die beleidigte, wie man sagt, rächen kann."

„Gesetzt aber auch," fiel der Professor ein, „daß wir dem Offizier diese Vorzüge unbestritten lassen wollten, so bleibt immer noch die Vorfrage unbeantwortet, was denn die Waffe mit der Ehrensache, die Gewalt mit dem Rechte, der Zufall, die Willkür mit der Nothwendigkeit, dem Gesetze zu thun habe? Der Zweikampf ist und bleibt doch unter allen Verhältnissen ein unzweckmäßiges, ein vernunftwidriges Mittel."

„Er ist eben," versetzte der Major „ein Nothmittel, das,

wie im Kriege, d. h. in Entscheidung großer Mißhelligkeiten zwischen den Staaten, so auch in Schlichtung persönlicher Zwiste zur Aushülfe dient, wo das Recht oder Unrecht der Forderungen und Leistungen nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe bestimmt werden kann. Ist doch selbst da, wo die Streitfälle minder verworren und die Gesetze vollständiger und klarer sind, ein solches supplementum juris gar oft nöthig, und wird, obgleich als ein dem Rechtsbegriffe ganz fremdartiges Mittel, bei Gerichten als rechtskräftig gebraucht! Es ist der Eid, die Betheuerung der Wahrheit mit Berufung auf Gott. Man wird aber wenigstens eingestehen, daß ein solches Einsetzen seiner Seele und Seligkeit ein ungleich verzweifelteres Mittel ist, als die Bloßstellung der Gesundheit und des Lebens um Recht und Wahrheit willen. Doch ich will mich auf die Untersuchung dieses Rechtsverhältnisses nicht weiter einlassen, da diese Frage, wenn es nöthig wäre, von meinem Freunde hier klar und bündig genug beantwortet werden könnte. Aber dieses gebe ich noch zu bedenken, daß die Waffe, die der Offizier bei solchen Gelegenheiten gebraucht, mit seiner Ehre sehr genau zusammenhängt, weil seine Ehre unzertrennlich ist von seinem Muthe. Ich will mich deutlicher erklären. Es gibt nämlich, wie wir zwischen natürlichen und positiven Rechten und Pflichten unterscheiden, auch natürliche und positive Tugenden; und die letzteren nicht nur für Staaten, sondern auch für Stände. So fordern wir zwar von allen Menschen, daß sie z. B. redlich, verständig und muthig seien. Aber doch verlangen wir insbesondere und in einem vorzüglichen Grade vom Geschäftsmanne Redlichkeit, vom Gelehrten Verstand und Kenntniß, vom Krieger Muth. Diese letztere Eigenschaft ist also ohne Zweifel die erste Tugend des Kriegers; und in der günstigen öffentlichen Meinung anderer Menschen, daß er Muth besitze, besteht seine höchste Ehre. Was also immer diesen meinen Muth in Zweifel setzt, das tastet meine Ehre an; denn da der Andere gar wohl weiß, daß ich von Standeswegen die Waffe führe, und daß ich diese Waffe vermöge des Herkommens (man nenne es immerhin Vorurtheil!)

als Vertheidigungsmittel meiner Ehre gebrauchen darf und — muß, wenn ich nicht meinem guten Rufe schaden will: so ist jede vorsätzliche Beleidigung, sie betreffe nun unmittelbar eine noch so entfernte, fremdartige Sache, mittelbar eine offene Anschuldigung meiner Muthlosigkeit und mithin eine Herausforderung zum Beweise meines Muthes . . . Mag es nun mit diesem Beweise selbst bei manchen Zweikämpfen eine Bewandtniß haben, welche es wolle; mag immerhin ein Mann, der solche Streitigkeiten leicht eingeht, sogar frech aufsucht, an seiner Menschenehre mehr noch verlieren, als er an seiner Standesehre gewinnt; mag man sogar zugestehen, daß es einzelne Fälle gebe, wo die muthwilligsten Raufer unter vier Augen die feigsten Memmen Angesichts des Feindes seien: das alles beweist nichts gegen die Sitte des Zweikampfes, gegen das Recht im Gebrauche dieses Mittels und gegen die Anklage im Unterlassungsfalle. Der wackere, besonnene und ehrliebende Offizier kann hierin nicht leicht zu weit gehen. Denn er soll nicht bloß muthig scheinen, sondern auch sein, und nicht bloß muthig sein, sondern auch scheinen."

„Um diesen Vorzug," fiel der Professor ein, „dürfen dann wenigstens die andern Stände den militärischen nicht beneiden. Es scheint mir dieß ein sonderbares Privilegium zu sein," setzte er ironisch lächelnd hinzu, „wenn man auf der Ehrenwache immer zwischen Leben und Tod gestellt ist."

„Wir muthen es auch den Individuen aus andern Ständen nicht zu," versetzte der Major freundlich, „daß sie ihre Ehre mit unserer Waffe vertheidigen. Des Gelehrten Waffe z. B. ist eben — der Federkiel. Die Wahrheit mit dem Worte vertheidigen, ist sein Muth, und sie gut vertheidigen, seine Ehre. Er kann also auf eine gar leichte Art die Wirksamkeit des Mittels mit der Heiligkeit des Zweckes vereinigen. Sie sehen hieraus, wie billig wir Krieger Ihren Stand und seine Pflichten beurtheilen; wahrlich," fuhr er ernster fort, „ungleich billiger, als manche Gelehrte den unsrigen. Wie sie uns denn überhaupt als lästige und grausame Hindernisse der Civilisation

ansehen, so bezichtigen sie uns insbesondere, wenn sie unglücklicher Weise auf das Kapitel vom Zweikampfe gerathen, der Unwissenheit, der Rohheit, der Barbarei. Mögen diese Herren doch an ihren eigenen Busen greifen, und wenn sie es ohne Schamröthe können, ihre Augen auf die Blätter werfen, die sie und ihre Collegen so oft mit den pöbelhaftesten Schmähungen und schamlosesten Verleumdungen gegen einander anfüllen. Das sind doch wohl keine moralischen Mittel . . . Doch fern sei jede Recrimination."

Der Professor schien etwas betroffen. Die Verlegenheit wuchs mit dem Stillschweigen. Da unterbrach der Advocat: „Wenn nun aber einmal Zweikämpfe sind und immer sein werden (denn leider bestimmen sich die Menschen in ihren Handlungen selten nach Grundsätzen, meistens nach Gewohnheiten): so ist es doch Pflicht, durch allgemeine zweckmäßige Maßregeln sie minder zahlreich und schädlich zu machen. Warum (um kurz zu sagen, was ich meine), warum zögert man immer noch, nach so vielen traurigen Erfahrungen, Ehrengerichte einzuführen?"

„Weil diese Standesgerichte," antwortete der Major, „unter jeglicher Form weder von dem Individuum gewünscht, noch vom Staate geduldet werden können. Für den Einzelnen hätten sie allerdings den Vorzug, daß seine Handlungen von Männern gleichen Berufes, gleicher Gesinnung, gleicher Theilnahme gerichtet würden. Allein (abgesehen davon, daß hier noch mehr als anderwo Parteilichkeit und Leidenschaft sich in's Spiel mischen könnten,) diese Gerichte hätten doch für jeden Fall den Nachtheil, daß die Empfindungen des Individuums, sein Gefühl für Ehre, dieses unschätzbare Gut seines Standes, der Prüfung Anderer unterworfen würden, und daß es sich's gefallen lassen müßte, wenn es in der Ausübung seiner Freiheit, auf die es mit Recht den höchsten Werth setzt, gerade in der wichtigsten Angelegenheit gehemmt würde..... Für den Staat aber wären die Ehrengerichte, in der Bedeutung und in dem Umfang, wie man sie vorschlagen will, sogar verderblich. Es wären, mit Einem Worte, Vehmgerichte, nur unter einem andern Namen,

und es stünde mit Grund zu befürchten, daß sie gar bald die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit immer mehr ausdehnen, und zuletzt selbst in die Rechte der Staatsgewalt Eingriffe machen würden. Wenn also doch der Gesetzgeber hier, wo es sich um Aufrechthaltung der wohlverdienten Privilegien eines Standes handelt, zwischen zwei Uebeln wählen muß, so wird er lieber das geringere ertragen, die Selbsthülfe einzelner Individuen, als das größere, die Selbsthülfe, die außergesetzliche Gerichtsbarkeit einer ganzen Klasse."

„Ein Uebel ist also der Zweikampf doch; das gestehen Sie selbst ein," fiel der Arzt lebhaft ein. „Und wahrlich, wenn man ihn mir mit noch so vielen Gründen zu vertheidigen sucht, so wird man mein Gefühl nimmermehr bestechen, daß ich ihn als ein großes Uebel nicht sehr bedauere; und meinen Verstand höchstens nur dahin überzeugen, daß ich ihn als ein nothwendiges Uebel ansehe und entschuldige".

„So fühlt, so denkt jeder Menschenfreund," erwiederte der Major. „Er wird die Gründe der Handelnden achten und die Folgen der Handlung bedauern. So fühlen, so denken wir Alle auch über jenen großen, furchtbaren Zweikampf zwischen ganzen Völkern, den Krieg. Wir sind verständig genug, um die Nothwendigkeit, die Gerechtigkeit, die Heiligkeit eines solchen Kampfes einzusehen, und zugleich menschlich genug, um die unzähligen Opfer zu beklagen, die unter Brandstätten verhungern und auf Schlachtfeldern verbluten..... Eine einzige Bemerkung erlaube ich mir noch: Der Ausdruck ‚nothwendiges Uebel', den man so oft hört, scheint mir einen Widerspruch in sich zu enthalten. Denn der Zweikampf ist, wie der Krieg, entweder kein Uebel, wenn er nothwendig, oder er ist nicht nothwendig, wenn er ein Uebel ist. Doch wir wollen diese feinen Distinctionen lassen..... Wenn er doch ein Uebel ist, so hat er gewiß auch viel Gutes in seinen Folgen, welche, wenn sie auch nicht so fühlbar, doch im Stillen, wie manches Große, sehr wirksam sind. Der Schmerz, den das einzelne Glied fühlt, gereicht zur Heilung des ganzen Körpers. Ich will aber nur

auf zwei wohlthätige Folgen aufmerksam machen. Er ist erstens ein Schutz gegen Unterdrückung. In einem Stande nämlich, wie der unsrige, wo das Ansehen des Befehlenden so strenge und der Gehorsam des Untergeordneten so unbedingt sein muß, wie leicht möglich wäre hier ein Mißbrauch der Macht, wenn es nicht ein Mittel gäbe, das selbst die Gewalt zwingen könnte, gerecht zu sein! Zweitens aber, und noch mehr, ist der Zweikampf eine Wehr gegen den Leichtsinn und Muthwillen. Denn unter Individuen von so verschiedenen Altern und Graden, Denkarten und Handlungsweisen: wie wäre es möglich, so mannigfaltige Beleidigungen zu vermeiden, wenn nicht die beständige Gefahr die Hitze dämpfte und die immer drohende Waffe den Leichtsinn abschreckte? Wahrlich, wer wird ermessen können, wie viel dieser Furcht (vor Händeln, sagt der Bräve, nicht vor Wunden) zuzuschreiben sei, daß unsere Krieger, bei der leichten Reizbarkeit ihres Ehrgefühles und bei der großen Liebe zur Freiheit, wovon sie alle gleich beseelt sind, so wohlwollend gegen einander, so verträglich im Umgang, so bereitwillig in Verlegenheiten ihrer Kameraden, so nachsichtig gegen ihre Eigenheiten, so schonend für ihren guten Ruf, so wahrhaft brüderlich sich benehmen .... Und wenn nun, meine Herren," fuhr er mit wärmerem Tone fort, „dieses kameradschaftliche Verhältniß unserer Krieger eine der Hauptursachen wäre, daß jener Geist der Eintracht und edlen Gesinnung, vermöge deren sich's Jeder zur hohen Ehre rechnet, Mitglied dieses ausgezeichneten Standes zu sein, daß, sage ich, dieser echte esprit de corps allgemein unter ihnen verbreitet ist; und wenn dieser esprit de corps selbst wiederum wohlthätig weiter wirkte, die Verehrung des Fürsten, die Liebe zum Vaterlande, die Hochachtung der Berufspflichten unter den Mitgliedern dieses Standes immer mehr beförderte: würde dann die Wohlthätigkeit jener Sitte noch ferner in Zweifel gezogen werden können? Ich wenigstens lebe der sichern Ueberzeugung, daß der Zweikampf für unseren Stand und dadurch auch für den Staat unzähligen Nutzen stiftet, ehe er Einmal sichtbaren Schaden bringt,

und daß mithin der Mann, der seine Ehre, dieses Palladium seines Standes, treu bewahrt und tapfer vertheidigt, auch dem Staate den Tribut, den er ihm schuldig ist, reichlich entrichte. Denn schwerlich kann er ihm einen wichtigeren Dienst erweisen, als daß er, der Eine, falle, damit nicht Alle verderben. Auch Er stirbt für's Vaterland."

Der Major hatte noch nicht ganz geendet, als der Geistliche heraustrat. Er verkündete den Schluß der Katastrophe mit den Worten: „Er hat ausgelitten!" Die Freunde stürzten in's Zimmer. Der Major beugte sich über das Haupt des Todten und senkte voll Wehmuth auf das bleiche Antlitz sein thränendes Auge; die Andern standen am Fuße des Lagers, die Scene des Todes stille betrachtend. Da der Geistliche bemerkte, von welch tiefen Schmerzensregungen die Anwesenden beim Anblick der Leiche ergriffen wurden, trat er mitten unter sie und redete also: „Es ist Pflicht des Predigers der Religion, daß er in solchen feierlichen Augenblicken des menschlichen Lebens, wo die Herzen durch Erstaunen, Schmerz oder ein anderes mächtiges, von außen anregendes Gefühl für die Stimme der Wahrheit geöffnet, vorbereitet sind, den Mund aufthue zur Verkündigung dessen, was recht und wahr und heilig ist. In solchen bedeutsamen Lagen zu schweigen, weil Vorurtheil und Abneigung dem zuwiderlaufen, was die Religion standhaft gebietet; zu schweigen aus persönlichen und andern Nebenrücksichten, wo die großen, ewigen Interessen allein ins Aug zu fassen sind, das wäre strafbare Nachlässigkeit im Dienste Gottes, ja gewissermaßen Verrath an der Wahrheit selbst."

„Ich will Sie, meine Freunde, nicht an den bestimmten Buchstaben des göttlichen Gesetzes erinnern, welches da sagt: Du sollst nicht tödten, — nicht an den ausdrücklichen Befehl des Herrn, der sich die Rache als Majestätsrecht allein vorbehalten hat[1], — viel weniger an jenes Gebot der Liebe, welches

[1] 5 Mos. 32, 35.

an dem Beleidiger wegen gewaltsamen Eingriffes Rache nimmt durch Anerbieten eines freiwilligen Opfers [1] — — — der Verstand der Weltkinder hat den ehrwürdigen Buchstaben oft genug bestritten, ihr Witz ihn verspottet, ihre Leidenschaft vergessen, verachtet. Eines mußten sie aber, trotz Vorurtheil und Abneigung, immer zugeben, daß der Geist des Evangeliums sei ein Geist des Friedens und der Eintracht, ein Geist der Langmuth und der Verzeihung, ein Geist der Liebe, die (wie sie der Apostel so schön schildert) nicht ehrsüchtig ist, nicht das Ihrige sucht; die nichts Arges denkt, sich nicht über das Unrecht freut, sondern über die Wahrheit; die Alles trägt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet [2]. Wie könnte denn nun aber mit diesem evangelischen, wahrhaft göttlichen Geiste eine Gesinnungs- und Handlungsweise in Eintracht stehen, wie sie von der Welt und ihren Kindern erlaubt, ja geboten wird — diese eifersüchtige Wachsamkeit über eine Ehre, welche das Vorurtheil geboren, die Eitelkeit groß gesäugt und die Rachsucht zur Unthat getrieben hat – diese eigenwillige Gewaltsamkeit, welche in die Rechte Gottes so offenbar verletzende Eingriffe macht — diese Selbstvernichtung, dieser Todtschlag Anderer, um keiner anderen Ursache willen, als um ein allgemein verbreitetes Vorurtheil zu schonen, eine nichtige Verleumdung niederzuschlagen, oder wohl gar um dem Gefühle des grausamen Hasses nachzugeben? Nein, mögen sie immerhin ein solches Benehmen vernünftig, ehrenvoll oder gar heroisch nennen, das Christenthum verdammt es laut: als unvernünftig, weil ein solcher Mensch das Recht des Geschöpfes außer dem Gesetze des Schöpfers sucht; als ehrwidrig, weil er seine menschliche Würde geradezu in die christliche Erniedrigung, in Stolz und Selbstsucht setzt; endlich als schwach, unmännlich, thöricht, weil er nicht Kraft in Gott genug hat, um in der Welt zu dulden; nicht Muth genug, um zu verzeihen, nicht Hoffnung und Liebe genug, um das Zeitliche dem

[1] Matth. 5, 39—41.

[2] I. Kor. 13.

Ewigen hintan zu setzen, und weil er lieber seine Seele zu verlieren bereit ist, als Verlust am Irdischen, an Ehren und Gütern der Welt, zu leiden."

* * *

„Meine Herren! Ihr Erstaunen und Ihr ernster Blick auf diesen edlen Todten hier scheinen nicht ohne Vorwurf die Frage an mich zu richten: ob ich das strenge Gericht, das ich über die Zweikämpfe ausspreche, auch auf diesen Fall anzuwenden mich erkühne?"

„Ich halte mich als Mensch und Christ an die Lehre des Evangeliums: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet[1].

„Ja, könnte, dürfte ich richten, wäre es mir, dem Menschen, vergönnt, in des Herzens Tiefe Anderer zu lesen und die wahre Gesinnung zu ergründen; wäre es mir erlaubt, über fremdes Thun und Lassen mein Urtheil zu fällen, und es nach den ewigen Gesetzen zu würdigen: ich müßte es laut bekennen: Dieser war ein Gerechter. Denn wie Sie selbst wissen, ihn riß zur gewaltsamen That nicht leidenschaftliche Hitze und Rachsucht, und als er durch Gottes unergründliche Fügung selbst als Opfer fiel, in einer gerechten Sache, da hörte man aus seinem Munde keine Klage über ein ungerechtes Verhängniß, keine Verdammung eines unedelmüthigen Gegners, sondern er sah mit ruhiger Ergebung zum Himmel und betete um Segen über den, der ihn schlug . . .

„Doch meine Freunde, es wäre ebenso verwegen, über eine so außerordentliche Handlungsweise, wie der Zweikampf ist, eine Regel aufstellen zu wollen, als es vermessen wäre, über eine Handlung dieser Art, als ein einzelnes Beispiel, mit Zuversicht ein rechtfertigendes oder verdammendes Urtheil auszusprechen. Das wollte ich auch nicht. Ich wollte Ihnen nur

[1] Matth. 7, 1.

die Nothwendigkeit der Strenge zeigen, womit wir nach dem Geiste des Christenthums jede Selbstrache als solche verdammen sollen, und zugleich die Möglichkeit der Milde, womit wir, unbeschadet des Buchstabens, dem Opfer eines solchen unseligen Kampfes unsere menschliche Theilnahme und Nachsicht entgegenbringen können.

„Indem wir so Gott geben, was Gottes, und dem Menschen, was des Menschen ist, so werden wir streng gegen uns sein, nachsichtig gegen Andere; den Gesetzen, den heiligen, unveränderlichen, unsere Verehrung, fremden Fehltritten und Irrthümern Verzeihung angedeihen lassen; wir werden, so oft wir zu Handlungen aufgefordert werden, unser Benehmen unnachsichtig regeln nach den Grundsätzen des echten Christenthums, aber auch die Thaten anderer Menschen nach den Grundsätzen des nämlichen Christenthums milde beurtheilen; wir werden endlich unsern Verstand durch keine Sophistereien um das bethören lassen, was heilig, wahrhaft groß und edel, was echt menschlich und christlich ist, aber wir werden auch unser Herz nicht erhärten lassen, wenn wir einen rechtlich gesinnten Mann fallen gesehen in einer Handlung, die vom Vorurtheil veranlaßt und darum unbedingt verwerflich erscheint.

„Als wahre Christen werden wir für den Gefallenen beten und hoffen, daß Gott, der Prüfer der Herzen, in seiner unendlichen Langmuth ihn in Bälde theilhaftig mache seiner Gnade und Erbarmung.“

Die Adepten.

Kulturhistorische Erzählung.

I.

Auf seinem Schlosse zu Seatown in Schottland saß Alexander noch spät in seinem Laboratorium, mit einem wichtigen Prozesse beschäftigt, dessen Ende und Ergebniß er noch diese Nacht abwarten wollte. Nach mehrjährigen, fruchtlosen Versuchen, jenes geheime Mittel zu erfinden, um aus minder edlen Metallen Gold zu gewinnen, glaubte er endlich in dem Recept des Cornelius Agrippa von Nettesheim, des Wundermannes seiner Zeit, den wahren Weg entdeckt zu haben, der ihn zum langersehnten und erstrebten Ziel, zum Reichthum und Ruhm eines Adepten unfehlbar führen werde. Jenem Lehrer zufolge liegt aber die materia prima nicht im Mercurius, wie Raimundus Lullus, noch im Antimonium, wie Basilius Valentinus statuirt, sondern im Vitriol, der aber selbst einem sehr schwierigen und langwierigen Prozesse unterworfen werden müsse. Nachdem nämlich dieser Naturkörper — also besagt jenes Recept — durch Kunst zu Pulver calcinirt und dann in der Retorte abgedämpft worden, bilde sich als wässeriger Niederschlag der Mercurius der Weisen. Das in der Retorte zurückgebliebene Pulver veredle sich zugleich, nachdem es mit Regenwasser ausgekocht, die Auflösung filtrirt und diese abgedampft worden, zu einer reinen weißen Erde, Jungfern-Erde genannt. Durch die innigste Conjunction beider Producte werde sodann der Geist fixirt, und ein neues Salz in der feinsten und reinsten Extraction als die Seele des Goldes gewonnen. Damit sei jedoch erst der Anfang des complicirten Prozesses gemacht. Dieselbe Inhibition, Digestion und Destillation müsse so oft wiederholt werden, bis sich die ganze Masse zur terra foliata

sublimire, und das Mercurial-Wasser selbst in Oel verwandle. Aus der Vermischung beider und ihrer Digestion im Sandbade werde zuletzt eine wachsflüssige Tinctur gewonnen, deren Ein Theil, auf zehn Theile fließenden Goldes geworfen, das letztere zerstöre und in eine vollkommene Tinctur verwandle, dergestalt, daß Ein Gran davon zureiche, um hundert und mehr Pfund Silbers in Gold zu transmutiren.

Alexander, durch vielfältige Experimente in der Technik der Alchemie wohl geübt, hatte jenen ganzen, complicirten Prozeß mit aller Genauigkeit und Ausdauer durchgeführt, und er war nun soeben, nach wochenlanger Arbeit, dahin gekommen, daß ihm jene vollkommene Tinctur, nach allen Indicationen des Lehrmeisters, in der reinsten Form vor Augen lag. Die Freude über diese Entdeckung und die Sehnsucht nach endlicher Erfüllung war so groß, daß er noch zu derselben Stunde zu erfahren wünschte, ob er denn wirklich das Höchste erreicht, den Stein der Weisen gefunden habe. Er setzte zu dem Ende den Tiegel, in den er einige Pfund Silbers geworfen, über das Kohlenfeuer, und als das Metall in den rechten Fluß gekommen, warf er, wie ihm das Recept geheißen, von jener Tinctur das vorgeschriebene Quantum in die Masse und harrte nun mit gespannter Aufmerksamkeit der Dinge, die da werden sollten. Und sieh da! mit Heißhunger, der sich zischend und prasselnd kundgab, verschlang die Materie den Spiritus, der nun, gefesselt und gebannt, unwillkürlich in sie drang. Aber es schien alsbald, als suche sich der Geist wieder vom Stoffe zu befreien, — anfangs auftauchend in flackernden Flämmchen, die auf der sprudelnden Oberfläche sich zeigten; dann, zu einer Flamme verschmolzen, mit dem verwandten Aether sich zu vermählen strebend. Vergebens. Die Macht der Materie siegte endlich über die Kraft des Geistes; allmählich verschwand er, eingesogen von dem glühenden Elemente, und es ruhete nun, gesättigt und befriedigt, die verwandelte Masse. Das Wunder lag vor Augen; der verborgene, mit siebenfachem Siegel verschlossene Schatz, so schien es, war entdeckt und gewonnen.

Traurige Täuschung! Denn als nun die tingirte Masse genauer untersucht wurde, zeigte sie sich weder dem Gewichte noch dem Gehalte nach als probemäßig. Sie hatte nur den gleißnerischen Anstrich des Goldes in matter, schmutzig gelber Färbung. Das Product war Truggold, und sein Werk, das sah er, ein Pfuschwerk.

Voll Ingrimms über die wiederholte Täuschung warf Alexander den Tiegel bei Seite, zertrümmerte Retorten und Phiolen, und war schon im Begriffe, alle alchemistischen Schriften, die er mit großem Fleiße und mit schweren Unkosten gesammelt, in's Feuer zu werfen, als er durch die plötzliche Erscheinung eines Greises, der sonderbar genug in seine Werkstätte gekommen, an der Ausführung seines leidenschaftlichen Entschlusses gehindert ward.

Es war eine kleine, gedrängte Gestalt. Der gebückte Nacken und die weißen Haarlocken, die sich spärlich um den Scheitel legten, verriethen ein hohes Alter, während das Antlitz, die lebhafte Gesichtsfarbe und das mild funkelnde Auge von einer noch jugendlichen Frische zeugten. Der Fremde warf vorerst einen flüchtigen Blick auf die Umgebung, wobei sich ein ironisches Lächeln um dessen Lippen legte. Dann, nachdem er den Wirth besonders in's Auge gefaßt, sagte er in einem Tone, der bezweifeln ließ, ob es aufrichtiger Ernst oder bitterer Scherz sei: „Verzeiht, wenn ich vielleicht zu ungelegener Zeit auf Besuch komme. Die Stunde ist freilich spät, Eure Einsiedelei abgelegen, Eure Person selbst unzugänglich. Allein der Ruf von Euren standhaften Bemühungen, den Stein der Weisen zu suchen, hat sich dessen ungeachtet bis über das Meer verbreitet, und ich, als besonderer Verehrer der Weisheit, konnte nicht des Weges gehen, ohne Euch, den jüngsten Jünger, von Angesicht kennen zu lernen."

Alexander, durch die plötzliche Erscheinung überrascht, und noch mehr durch die seltsame Rede des Fremden irre gemacht, erwiederte: „Euer ehrwürdiges Alter gibt mir Bürgschaft, daß Ihr unvermögend seid, über fremde Fehlgriffe, verführerische

Täuschungen, mißlungene Versuche Schadenfreude zu empfinden und zu äußern. Und so heiße ich Euch denn immerhin willkommen, obwohl freilich ein Gast, der, unangemeldet, plötzlich in unsere Einsamkeit eintritt, einiges Befremden erregen mag. Uebrigens will ich Euch nur bekennen, daß Ihr gerade noch zur gelegensten Zeit gekommen: denn eine Viertelstunde später, und fortan hättet Ihr mich nimmermehr in dieser unheimlichen Werkstätte gefunden."

„Nach den Apparaten zu schließen, die Ihr hier aufgehäuft," erwiederte der Alte, „scheint Ihr dieß Euer Gewerbe doch nicht erst seit gestern betrieben zu haben. Wie kommt's denn also, daß Ihr mit Einem Mal die Pläne, die Wünsche und Aussichten eines Lebens in die Schanze schlagen wollet? Ein mißlungener Versuch, ein Fehlgriff, ein Unglück? Ei, da hätte ja die königliche Kunst, deren Ihr Euch rühmet, früher sterben müssen, ehe sie noch geboren worden! Oder seid Ihr so wenig bewandert in der Geschichte der Philosophie, daß Ihr nicht wisset, es sei Andern nicht anders ergangen?"

„Ihr spottet über die hermetische Kunst," versetzte Alexander, „Ihr zweifelt mindestens, wie ich höre, an der Wahrheit, an der Wirklichkeit derselben."

„Wer wollte da noch zweifeln," entgegnete jener, „wo man der Sache gewiß sein muß, um an sie glauben zu können? Glaubt *Ihr* an die Wahrheit, an die Wirklichkeit, an die Allmacht der Alchemie?"

„Ich *habe* daran geglaubt," versetzte Alexander ausdrucksvoll, „ich *sollte* noch daran glauben, ungeachtet des Widerstreites zwischen eigener Erfahrung und fremder Ueberlieferung. Denn es geht und besteht eine ununterbrochene, übereinstimmende Sage durch alle Zeiten und Völker von jener geheimnißvollen Kunst der Metallveredlung, die, wenn auch nur von einigen wenigen Auserwählten geübt, doch vor aller Welt die Gewährschaft ihres Daseins erhalten hat. Schon in der urältesten Zeit und unter einem Volke, das in der Naturwissenschaft Wunderbares geleistet und überliefert, erscheint uns jener *Trismegistos*

als Erfinder chemischer Scheidung und Zusammensetzung, zumal der edlern Metalle. Von Aegypten aus ging diese geheime Kunst auf die Griechen über, und ward durch die Bestrebungen ihrer Philosophen, von Demokritos an bis auf Synesios, den Alexandriner, emsig geübt und sinnig ausgebildet. Mit noch mehr Eifer betrieben die Araber diese Kunst; ja sie ist seit Giabr, der sie zur Wissenschaft erhoben, der eigentliche Mittelpunkt ihrer Naturforschung geworden und als solche, mit andern Kenntnissen dieses hochgebildeten Volkes, in das christliche Abendland übergegangen. Und hier fand sie, die so sicher in ihren Principien und so groß in ihren Resultaten zu sein schien, in allen Ländern Verehrer genug, welche sie fortan fleißig anbauten und emsig ausbeuteten."

„Die Heiden," unterbrach der Greis, „haben uns so manche andere geheime Wissenschaften überliefert, die uns, gleich Irrlichtern, auf Abwege verleiteten und in Abgründe führten!"

„Der Irrthum ist die Schlacke der Wahrheit," versetzte Alexander; „die christlichen Männer jenes kräftigen Zeitalters besaßen doch wohl Verstand genug, um das Falsche vom Wahren zu sondern, und dieses festzuhalten und weise zu gebrauchen! Nennet mir nun aber irgend einen großen Denker jener Zeit, der nicht für die göttliche Kunst, wie sie vorzugsweise geheißen ward, Sinn und Neigung gehabt hätte! Jenes Albertus des Großen und des englischen Lehrers von Aquin zu geschweigen, welche vielleicht die nach Irdischem zielende Wissenschaft zunächst zur Erforschung höherer Wahrheiten, gleichsam als Himmelsleiter, gebrauchen wollten: waren es nicht ein Roger Baco, ein John Duns, ein Arnold von Villanova, so viele andere ehrenwerthe Männer, die, vielseitig gebildet, sich auch in dieser Kunst aller Künste durch Schriften und Thaten unsterblichen Ruhm erworben? Ich will aber nur den einzigen Raimundus Lullus erwähnen, als welcher unter jenen Lichtern der Welt vor allen hervorleuchtet, und noch uns Neuern als der Aeltervater der hermetischen Kunst und als Muster aller Adepten gelten mag."

„Ich kenne die Legende von diesem Manne," sagte der Alte; „und sie ist allerdings anziehend genug, daß sie von den Liebhabern jener Kunst gern nacherzählt werden mag. Von einem leichtfertigen Lebenswandel, den er am Hofe von Aragonien geführt, durch ein Wunder der Gnade genesen, betritt er als Predigermönch die mühsame und gefährliche Bahn eines Bekehrers der Heidenvölker in Afrika, und nachdem er durch Wort und Beispiel vergebens ihr Heil zu wirken versucht, und mehrmal sogar sein Leben eingesetzt, verfällt er, in seinem unermüdlichen Glaubenseifer, auf den Gedanken, sich durch die hermetische Kunst eine unversiegbare Goldquelle zu eröffnen, um damit einem Potentaten der Christenheit das Mittel zu verschaffen, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu bestreiten. Die Legende sagt, daß ihm jene Entdeckung gelungen sei. Jene Rosenobel[1] aus den Zeiten Eduards III., von denen noch eine Menge durch unsere Hände gehen, werden als Erzeugnisse seiner Kunst ausgegeben, die freilich der meineidige König, statt zu heiligem Zwecke zu verwenden, zu unheiligem Kriege gegen ein benachbartes, christliches Volk mißbrauchte."

„Nun, und diese Thatsache," rief Alexander aus, „reicht sie nicht allein schon hin zu einem unwiderleglichen Beweis von der Wahrheit, der Wirklichkeit der hermetischen Kunst?"

„Wenn sie eben als Thatsache erwiesen wäre," versetzte jener. „Die Männer seines Ordens aber wissen nichts, wollen nichts wissen von dem schmählichen Ruhme, daß ihr frommer Mitbruder, der Heidenbekehrer, je ein Adept, ein Wissender in geheimen, verdammlichen Künsten gewesen. Es ist wohl diese Geschichte eben nur eine von jenen vielen Sagen, die, weil sie Wunderähnliches erzählen, desto mehr bei Parteiischen Aufnahme, bei Leichtgläubigen Eingang finden."

Alexander warf einen Blick des Widerwillens auf den Greis; es empörte ihn dieser hartnäckige Zweifel, der, wie ein gewaltsamer Raub, ihm eine alte, liebe Ueberzeugung zu be-

---

[1] Englische Goldmünze, = 4/5 Pfund Sterling.

nehmen drohte. Der Alte erwiederte die strafende Miene mit mild ironischem Lächeln und sagte: „Es scheint, daß Ihr eine Ueberzeugung, die Ihr doch soeben selbst habt fallen lassen wollen, nun mit desto wärmerem Eifer festzuhalten gesinnt seid. Um so mehr erachte ich es für meine Pflicht, da ich doch das Bekehrungsgeschäft einmal übernommen, als weiser Arzt Euch das Bekenntniß eigener Schwäche vollends abzuringen, um sodann das Uebel an der Wurzel fassen zu können. Ich frage Euch aber nur: wie mögt Ihr eine Kunst, eine Wissenschaft für wahr halten, welche lehren und zeigen will, daß das Unnatürliche zur Natur werden, das Unmögliche selbst in die Wirklichkeit eintreten könne?"

„Was nennen wir Menschen mit unserm beschränkten Verstand und noch beschränkterer Erfahrung unmöglich, was unnatürlich und widersinnig?" versetzte Alexander mit erhöhtem Eifer. „Wie Vieles schon ist einer späteren Zeit gelungen, was der früheren als unerreichbar, als unglaublich vorgekommen! Wie manches Geheimniß ist schon der Natur abgelauscht, wie manche Erscheinung nachgeahmt, wie mancher Fund durch Zufall gemacht worden! Verkennen wir nicht die hohe Bestimmung unseres Geschlechtes, und üben wir nicht Hochverrath an dem königlichen Adel, der uns beiwohnt! Der Mensch ist zum Herrn der Erde und zum Meister der Natur geschaffen worden. Hat er auch seine ursprüngliche Macht mit seiner Würde eingebüßt, so hat er darum noch nicht das Vermögen verloren, zu jener Macht und Würde wieder zu gelangen. Wenigstens ist es einzelnen auserwählten Geistern gelungen, das ursprüngliche Verhältniß zu Gott und zur Natur durch Heiligung nach Innen und durch Erkräftigung nach Außen herzustellen. Aber auch wir Uebrigen, in unserer Richtung nach dem Irdischen, leisten Außerordentliches, Wunderbares. Wir beherrschen die Elemente, daß sie uns nicht schädlich, daß sie sogar für unsere Zwecke diensam werden. Wir verdampfen das Wasser, versetzen die Erden, reinigen die Luft, tilgen und wecken und nähren das Feuer. Sollten wir nicht auch der Metalle Meister

werden können? Wir haben der Natur es abgesehen, Metalle zu schmelzen; wir haben sogar, was die Natur nicht vermag, die Kunst erdacht, Metalle zu scheiden, zu mischen, in neue umzuwandeln. Wird es da dem Menschen unmöglich sein und bleiben, sich des Metallkerns selbst zu bemächtigen, und den Keim aufzufinden, der, eingesenkt in das allgemeine metallische Element, insbesondere zu edlen Gewächsen, zu Silber oder Gold, aufschießen möge? Ueben wir doch diese Kunst, minder edle Arten in edlere zu verwandeln, mit Glück und Verstand bereits an Kräutern, an Blumen, an Früchten. Um so leichter und sicherer wird sie uns an anorganischen Körpern gelingen, welche von Natur aus nach einfacheren, bestimmteren Gesetzen gebildet sind. Die Geschichte besagt's, daß es geschehen; und gegen Thatsachen kann keine, auch noch so widerstrebende Theorie Stand halten."

„Wenn der Enthusiasmus," sagte der Alte, freundlich erwiedernd, „ein sicheres Kennzeichen des ächten Berufes und eine gute Gewährschaft des Erfolges ist, so hättet Ihr allerdings Anspruch auf die besondere Gunst der Natur; Ihr verdientet, ein Adept zu sein. Jedenfalls finde ich es begreiflich, wie Ihr zu Hoffnungen und Wünschen gekommen seid, die jedem andern, minder Begeisterten als thöricht und vermessen hätten erscheinen müssen."

„Wir schaffen und bilden nicht den Geist in uns," versetzte Alexander, „sondern der Geist, der uns innewohnt, treibt und drängt uns, daß wir das Verborgene ahnen und suchen, das Dunkle und Geheime an's Licht ziehen, das Unmögliche selbst wagen. Doch tritt manchmal in unser Leben ein Ereigniß ein, das den noch Wankenden und Zweifelnden plötzlich bekehrt, den bloß neugierigen Liebhaber zum Gläubigen, zum Wissenden macht. Also ist es auch mir ergangen. Ihr habt vielleicht selbst von einem Kelley gehört, der vor noch nicht vielen Jahren in diesen Landen sich als Adept kundgegeben."

„Ich habe ihn auf meinen Reisen kennen gelernt," sagte der Alte, „und das Gold, das unter seinen Händen hervor-

gegangen, hat man allerdings probehaltig gefunden. Aber erzählt mir immerhin, was Ihr von ihm erfahren."

„Ich melde nur, was mir glaubwürdige Männer von ihm berichtet. Das Gebirgsland von Wales durchfahrend, fand er eines Tags in einem abgelegenen Wirthshause ein bestaubtes, halb vermodertes Pergament, dessen Inhalt, wie er als gewesener Notar und als Kenner alter Schriften, sich bald überzeugte, von der Metallverwandlung handelte. Auf die Frage an den Wirth, wie er zu dieser Rolle gekommen, erzählte dieser: Männer von seiner Bekanntschaft hätten das Grab eines Bischofs, der zu seinen Zeiten in dem Rufe eines überaus reichen Mannes gestanden, nächtlicherweile aufgewühlt, in der sichern Hoffnung, einen bedeutenden Schatz in dem Sarge zu finden. Zu ihrer großen Betrübniß aber hätten sie nichts angetroffen, als dieses beschriebene Pergament und zwei Kapseln aus Elfenbein, in denen, als man sie zerschlagen, sich nichts vorgefunden, als in der einen rothes, in der andern weißes Pulver. Ungehalten über ihre getäuschte Hoffnung hätten sie ihm den ganzen Plunder für einen Trunk Sekt überlassen. Er aber habe es doch für werth gehalten, das sonderliche Zeug für irgend einen Liebhaber von Curiositäten aufzubewahren. Kelley vermuthete sogleich, was an der Sache war, daß nämlich jene beiden Pulver Tincturen zu Gold und Silber wären, und er erhandelte Alles um einige Schillinge von dem unwissenden Wirthe. Eine Probe, welche Kelley mit seinem Freunde, dem Doctor Dee, sofort anstellte, gelang vollkommen. Beide verließen bald darauf die Insel, um auf glänzendere Weise in der weiten Welt aus ihrer Kunst Erwerb zu ziehen."

„Ich traf diesen Kelley," sagte der Greis, „noch vor einigen Jahren in Prag, wo er mit seiner Kunst viel Aufsehens machte. Kaiser Rudolf, ein Freund geheimer Wissenschaften, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und machte ihn sogar zum Grafen von Böhmen. Dagegen erwartete und forderte der Kaiser wohl mit Fug und Recht, daß der Begünstigte ihm das Geheimniß mittheilen sollte. Kelley aber wollte

oder konnte es nicht. Im ersten Falle war er ein Undankbarer, ein Meineidiger, im andern Falle ein Betrüger. So verdiente er denn wohl das Loos, das ihm geworden, das Gefängniß."

„Der Unglückliche!" rief Alexander aus. „So ist er denn auf elende Weise verkommen und verschollen?"

„Bei einem Versuche, sich zu befreien, riß das Seil, und er starb bald darauf an den Folgen des Sturzes."

Alexander, von tiefer Bewegung ergriffen, stand auf und rückte etwas unsanft an den Geräthen seiner Werkstätte. Er machte Miene, den Ort zu verlassen, wo es ihm seit der Anwesenheit des Fremden immer unheimlicher ward. Der Greis aber verblieb ruhig auf seinem Sitze, und indem er dem Aufgeregten die Hand bot zur Beschwichtigung, fuhr er in einem Tone fort, der milden Ernst und treue Theilnahme verrieth: „Freunde erkennen sich in der Stunde der Prüfung. Darum verzeiht, daß ich Eure Gesinnung, Eure Wissenschaft auf die Probe gestellt. Ich selbst bin ein Freund der göttlichen Kunst, und habe meine Freude an den Bestrebungen derer, die sie aufrichtig suchen und ehrenhaft behaupten. In Euch erkenne ich einen würdigen Schüler der Weisheit. Der andauernde, uneigennützige Eifer, womit Ihr nach derselben gestrebt, mag mir als Bürgschaft gelten, daß Ihr Euch in ihr Joch geduldig schmiegen und ihre Bürde starkmüthig ertragen werdet. Denn von dem Wahne werdet Ihr doch ferne sein, als ob, wenn Ihr einmal im Besitze des Goldes seid, auch ein goldenes Zeitalter für Euch anbrechen werde! Der Mann der Wissenschaft ist eine Statue von Erz, die einen Schmuck von edlem Metalle trägt. Von Innen stark, auf sich stehend, soll er, nach Außen glänzend, Andere erbauen. Wenige nur, selbst unter den Ausgewählten Wenige, verstehen und üben die Kunst, als Träger des Edlen und Heiligen, sich selbst zu veredlen und ihr eigenes Heil zu wirken. In ihrem Stolz und ihrer Genußsucht verkennen sie das Mittel, welches das Geheimniß der Weisheit einschließt, das ist: Demuth und Selbstverläugnung."

„Ihr verleidet mir,“ sagte Alexander mißmuthig „mit Euren sonderbaren Reden vollends eine Kunst, die, so lange wir sie suchen, uns trügerisch hintergeht, und wenn wir sie gefunden, nur unglücklich macht. Laßt mich immerhin meinen Vorsatz ausführen, über dem Ihr mich überrascht habt; helft mir selbst dazu, Unglücksbote der Weisheit! Zertrümmern und verbrennen wir all' den Plunder, der, wie leider! das Leben selbst und alles, was es gewährt, auf Lug und Trug hergerichtet zu sein scheint!“

„Ihr mögt's da halten, wie Ihr wollt,“ erwiederte der Alte, indem er, wie vordem, Ton und Miene milder Ironie annahm. — „Nur vergönnt mir, daß ich vorerst noch eine Operation mache, die meinen eigenen Bedürfnissen abhilft. Denn ich will Euch nur bekennen, daß ich im Vorbeigehen auch deßhalb bei Euch Einkehr genommen, um mir wieder Bedarf an Gold zu verschaffen, das mir auf der weiten Reise, die ich vorhabe, so noth thut. In Eurer abgelegenen Wohnung, und bei der Verschwiegenheit, die ich bei Euch als einem Gentleman voraussetze, schien sich mir eine willkommene Gelegenheit hierzu darzubieten. Ihr erlaubt doch, daß ich sogleich an's Werk gehe?“

Nachdem er sofort in eine Phiole etliche Pfund Quecksilber gegossen, langte er aus einer kleinen Kapsel, die er unter dem Wams trug, eine Fingerspitze voll rothen Pulvers hervor und streute es auf die Masse. Der Fluß gerieth alsogleich in sanfte, leise Bewegung; Blasen erschienen auf der wallenden Oberfläche, die allmählich zu Schaum gerannen, und darauf eine in Farben schillernde, florene Decke bildeten, als wollte die Natur das geheime Werk, das sie im Innersten bereitete, profanen Blicken geschämig entziehen. Nach kurzer Zeit war die Transmutation geschehen: eine gediegene, goldgelbe Masse, die gegen jenes andere Fabrikat schreiend abstach, lag vor Augen, und das Metall erschien nach der angestellten Probe noch als reiner und gehaltvoller, denn das reinste Naturgold.

„Göttlicher Mann!“ — rief Alexander aus, der die Operation mit steigender Theilnahme verfolgt hatte, „wie über-

selig macht Ihr mich durch Eure Erscheinung, Eure Mittheilung! So ist es also doch kein Trug, es ist Wahrheit, Wirklichkeit, was ich zu erstreben versucht habe. Und wenn ich auch des rechten Weges verfehlt, so war doch das Ziel kein erträumtes. Daß mein Suchen und Mühen und Streben vergebens gewesen, ist noch zu verschmerzen; genug, es war nicht thöricht, nicht vermessen."

„Auch Euer Streben war nicht vergebens," versetzte der Greis. „Habt Ihr bisher noch nichts gefunden, so habt Ihr doch suchen gelernt. Und auch dieses trägt seinen Lohn. Es schärft den Verstand, es kräftigt den Willen, es gewährt Umsicht in der Natur und Einsicht in sich selbst."

„Ach, diese Einsicht ist eben nur die Gewißheit von der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß und von der Unvermögenheit unserer Natur. Glücklich, wer das Geheimniß dessen, was er geahnt und geglaubt, endlich auch entdeckt und gefunden hat! Nur das Wissen bewährt den Glauben, und das Vermögen den Willen. Wunderbarer Mann! wollt Ihr mich nicht der Gnade würdigen, mir das Geheimniß mitzutheilen, dessen Besitz Euch so überreich, so selig macht? Ich verspreche Euch bei Allem, was heilig ist, daß ich es, wie mein eigenes Herz, in meiner Brust bewahren werde auf immerdar."

„Mein Sohn!" erwiederte jener mit Nachdruck, „die Wissenschaft kann wohl gelehrt, mitgetheilt werden, aber nicht die Weisheit. Was würde es Dir frommen, wenn ich Dir auch jenen Naturkörper, aus dem der Same des Goldes bereitet wird, wenn ich Dir die Art und Weise der Zubereitung selbst entdecken wollte? Du würdest damit wohl eben so wenig den Zweck erreichen, als es Dir bisher mit deinen Versuchen gelungen ist. Vorschriften, Recepte thun da nichts. Das Wort tödtet, der Geist macht lebendig. Es ist der gläubige Sinn, der lebendig gläubige; es ist der tiefere reinere Blick, der durch Anlage gegeben, durch Uebung geschärft worden ist; es ist der redliche, uneigennützige Eifer, der nichts sucht, als eben jene Wahrheit und Weisheit: mit dieser Stimmung und

Richtung des Verstandes und Gemüthes allein vermag der Mensch in die Geheimnisse zu bringen, welche Gott den Stolzen von jeher verborgen und nur den Demüthigen erschlossen hat."

„Diese Forderungen, welche die Weisheit an ihre Schüler macht," erwiederte Alexander, „sie mögen die ersten und letzten, die wesentlichsten sein. Aber sollte darum die Anleitung eines weisen, verehrten Lehrers, der alles dieß bereits erprobt hat, überflüssig sein? Kann und will er uns nicht den rechten Weg selbst führen bis an's Ziel, so mag er uns doch vor Irrwegen warnen und auf den rechten Weg stellen."

„Es führen verschiedene Wege zur Weisheit," sagte der Greis," „und der Eine ist nicht für Alle. Die Eingeweihten können nur mittheilen, wie sie geirrt und gestrebt, wie und was sie endlich gefunden haben. — Wollt Ihr meine Geschichte vernehmen, so kann ich sie Euch in Kürze mittheilen. Mein Sinnen und Trachten war ursprünglich auf nichts weniger gerichtet, als auf Alchemie und die Schätze, welche sie spendet. Ich nährte mich viele Jahre vom Bücherabschreiben, trieb in Nebenstunden Mathematik und schöne Künste, und lebte in einfacher Weise und in stiller Zurückgezogenheit. Da ward mir eines Tages von einem spanischen Juden eine Handschrift welche auf Baumrinde geschrieben war, um leichten Preis angeboten, die ich auch sogleich erstand. Die Schriftzeichen waren für mich fremd, und ich vermochte sie trotz allen Bemühungen nicht zu entziffern. Nur aus den hineingezeichneten Bildern, welche alchemistische Geräthe und Operationen darstellten, konnte ich absehen, daß der Inhalt von der hermetischen Kunst handle. Nun trieb mich, ich weiß nicht welch ein unwiderstehlicher Geist zu dem Entschlusse, nach Spanien zu reisen, um bei den dortigen Gelehrten Aufschluß zu erhalten. Es gelang mir. Ein Arzt in St. Jago von Compostella, wohin ich nach langem vergeblichen Herumirren und Nachfragen der Andacht wegen und aus Gelöbniß zuletzt gewallt, verstand, als ein getaufter Jude und gelehrter Mann, die Schrift zu lesen, die er mir denn auch redlich verdolmetschte. Nun konnte ich auch

die Bilder des Rinden-Codex vollkommen deuten. Dessen froh, kehrte ich nach Paris zurück und schritt daselbst zur Ausarbeitung des beschriebenen Processes, der mir denn so wohl gelang, daß ich nach drei Jahren meinen Zweck vollkommen erreichte.“.

„Nun, und das Verfahren? — Verzeiht mir diese meine Zudringlichkeit! Aber Ihr werdet doch nicht so grausam sein, dem von brennendem Durst Gequälten den Becher mit dem köstlichen Naß zu zeigen, und im Augenblicke, da er davon kosten möchte, denselben schadenfroh zurückzuziehen.“

Der Greis warf einen Blick auf die Bücherei und sprach dann lächelnd: „Wie ich sehe, so seid Ihr ja bereits im Besitze alles dessen, was und so weit mir von der geheimen Wissenschaft zu lehren vergönnt war. Ich lese dort den Titel: ‚Le désir désiré ou Trésor de la Philosophie de Niclas Flamel....“

„Ihr seid Flamel?“ rief Alexander begeistert aus, „der liebe, fromme, weise Flamel, der, im Besitze unermeßlicher Reichthümer, nicht verschmähte, in seinem kleinen Hause nach alter, einfacher, patriarchalischer Weise fort zu leben, während er dagegen all sein Vermögen für die Armuth und die Kirche verwendete, Hospitäler stiftete, Kapellen erbaute, Tempel verzierte und begabte, — verehrt wie ein Heiliger und angebetet wie ein König unter den Seinigen!“

„Erwähnet nicht dessen, was ich gethan, noch weniger rühmet mich, weil ich es gethan. Ich war nur das unwürdige Gefäß, in welches der Herr seine reichen Gaben ausgegossen, auf daß sie fürder flößen zur Erquickung seiner Freunde, der Armen, und zur Ehrung seiner Braut, der Kirche.“

Alexander, der sich gefaßt, schien sich nun plötzlich in Erinnerungen zu verlieren. Er blickte den Greis mit prüfendem, zweifelndem Auge an; er bemühte sich, die innere Bewegung zu verbergen; er schwieg mit gesenktem Blicke. Der Fremde gewahrte seine Verlegenheit und errieth die Ursache davon. „Ihr zweifelt an der Aechtheit meiner Person, an der Wahr-

heit meiner Aussage," sprach er; „und ich kann es Euch nicht verargen. Ich habe Euch von einem Manne erzählt, der im dreizehnten Jahrhundert gelebt hat, und wir stehen nun, wenn ich nicht irre, am Ende des sechzehnten."

„Ich muß meinen Zweifel nur eingestehen," sagte Alexander, „zumal da Ihr ihn selbst verzeihlich finden werdet. Ihr zählet, Eurem Aussehen nach, nicht viel über hundert Jahre. Ich sage: über hundert Jahre. Denn die Wiedererneuerung des äußern Menschen, welche die wohlthätige Natur an Personen dieses Alters manchmal vornimmt, ist zu sichtbar an Euch. Aber durch welch ein Wunder — denn Ihr seid doch jener Flamel wahrhaftig —, durch welch ein Wunder Gottes seid Ihr bis auf unsere späten Tage herauf in solcher Frische erhalten worden?"

„Ein Liebhaber der geheimen Wissenschaft und ein Kenner ihrer Schriften sollte wohl diese Frage zu stellen nicht versucht werden," erwiederte der Greis, „oder habt Ihr noch nie von jener Panacee vernommen, von jenem aurum potabile, jener göttlichen Arznei, die das Alter verjüngt, den Geist stärkt und das menschliche Leben über das gewöhnliche Ziel verlängert?"

„Ich hielt die Sage für eine jener Dichtungen, die in der Absicht ersonnen worden, um ein ferneres Ziel vorzusetzen, damit das nähere desto eifriger gesucht, desto sicherer erreicht werde. Denn im Uebrigen thut die Geschichte, so viel mir bekannt, keine Meldung, daß irgend ein Wissender einen auffallend längern Verlauf seines Lebens gehabt habe."

„Es beweist dann diese Thatsache höchstens nur, daß die Männer, die dieses Arcanum besessen, sich desselben nicht mäßig und weise bedient haben. Die Wissenden sind nicht immer die Weisen. Es hat aber die hermetische Kunst erst dadurch ihre Vollendung gewonnen, daß sie ihrem Verehrer zu all den Schätzen der Natur den höchsten Schatz: Leben und Gesundheit, erschlossen hat. Alles Gold der Erde, es wäre ein trauriges Geschenk, wenn uns nicht zugleich das Vermögen gegeben würde, dasselbe zu frommem Gebrauch und weisem Genusse anzuwenden."

Alexander hing mit Aug' und Ohr an der Gestalt, an der Rede des Greises. Dann sprach er: „Und so glaubt Ihr denn, daß auch ich hoffen dürfe, des höchsten Gutes theilhaftig zu werden, das sich ein Mensch nur immer wünschen mag?"

„Was nennt Ihr das höchste Gut? Doch nicht den Besitz des Goldes, des gleißnerischen, verführerischen, in den der Fürst der Welt den Keim gelegt zu allem Bösen, das des Menschen Herz verkehren, seinen Geist bethören mag? Mein Sohn, glaube mir: nicht der reiche Besitz macht glücklich, sondern nur der weise Gebrauch. Salomon, der weiseste unter den Menschenkindern, dem die Mächte der Natur dienten und die Schätze der Welt offen standen, er bat seinen Gott, daß er Armuth von ihm abwenden möge und Reichthum; er wünschte sich nur jenen Zustand, den selbst die Heiden den goldenen Mittelstand nannten. Wer indeß doch den Drang in sich fühlt, Höheres, ja das Höchste anzustreben, der rüste sich, daß seine Kräfte gewachsen seien der Last, die er sich auferlegen will. Im Uebrigen bedenke er, daß nicht wir Menschen die Meister unseres Glückes seien, noch die Vollbringer unserer Tugenden; und er wache und bete darum, daß er nicht in Versuchung falle, und nicht eines andern Willens sein wolle, als der in Gott ruht und handelt."

Nach diesen Worten stand der Greis auf und bereitete sich zum Weggehen. Vergebens bat ihn Alexander, zu bleiben und auf einige Tage der Ruhe zu pflegen unter seinem Obdach. Jener entschuldigte sich mit der Erklärung: es dürfe seines Bleibens nirgends sein, so lange, bis er, einem Gelübde zufolge, das heilige Land besucht, und seinen Beruf, der ihn dorthin treibe, erfüllt habe. „Das ewige Wandern," setzte er lächelnd hinzu, „gehört einmal zu den Lüsten und Lasten eines Adepten; und er kann nur Ruhe finden in der Unruhe, und des Lebens Freuden genießen in deren Entbehrung. Vielleicht" — endete er, indem er dem Wirthe die Hand zum Abschiede bot —, „vielleicht begegnen wir uns zu einer anderen Zeit und auf anderen Wegen. Bis dahin — Gott befohlen!"

Alexander begleitete ihn bis zum Schiffe, das seiner am Meeresufer harrte. Denn es war unter ihren Gesprächen Morgen geworden. Auf dem Verdeck empfing den Alten eine Matrone, welche jener als „seine Petronella" begrüßte und als seine Gattin und unzertrennliche Gefährtin vorstellte. Alsbald wurden die Segel aufgezogen, die Anker gelichtet. Ein frischer, günstiger Morgenwind entführte die Wanderer pfeilschnell den Augen Alexanders, der ihnen gedankenvoll nachsah. Dann kehrte er in seine Hallen zurück, versunken in die Erinnerung an die so seltsamen Begegnisse dieser Nacht, die ihm wie ein Traum vorschwebten.

II.

Die Siegel des großen Geheimnisses waren Alexander gelöst; das Buch der Natur lag vor seinem Auge aufgeschlagen, und es konnte nun sein Geist ihr höchstes Wunder anschauen und ihre edelste Kraft bemeistern.

Wie überglücklich fühlte er sich!

Aber es ist nun einmal das Loos des Menschen, daß ihm in diesem Erdenleben kein reines, volles Glück zufallen, keine feste, dauernde Zufriedenheit verbleiben soll. Das erfuhr auch unser Freund. Denn von dem Augenblicke an, wo sich sein Leben mit der glänzendsten Fülle umzogen, däuchte es ihm, als ob der kaum erst errungene, selige Friede aus seinem Innern schon wieder schwinden wolle; und der ihm plötzlich zugefallene Reichthum schien ihm nur dazu zu dienen, um die Armuth und Blöße seines Herzens vollends aufzudecken. Es war ihm nämlich durch die höhere Offenbarung sein Bewußtsein, seine Bestimmung plötzlich verrückt, so daß sein Geist auf der schwindelnden Höhe das Gleichgewicht verloren. So lange er noch gestrebt, gesucht und geirrt, da erwärmte und belebte ihn noch die Sehnsucht, die Liebe, es tröstete und trieb ihn die Hoffnung nach einem fernen, schönen Ziele. Nun aber, nachdem er es erreicht, senkten sich alsbald seine Flügel, und die Wucht des erworbenen Schatzes lastete auf ihm, daß er weder

sich selbst noch die Masse frei beherrschen konnte. Mit einem Worte: die Schule, die einsame, vertraute, hatte sich hinter ihm verschlossen, und das Leben, das sich ihm nun aufgethan, erschien ihm als ein fremdes, unbekanntes Land, in dem er sich nicht zurecht finden konnte.

In dieser peinlichen Lage, in der er sich auf sich selbst und seine Unmacht beschränkt sah, fühlte er zum ersten Mal das Bedürfniß nach Gesellschaft und Umgang mit Menschen. An mancherlei Gelegenheiten hiezu fehlte es nicht, zumal da in jener Gegend Schottlands, in der seine Behausung lag, die gefälligere und glänzendere Art von Gastfreundschaft zu den Seltenheiten gehörte. Das Schloß wurde, wie durch einen Zauberschlag, zu einem Wohnsitz des Vergnügens umgewandelt. Täglich fand sich eine reich besetzte Tafel; Jagd, Spiel und Tanz wechselte ab, und der Wirth selbst wußte durch seine einfache, anspruchlose, liebenswürdige Art Jeden in den gemeinschaftlichen Kreis zu ziehen und ihm eine behagliche Stelle anzuweisen. Der Ruf des Hauses zu Seatown verbreitete sich bald über das Land und warb dem edlen, uneigennützigen Besitzer eine Menge von Verehrern, die bei ihm zusprachen. Ueber die Quelle seines Reichthums und ihren Ursprung erlaubte man sich übrigens keine Muthmaßungen; man befriedigte sich mit dem, was man in Fülle genoß, und jeder neugierige oder mißgünstige Umblick, jede zudringliche Frage, woher die plötzliche Glückserhebung des vordem dürftigen und beinahe unbekannten Edelmanns, wäre als undankbare, unanständige Aeußerung zurückgewiesen worden.

Durch diesen Andrang und Zuspruch von Männern, die durch Adel der Geburt oder des Geistes unter den Ihrigen sich auszeichneten, fand sich Alexander anfangs, wie man leicht denken mag, in hohem Grade geschmeichelt. Von Natur aus schüchtern und eitel, empfing er gern die Huldigung derer, die ihm an Weltbildung überlegen waren; so wie er anderseits, bei seinem empfindsamen und wohlwollenden Herzen, seine Freude daran hatte, Andern Freude zu machen. In

ruhigen Augenblicken aber, wo er, um sich von dem Taumel des geräuschvollen Lebens zu erholen, in die Einsamkeit seiner Werkstätte sich zurückzog, da fühlte er wohl, welches Opfer er für den gemachten Tausch gebracht, wie er gegen Neigung und Gewohnheit in das gesellschaftliche Gewirre gerathen, und daß er, der gefeierte Herr, eigentlich der Diener Aller sein müßte! Zog er noch überdieß in ernste Betrachtung, daß all dieß Thun und Treiben nur auf den Augenblick berechnet sei, und daß es keine Zukunft, keinen festen, bestimmten Zweck habe, so kam ihm sein ganzes gegenwärtiges Dasein als nichtig, als unwürdig eines Mannes vor, den die Natur mit außerordentlichen Mitteln ausgerüstet, um ein volles, ein bedeutsames und nachhaltiges Leben zu leben.

Unter den Gästen, welche am öftesten bei Alexander zusprachen und am längsten bei ihm verweilten, war William Hamilton, ein Mann, der sich in der Welt viel umgesehen und mit den Arten und Sitten der Menschen wohl vertraut gemacht hatte. Er war vielleicht der Einzige, der die Gutthätigkeit des Wirthes zu erwiedern, seine Freundschaft zu verdienen wußte. Die Gefälligkeiten, die ihm der Herr des Hauses erwies, galten ihm als eben so viele Aufforderungen zu gegenseitigen Diensten, die er mit Bescheidenheit anbot und mit Eifer verrichtete. Bald hatte sich Alexander so sehr an seinen Umgang gewöhnt, daß er dessen Ansprache und Gesellschaft nicht mehr missen konnte. Er entdeckte an ihm eine Gewandtheit des Lebens, einen Reichthum von Welterfahrung, die ihm selbst gänzlich mangelten und die er zu seinem großen Vortheile zu benützen hoffte. Daher suchte er ihn auf alle mögliche Weise an sich zu fesseln, und seine Neigung und sein Talent für sich zu gewinnen. Bald hatte er kein Hehl mehr vor ihm, und er vertraute ihm sogar, ihm allein, den Ursprung seines unversieglichen Reichthumes, zu dessen Mitgenuß er ihn einlud. William seinerseits kam den Plänen und Absichten Alexanders gern entgegen; er sah sich an keine Scholle gebunden, sein Vaterland war ihm die Welt, und jene Entdeckung des

Mittels zu allen Lebensgütern war ihm um so angenehmer, da er ohnehin keinen andern Zweck des Lebens kannte, als dieses selbst. So war denn eine Freundschaft geschlossen zwischen zwei Männern, die, obgleich von verschiedenartigen, ja widerstrebenden Eigenschaften, doch durch das gemeinsame Bedürfniß, daß Jeder nur im Andern leben konnte, immer mehr sich näherten, immer inniger sich verbanden.

Das Mißbehagen, das Alexander in der Zerstreuung eines viel anfordernden und doch wenig befriedigenden Umgangs gefunden, hätte der feinen Beobachtung seines neuen Freundes ohnehin auffallen müssen, wäre auch nicht sein eigenes Geständniß zuvorgekommen, und die Aeußerung des Wunsches, daß man sich doch auf gute Weise aus dieser lästigen Lage befreien möge. Der erfahrene Freund entdeckte leichtlich den nächsten und besten Ausweg; er machte nämlich den Vorschlag zu einer Reise in fremde entlegene Länder; er schilderte ihm die mannigfaltigen Genüsse, die seiner warteten, die großen Vortheile, die ihm durch Menschen- und Weltkenntniß unfehlbar zuwachsen würden. Er war um so beredter in der Auseinandersetzung aller ermunternden Motive, da durch eine solche Veränderung der Lage seine eigene Stellung zum Freunde immer mehr befestigt, und der Werth seiner Persönlichkeit täglich klarer herausgestellt würde.

Die Reise ward beschlossen, und der Weg führte sie in kurzer Zeit durch Holland, über Frankreich, nach Italien. Nach Art und Weise derer, die bloß des Vergnügens wegen reisen, durchschweifte man die schönen Gegenden, besuchte die reichen Städte, besah ihre Merkwürdigkeiten; man nahm Theil an den Unterhaltungen, machte Bekanntschaften, bestand Abenteuer, und trachtete zumeist und allein, immer neue Zerstreuungen in die Zerstreuung zu bringen. Sollten wir nun schildern, wie es unserm Freunde dabei zu Muthe gewesen, so könnten wir seinen Zustand nur mit dem einer fortwährenden Betäubung bezeichnen, wo der Mensch, von Genuß zu Genuß übergehend, in Selbstvergessenheit fortträumt und in Einbildungen schwelgt. Dieser gereizte Zustand mußte jedoch bald

Mißbehagen erwecken, zumal in einem ernsten Gemüthe, das, trotz allen Täuschungen, von denen es augenblicklich überwältigt wurde, doch den Sinn für das Dauernde, das Wahre und Aechte hindurchrettete. Die bunten Erscheinungen, wie sie sich dem lüsternen Pilger zufällig darstellten, trugen eben kein Wesen in sich, das ihn zu fesseln vermochte; es waren leere Schalen ohne lebendigen Kern, glänzende Muscheln, nur dienend zum Zeitvertreib, — Genüsse ohne Lächeln und Entbehrungen ohne Thränen. Er hatte Alles und doch Nichts. Es erging ihm wie jenem Manne, von dem die alte Sage erzählt: der Segen, der ihm durch die Gunst der Götter geworden, alles in Gold zu verwandeln, was er berührte, trug zugleich den Fluch in sich; denn auch das Brod, das er brechen, und der Quell, den er schlürfen wollte, erstarrte zu eitlem Metall, so daß er endlich vor Hunger und Durst zu verschmachten Gefahr lief.

Eine ähnliche Empfindung hatte Alexander, und er verhehlte seine Mißstimmung nicht dem Freunde. „Dieses irre und wirre Leben in fremden Landen ekelt mich endlich an," sagte er zu ihm eines Abends, nachdem sie soeben von einem jener Ausflüge, welche des Vergnügens wegen unternommen worden, müde und matt zurückgekommen waren. „Wozu frommt es," fuhr er fort, „all dieß Schöne und Kostbare zu begaffen, was die Kunst und die Natur in Hülle und Fülle vor uns ausbreiten? Diese Herrlichkeiten sammt und sonders, sie gehen nachgerade wie träumerische Gestalten vor mir spurlos vorüber, und die Genüsse selbst, die dem immer Lüsternen, nie Satten zuströmen, erwecken doch nur Taumel und enden in Ermattung. Wie sehne ich mich wieder nach meiner Klause zu Seatown zurück! Ich könnte da ruhig, selig leben in der Anschauung und Ausübung des Höchsten, was die Natur dem Menschengeiste offenbaren mag; es würde mir nicht an Freunden meiner Wahl fehlen, unter denen Du der erste wärest; die reichlichen Früchte meiner Versuche, sie lägen nicht nutzlos vergraben; mancher Dürftige trüge den Segen davon; mancher

Schiffbrüchige in jenen stürmischen Meeren fände Hülfe. Ich hätte, wahrlich! Gelegenheit genug, Gutes zu thun und Großes zu wirken von dem engen Verließ meiner Besitzung aus. Diese selbst wartet auf Erweiterung und Verschönerung; und die Natur umher, die so erhaben und groß ist in den Gebirgen und Gewässern des Hochlandes, wie üppig entfaltet sie ihren Schooß in den romantischen Thälern voll blühender Matten und kühlender Haine! Vielleicht würde mir auch bald das Glück, eine schöne Tochter des Landes heimzuführen, und in ihrem Besitze, im Besitze aller Schätze der Erde, ein paradiesisches Leben zu leben."

William versetzte: „Dieses Eden, wie Du es Dir träumst, bleibt Dir ja immer noch offen, und Du magst, sobald es Dir nur beliebt, zu jeder Zeit dahin zurückkehren, die Idylle des ersten Menschenpaares wiederholend. Ich meines Theils möchte Dir nur das Leben lieb und die Welt werth machen, soweit es die Umstände gestatten und gebieten. Dein Stand, Deine Jugend, Dein Vermögen forderten Dich auf, Reisen zu unternehmen, die Menschen verschiedener Länder, ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, die Schönheiten, welche die weite Welt birgt, und die Vergnügungen, welche die höhere Gesellschaft gibt, mit Muße in Würde zu genießen. Das außerordentliche Glück, das Dir geworden, das nur sehr wenigen Sterblichen zu Theil wird, es ist eine Anweisung der Natur, daß Du aus dem Born des Lebens nach Herzenslust schöpfest und Deine Seele erlabest. Es wäre Undank gegen sie, wenn Du ihren Wink nicht beachten, ihre Gaben von Dir weisen wolltest. Hast Du einst diese weitern Kreise des Lebens durchlaufen, nun, dann ziehe Dich wieder zurück in Deine Klause zu Seatown, niste Dich ein und verkoste die herbe Süßigkeit der langen Weile, das verdrießliche Vergnügen des Wohlthuns, des Vergeudens an Andere, den Himmel der Ehe oder auch ihre Hölle. Es wird Dir mindestens die Rückerinnerung an die Tage Deiner Jugend bleiben und das Bewußtsein, daß Du nicht umsonst gelebt hast."

„William,“ sagte Alexander unmuthig, „Du weißt, daß Deine Vorstellungen von dem Leben und des Lebens Zwecken überhaupt nicht die meinigen sind, daß ich sie leichtsinnig, verwerflich finde. Mir insbesondere hat die ungewöhnliche Gunst, die eine höhere Macht mir verliehen — das fühle ich —, nicht nur Rechte gegeben, sondern auch Pflichten auferlegt.“

„Da spricht wieder aus Dir der Prediger Flamel, der fromme Pilgrim, der Göttliche, wie Du ihn zu nennen beliebest. Werde doch nur gleich ein Franziskaner-Bruder, und überbiete ihn, Dein Muster, an frommen Gelübden und Werken.“

„Bändige Deine Lästerzunge; sie empört mich, wenn Du den Heiligen schiltst.“

„Ich lasse ihm seinen Werth, er ist doch das ganz, was er ist, ein vollendeter Thor, der uns gewissermaßen noch Bewunderung abzwingt. Aber Du mit Deiner Halbheit bist unleidentlich, bist tadelnswerth. Nach den Grundsätzen, die Du äußerst, möchtest Du gern als ein Heiliger gelten, und nach Deinen Handlungen bist Du mitunter ein arges Weltkind.“

„Die Art und Weise, wie jener Heilige verfährt, ist nicht Aufgabe für mich, kann es nicht sein. Meine Kirche, zu der ich mich bekenne, verachtet den Schmuck der Tempel, und kennt keine Werke der Barmherzigkeit, die nicht zugleich Werke der Gerechtigkeit sind. Aber ich könnte und sollte doch auf andere Weise Großes, der göttlichen Kunst Würdiges verrichten, zum Besten der Menschen und zur Ehre Gottes.“

„Wohlan,“ versetzte William, indem er sich klüglich der Sinnesweise des Freundes anbequemte, „widme Dich dem Wohle der Menschheit, befördere, wie Du es nennst, die Ehre Gottes — obwohl mir freilich nicht recht einleuchten will, wie in solchen Dingen die Ehre Gottes zu fördern sei —, thue Dein Bestes, Alles, was in Deinem Vermögen liegt. Ich will mich deutlicher erklären: Versieh Dein Apostelamt mit redlichem Eifer; verkündige der Welt das Evangelium von der Wiederkunft göttlicher Weisheit; bekehre die Zweifler an der hermetischen Kunst, bestärke die Schwachen, befestige die

Eifrigen, daß die alte, heilige Ueberlieferung kein Wahn, daß sie Wahrheit sei, und durch Dich, den jüngsten Schüler der Weisheit, ihre Wirklichkeit bezeugen läßt. Dieß sei Dein nächster, Dein alleiniger Beruf. Im Uebrigen wird es Dir doch erlaubt sein, Dein Leben als das Deinige zu genießen, von der Gabe, die Dir geworden, Dein bescheiden Theil zu nehmen, und an dem Tische zu prassen, von dessen Brosamen die Andern immerhin noch schwelgen mögen."

Alexander konnte dem Vorschlag des Freundes seinen Beifall nicht versagen, zumal da ihn von jeher ein innerer geheimer Zug der Eitelkeit, die er sich selbst nicht gestehen mochte, zu einer gewissen Ostentation angetrieben. „Aber," warf er dem Freunde ein, „soll ich an meiner Kunst Verrath üben? — Nimmermehr!"

„Was braucht es da das Geheimniß selbst zu verrathen?" versetzte William. „Du mischest Dein Spiel im Verborgenen, wie Du es bisher vor mir selbst gethan, eigensinnig genug! — und feierst dann Deine Triumphe vor Aller Augen, indem Du schlechtweg das Resultat zeigest. Auf diese Art wird mindestens der Glaube an die göttliche Kunst gerettet und verbreitet, ohne sie selbst zu profaniren."

„Werde dem so, wie Du sagst!" rief Alexander nach einer Weile stillen Nachdenkens aus. „Ich fühle in mir selbst große Neigung zu einer Sendung, die, ohne allen Eigennutz, für die Kunst von großem Vortheil sein wird. Ich folge Dir, wohin Du mich führest; denn ich sehe wohl ein," setzte er lächelnd hinzu, „daß meine Schwäche ganz in Deine Macht gegeben ist. Gewarnt aber durch das Beispiel Anderer, besonders des unglücklichen Kelley, behalte ich mir drei Bedingungen vor: Verschweige überall, wo es Aufsehen erregen möchte, meinen Namen; versuche nicht länger, mich an einem Ort hinzuhalten, wo ich einmal meine Aufgabe gelöst; und führe mich an keines Fürsten Hof, wo man freventliches Gelüste tragen könnte nach einer Kunst, die einen reinen freien Dienst verlangt."

William, sehr zufrieden, daß er seinen Freund durch das täuschende Ziel, das er dessen Geiste vorgehalten, für das Leben, für die Welt wieder gewonnen, lobte sehr seine Entschlossenheit, und billigte die Bedingungen, die eben auch, wie er voraussah, an Bedingungen geknüpft waren. Dann fuhr er fort: „Und weil Dir doch dieses Wälschland schon zuwider geworden, so wäre mein Rath, geraden Wegs nach Deutschland zu gehen. Da ist, wie Du weißt, der Sitz der Wissenschaft, die Wiege speculativer Köpfe, der Tummelplatz aller Streitigkeiten, das Laboratorium der Naturforschung. Unter meinen Bekanntschaften, die ich hier gemacht, befindet sich seit einiger Zeit ein gewisser Dienheim, Doctor der Rechte und der Medicin, der nächster Tage nach Deutschland zurückzukehren gedenkt. Es ist ein wohlerfahrener, schriftkundiger Mann, zudem, was hier als Hauptmotiv wirkt, ein entschiedener Feind der Alchemie. Ich schlage vor, mit diesem die Fahrt zu machen; Du kannst ihn auf dem Wege einstweilen zur Bekehrung vorbereiten, um diese sodann, nach unserer Ankunft, durch einen Handstreich zu vollenden. Als einer der Stimmgeber in Deutschland mag er dann, ein Vorläufer, das Heil ankündigen, das unserer Zeit in Dir geworden."

Die Reise wurde sofort verabredet und nach einigen Tagen wirklich angetreten.

Doch über das erste Erscheinen unseres Adepten in Deutschland, und wie er alsbald mit Entschiedenheit sich als Wissenden angekündigt, wollen wir sogleich jenen Dienheim, seinen Begleiter, als unmittelbaren, zuverlässigen Zeugen selbst reden lassen[1].

„Im Jahre 1603," erzählt er in der treuherzigen Weise seiner Zeit, „als ich mitten im Sommer von Rom nach Deutschland zurückkehrte, gesellte sich zu mir ein Schotte Namens Setonius, ein verständiger und ungemein bescheidener Mann, klein von Wuchs, aber wohlgenährt, von blühender

[1] Geschichte der Alchemie. Von K. Chr. Schmieder. Halle 1832.

Gesichtsfarbe und heiterem Temperamente, mit einem kastanienbraunen, nach französischer Mode gestutzten Barte, in einem schwarzseidenen geblümten Kleide. Er war von einem einzigen Diener begleitet, der mit seinem rothen Haar und Bart unter Tausenden herauszufinden war. — In Zürich, wo ihm der Pfarrer Eghlin einen Brief an Dr. Zwinger in Basel mitgab, mietheten wir ein Schiff und machten die Reise nach Basel zu Wasser. Als wir zu Basel im Goldenen Storchen abgestiegen waren, hob mein Gefährte an: ‚Ihr werdet Euch erinnern, wie Ihr auf dieser ganzen Reise, und zumal auf dem Schiffe die Alchemie und die Alchemisten durchgezogen und verunglimpft habt, und wie ich versprochen habe, darauf zu antworten, nicht mit philosophischen Vernunftschlüssen, sondern mit einer philosophischen Thatsache. Die Sonne soll nicht untergehen, bis ich mein Wort gehalten. Ich erwarte nur noch Jemand, den ich nebst Euch zum Zeugen des Schauspiels machen will, damit die Widersacher desto weniger an der Wahrheit der Sache zweifeln können.‘ — Darauf ward ein Mann von Stande herbeigerufen, den ich nur vom Ansehen kannte und der nicht weit vom Goldenen Storchen wohnte. Nachher erfuhr ich, daß es Dr. Jakob Zwinger war, dessen Geschlecht so viele berühmte Naturforscher zählt. Wir Drei gingen nun zu einem Goldarbeiter. Dr. Zwinger brachte einige Tafeln Blei mit. Wir nahmen einen Schmelztiegel vom Goldschmied und gemeinen Schwefel, den wir unterwegs kauften. Setonius rührte von allem dem nichts an, befahl, Feuer anzumachen, Blei und Schwefel schichtenweise einzutragen, den Blasebalg anzulegen und die Masse durch Umrühren zu mischen. Unterdessen scherzte er mit uns. Nach einer Viertelstunde sagte er: ‚Nun werft dieß Brieflein in das fließende Blei, aber hübsch mitten hinein, und nicht daneben in's Feuer.‘ In dem Papier war ein schweres, fettiges Pulver. Es hatte etwas Citronengelbes in sich; aber man mußte Luchsaugen haben, um es auf einer Messerspitze wahrzunehmen. Wir thaten, wie er geheißen, wiewohl wir ungläubiger waren, als

Thomas selbst. Nachdem die Masse noch eine Viertelstunde gekocht hatte und mit einem glühenden Eisen umgerührt worden war, mußte der Goldschmied den Tiegel ausgießen. Aber da hatten wir kein Blei mehr, sondern das reinste Gold, welches nach des Goldschmieds Prüfung das ungarische und das arabische Gold weit übertraf. Es wog eben so viel, als vorher das Blei gewogen hatte. — Da standen wir nun, sahen einander an und glaubten unsern Augen kaum; er aber lachte uns aus und höhnte: ‚Nun geht mir hin mit Euren Schulfuchsereien und vernünftelt nach Gefallen. Hier seht Ihr die Wahrheit in der That, und die geht über Alles, auch über Eure Syllogismen.‘ Dann ließ er ein Stück von dem Golde abschneiden und gab es Zwingern zum Andenken. Auch ich erhielt ein Stück, fast vier Dukaten schwer, welches ich zur Erinnerung an das große Schauspiel aufbewahre.“

Also schrieb und bezeugte Dienheim, dessen Aussage Dr. Zwinger, auf erhaltene Aufforderung, in einem offenen Briefe bestätigte. — Unser Adept aber, seines Berufes eingedenk, wollte sich mit diesen paar Zeugen nicht begnügen, sondern er entschloß sich, das Dasein und die Ehre seiner Kunst in den vorzüglichsten Städten Deutschlands durch schlagende Thatsachen zu bewähren. So besuchte er denn unter angenommenen und gewechselten Namen Straßburg, Frankfurt am Main, Köln und Hamburg, und hielt sich besonders in der vorletzten Stadt längere Zeit auf, wo ihn, wie es scheint, die Namen Albrechts von Bollstedt und Leonhard Thurneyssers begeistert haben, die Läugner und Verspötter der göttlichen Alchemie zu Schanden zu machen. — Doch, um unsere Leser nicht zu ermüden, wollen wir die Geschichte seiner Projectionen, die er in jenen und andern Städten zur Verwunderung der Leute gemacht, mit Stillschweigen übergehen, zumal da sie zur nähern Kenntniß des Mannes und seines Schicksales keinen weiteren wichtigen Beitrag liefern. Nur eines einzigen Auftrittes erwähnen wir noch, den er zu Helmstädt mit Cornelius Martini, Professor der Philosophie, gehabt hat. Dieser pflegte in seinen

Vorlesungen bei jeder Gelegenheit gegen die Alchemisten zu Felde zu ziehen, weil das eben ein vielbesprochener Gegenstand philosophischer Speculation war. Setonius mochte von diesen Ausfällen des blinden Eiferers gehört haben, und er beschloß, ihn vor dem gesammten Auditorium zu beschämen. Als Jener nun eines Tages, seiner Gewohnheit nach, vom Katheder herab die Unmöglichkeit der Metallverwandlung in allen Beweisformen dargethan hatte, trat ein fremder Edelmann hervor, welcher als Gast zugehört hatte, und bat um Erlaubniß, aus Gründen der Erfahrung zu opponiren. Er verlangte ein Kohlenbecken, einen Schmelztiegel und ein Stück Blei, tingirte es auf der Stelle in Gold, und reichte dieses dem Professor mit den Worten: Solve mihi hunc syllogismum! [1]

Ausführlicher müssen wir von seinem Aufenthalt in München erzählen, weil er zum Wendepunkt seines Lebens ward. Des Umherschweifens von Stadt zu Stadt endlich müde, und wohl auch allmählich kälter geworden in dem Eifer seines Apostelamtes, sehnte er sich nach Ruhe und nach jenem lang entbehrten stillern Lebensgenuß, wozu ihn sein Temperament hinzog. Nun galt München schon damals, obgleich mit vielen andern Städten weder an Größe noch an Schönheit wetteifernd, als ein Ort, der, was das öffentliche Leben anbelangt, alle Annehmlichkeiten, allen Reichthum und Glanz eines von zahlreichem Adel umgebenen Hofes darbot, inmitten einer schlichten, frommen und zugleich lebensfrohen Bürgerschaft, biederer Männer und schöner Frauen. Uebrigens wußte er, daß, obgleich Herzog Wilhelm, nach Art der Fürsten seiner Zeit, der hermetischen Kunst nicht abhold war, bei dessen frommer und rechtlicher Sinnesweise keine Zudringlichkeit von dieser Seite zu befürchten war; sowie er sich denn auch überdieß angelobte, in dieser Stadt wenigstens nicht öffentlich eine Projection vorzunehmen, um jeden Verdacht, als sei er Alchemist, fern zu halten.

---

[1] Widerlege mir diesen Beweis!

Er kündigte sich als schottischen Grafen an, umgab sich mit einem glänzenden Gefolge, und begann auf großem Fuße zu leben und in den höhern Zirkeln sich umzuthun. Seine einnehmenden Sitten, der große Aufwand, den er in seinem Hause machte, die Verschwendung im Spiel und bei andern Lustpartien, die Gefälligkeiten, die Geschenke, alle die nobeln Künste eines reichen, unabhängigen Gentleman erwarben ihm unter dem Adel der Residenz viele Gönner und Freunde. Man zog ihn gern in Gesellschaften, noch lieber wohnte man den Spielen, Jagden und Gelagen bei, die er mit wahrhaft fürstlicher Pracht veranstaltete. Es war seine Freude, er setzte seinen Stolz darein, durch seinen Reichthum, seine Verschwendung Aufsehen zu erregen, und als Beispiel ohne Gleichen, als eine glänzende Erscheinung bewundert und angestaunt zu werden.

Eines Tages, während eines Gastmahles, wo cyprische und andere kostbare Weine reichlich flossen, kam zwischen den Männern auch die Rede auf die schönen Frauen Münchens, deren diese Stadt von jeher in Fülle aufweisen konnte. Nachdem mehrere aus den edleren Geschlechtern genannt und gerühmt worden, nahm ein Ritter das Wort und sagte: „Die schönsten Frauen und Jungfrauen unserer Stadt werden wir wohl unter dem Bürgervolk suchen müssen, und der Preis unter den Schönsten der Schönen geziemt ohne Widerrede der Tochter des Goldschmieds Rockosch, Cäcilie geheißen.“ — „Ihr habt Recht,“ rief ein Anderer begeistert aus. „Ein anmuthigeres, lieberes Kind gibt es nicht in unsern Mauern, und ich trug, weiß Gott! schon manche Dublone unnöthiger Weise in die Werkstätte des Meisters, nur um das schöne Frauenbild zu sehen, und ihre feine, liebliche Anrede zu genießen.“ Die Freunde lachten. Jener aber fuhr fort in seiner begeisterten Rede: „Wenn Ihr sie je gesehen hättet, so würdet ihr mein Urtheil wohl nicht parteiisch, und mein Benehmen nicht thöricht nennen. Cäcilie steht in der vollen Blüthe ihrer Jahre. Eine niedliche Gestalt von mäßiger Größe, runde, weiche Formen der Glieder, anständige Haltung und

leichte Bewegung des Körpers, begünstigt durch die gefällige Tracht, wie sie unsern Bürgermädchen eigen ist, fesseln allein schon den Blick der flüchtigen Neugier. Tritt sie nun aber vollends in's Auge, sieht man in ihr liebreizendes Antlitz, da sind es nicht bloß einzelne Schönheiten der Stirne, der Augen, des Mundes, es ist die Schönheit selbst, die uns wundersam anzieht und entzückt. Dann der Ton ihrer Stimme, das beredte Mienenspiel, das ihre Worte begleitet, das Wiegen und Nicken des Engelköpfchens mit den blonden Haaren unter dem zierlichen, goldgewirkten Häubchen, sogar ihr bescheidenes Stillschweigen, ihr gelehriges Aufhorchen, zumal ihr anmuthiges Lächeln, Alles übt einen unendlichen Reiz aus auf jeden, der ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Ansprache sich erfreut."

Die Gesellschaft hatte der begeisterten Rede des jungen Ritters mit steigender Theilnahme zugehört; und Alexander, auf dessen Herz weibliche Schönheit mächtigen Zauber ausübte, erkundigte sich nach den nähern Familienverhältnissen des Mädchens und fragte zuletzt, ob es wohl nicht thunlich sei, diese seltene Schönheit an einem öffentlichen Platze, etwa bei Tanz und Musik, zu sehen und zu sprechen. Jener Rittersmann versetzte: das sei unmöglich. Ihr Vater, ein Wittwer, habe sie von jeher, wie ein Drache den Schatz, bewacht. Seit einigen Wochen aber sei sie in unzertrennlicher Gesellschaft mit einer Alten, die das Mädchen, man wisse nicht recht, ob zu einer Nonne oder wozu sonst heranbilde. — „Ihr müßt mir," unterbrach ein alter Degen den jüngern Ritter, „diese ehrwürdige Matrone nicht schelten und schänden. Ich kenne sie, ihr stilles Wirken und Wohlthun. Sie ist eine wahre Mutter der Armen, der Kranken, aller Nothleidenden. Sie und ihr Mann verbreiten wahrhaftig Himmelssegen über unsere Stadt; und es muß uns nur Wunder nehmen, woher sie alle die Schätze haben mögen, die sie mit vollen Händen an Kirchen, an Hospitäler und an Familien vergaben." Auf die Frage Alexanders, ob er nichts Näheres von der Herkunft der beiden alten Leute wüßte, erwiederte der Erzähler:

soviel er vernommen, seien sie erst vor wenigen Wochen als Pilgrime aus dem heiligen Lande hierher gekommen. Ihre Namen, ihre Herkunft, selbst ihr Alter, das in's Außerordentliche hinauf zu reichen scheine, kenne Niemand. Ihr bloßer Anblick flöße Ehrfurcht ein. Wer sich jener alten Fabel von Philemon und Baucis erinnere, der sehe an den Beiden ein lebendiges Conterfei. Das Volk verehre sie als Heilige und umlagere ihre Wohnung, die sie nächst der Frauenkirche aufgeschlagen, wo sie täglich zu festgesetzten Stunden ihre Andacht verrichteten. Der Alte lasse viele Kirchengeräthe bei dem Goldschmied Rockosch fertigen. Daher möge sich auch die Bekanntschaft Cäciliens mit jener Matrone schreiben. „Das Mädchen," schloß er „ist wahrlich in sehr guter Gesellschaft, und der Sinn für Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, der ihr bei so eindringlichen Beispielen aufgehen mag, steht ihr immerhin einst wohl an, wird sie nun als Hausfrau einen Mann beglücken, oder als Nonne sich selbst und allein Gott leben wollen."

Das Gespräch, das eine zu ernste Wendung genommen, wurde abgebrochen, und auf Jagd und Spiel hinüber gelenkt. Alexander blieb nachdenkend. Die Erzählung hatte alte Erinnerungen in ihm aufgeweckt. Er dachte an Flamel und seine Petronella; es schien ihm nicht unwahrscheinlich, daß das seltsame Paar, von der Pilgerfahrt heimgekehrt, in München erschienen sei; und es trieb ihn begreiflichermaßen eben so viel Neugierde, als ihn geheime Scheu abhielt, seinen Meister wieder zu sehen und zu sprechen. Er beschloß, sogleich des andern Morgens den Goldschmied Rockosch zu besuchen, um sich genauer nach dem Fremden zu erkundigen, und um Cäcilien persönlich kennen zu lernen.

Beschäftigt mit dem Einen Gedanken an sie, trat er in die Werkstätte, und bemerkte nicht den Greis, der sich zu eben der Zeit daraus entfernte. Cäcilie, die jenen bis an die Thür begleitet hatte, stand vor ihm, die Jugend, die Anmuth, die Schönheit selbst, wie sie dem vielerfahrenen Manne noch nie

vorgekommen. Wie von einem Zauberbilde plötzlich gebannt, verlor er beinahe Muth und Fassung, sie anzureden. Die Jungfrau, nachdem sie den Gruß des schönen, ritterlichen Herrn sittsam und höflich erwiedert, wies ihn sogleich in die Werkstätte an den Vater, während sie in dem anstoßenden Gewölbe mit dem Aufräumen und Reinigen der Geschmeide sich zu schaffen machte.

Alexander hatte noch nie im Ernste geliebt. Die frühern Jahre hatte er in der Einsamkeit zu Seatown mit dem Studium geheimer Wissenschaften zugebracht, und sich für alle andern Freuden des Lebens und der Natur verschlossen. Später, als ihn sein Freund Hamilton, der einzige, der sein Zutrauen sich zu erschmeicheln verstanden, aus der Zurückgezogenheit heraus in die Welt gelockt, trieb er sich wohl in den Kreisen des schönen Geschlechtes herum, suchte und ward gesucht; es war aber immer und überall nur auf den Genuß des Augenblickes abgesehen; die wechselnden Gestalten hafteten nicht im Gemüthe; er dachte nimmer an eine ernste Verbindung. Nun aber, däuchte es ihm, war ihm plötzlich der Stern der Liebe aufgegangen; sein Auge hing unverwandt an dem Strahle, der in die Nacht seines Traumlebens hineingefallen, und er fühlte, daß sein Schicksal, seines Lebens Glück unter dessen Einfluß gestellt sei.

Meister Rockosch empfing den Fremden, der ihm wohl schon zu anderer Zeit und an anderem Orte als schottischer Graf bezeichnet worden, mit schlicht bürgerlicher Begrüßung, und indem er ihn in's Gewölbe führte, fragte er ihn, was des edlen Herrn Begehren sei. Dieser, indem er einige Stänglein gediegenen Goldes aus dem Busen zog, erwiederte: von der großen Kunstfertigkeit des Meisters unterrichtet, hege er den sehnlichsten Wunsch, daß er irgend eine Probe, ein Meisterstück aus dessen Händen erhalten möge. Die Wahl des Geschmeides stelle er ihm zwar frei; doch wäre ihm ein vollständiger Schmuck für ein bürgerliches Mädchen das angenehmste, den er der Schönsten der Stadt zugedacht habe. Bei diesen Worten

warf er einen Blick auf Cäcilien, die den Gruß hoch erröthend in Empfang nahm. Meister Rockosch aber erwiederte: „Ei, ei, Herr Graf, es ziemt sich zwar wohl für ein Bürgermädchen, daß sie ein Kettlein von Silber und sonstigen Schmuck von diesem edlen Metall an ihrem Leibe trage; aber Gold und Edelsteine, dünkt mich, ziemen sich bloß für Edelfrauen. Doch damit mögt Ihr's halten und meinen, wie Ihr wollt; ich aber muß Euch zu meinem Leidwesen erklären, daß ich selbst dermalen außer Stand bin, das Verlangte zu fertigen. Denn derselbe Mann, der soeben meine Werkstätte verlassen, hat mir so viele Arbeit zugedacht, daß ich wohl mehrere Monate lang damit vollauf zu thun haben werde. Und es sind auch Kunstsachen, deren Fertigung mir eben so viel Ehre als Freude macht. Seht nur einmal diese Monstranz an, die eben ihrer Vollendung entgegen sieht und welche der fremde Wohlthäter für Tegernsee, das Kloster, bestimmt hat ex voto. Zwischen Säulen, die sich auf Säulen erheben, lagern sich die Engel- und Heiligenbilder, voll Andacht sich hinneigend zum Allerheiligsten, das hier in Mitte, von Glorie umgeben, seine Wohnung haben wird, während dort oben in den Wolken Gott Vater segnend seine Arme ausbreitet, und der Geist, Licht ausgießend als ewiger Strahl, über dem gnadentriefenden Gewölbe schwebt. Solch ein Kunstwerk, ein Altärchen im Altare, aus Gold und Jaspis wunderbar erbaut, es macht mir wahrlich mehr Ruhm, als wenn ich sonst Tonnen Goldes für eitlen Tand verarbeitete." Alexander wendete ein: eine solche Gesinnung sei allerdings eines Künstlers würdig; allein die Kunst verdiene und verlange auch nebst Ehre ihren Sold. Er seinerseits biete ihm den höchsten an, den er nur fordern möchte, überstiege er auch den gewöhnlichen Werth des Geschmeides selbst. Ob diesem Anerbieten stutzte der Goldschmied; und da nun auch Cäcilie, die den bittenden Wink des fremden, vornehmen Herrn wohl verstanden, dem Vater zuredete, daß er eine so vortheilhafte Bestellung nicht abweisen sollte, so willigte der Meister zur Uebernahme der Arbeit ein, vorausgesetzt, daß sein älterer

Kunde nichts gegen den Aufschub seiner Bestellung einwenden sollte.

Die Furcht, es möchte von jener Seite her Einspruch geschehen, wurde aber sogleich am folgenden Tage gehoben. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die außerordentliche Wohlthätigkeit des frommen Pilgrims bald dem Herzog zu Ohren kam, welcher Erscheinungen solcher Art mit besonderer Neugierde und Verehrung verfolgte. Nach eingezogener näherer Erkundigung drängte sich ihm von selbst der Verdacht auf, daß der Fremde, der Unbekannte in die Geheimnisse der hermetischen Kunst eingeweiht sei, und sich daraus eine unversiegliche Quelle für edle, heilige Zwecke eröffnet habe. Was war daher natürlicher, als sein Wunsch, diesen „Mann Gottes“ an seinen Hof oder vielmehr in die klösterliche Einsamkeit zu ziehen, die er seit einiger Zeit freiwillig erwählt hatte, um ganz für sein Seelenheil zu leben unter Werken der Barmherzigkeit. Seine fromme Absicht aber wurde vereitelt. Der Pilgrim, der unter der Hand erfahren haben mochte, daß er die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich gelenkt, hatte plötzlich und insgeheim die Stadt verlassen und war spurlos verschwunden. — Meister Rockosch selbst erhielt des andern Tags ein zurückgelassenes Handschreiben, des Inhalts: er möge das angefangene löbliche Werk bei guter Zeit vollenden, und dann dasselbe an das Gotteshaus Tegernsee überliefern, dessen Abt den Auftrag habe, ihm den bedungenen Lohn auszuzahlen. Die Unterschrift lautete: Flamel.

Bei dem nächsten Besuche des Grafen unterließ es der Goldschmied nicht, ihm das Schreiben vorzuweisen und die Versicherung beizufügen, daß nun der schleunigen Fertigung des Geschmeides nichts mehr im Wege stehe. Alexander gerieth, als er die Unterschrift erblickt hatte, in große Bewegung. Er klagte sich der Saumseligkeit an, daß er, auf so sichere Anzeichen hin, die er zu rechter Zeit erhalten, nicht sogleich den Pilger aufgesucht, seinen alten, ehrwürdigen Lehrer, seinen Vater und Freund begrüßt habe. Anderseits konnte er sich freilich auch nicht verhehlen, daß ihn eine gewisse Scheu, eine

geheime Furcht davon abgehalten, dem Manne gegenüber zu treten, dessen frommes Leben, dessen heiliger Wucher mit dem ihm von Gott anvertrauten Pfunde gegen sein im Flüchtigen und Nichtigen versunkenes Thun und Treiben grell abstach. Da trat Cäcilie herein; und vor diesem hell aufleuchtenden Stern seines Lebens und seiner Liebe wich alsbald jene ohnehin verbleichte Erinnerung wieder in's Dunkle zurück, und er sah und hörte schon nichts mehr, als die Königin seines Herzens.

Von nun an kam Alexander täglich in die Werkstätte des Meisters, vorgeblich, um nachzusehen, wie weit das Werk gediehen sei, in der That aber, um bei solchen Gelegenheiten Cäcilien zu sehen, zu sprechen, die er täglich schöner und liebenswürdiger fand. Der Vater, zwar streng in Sitten, übrigens aber, als ein schlichter Bürgersmann, ohne Argwohn und voll Verehrung gegen adelige Herren, hinderte es nicht, sondern sah es vielmehr gern, daß seine Tochter, an welcher der Herr Gefallen zu haben schien, sich mit demselben in ein sittiges Gespräch einließ und in dessen Umgang sich ergötzte.

Das Geschmeide war endlich nach Wochen fertig. Der Graf hatte es insgeheim eingeleitet, daß ein vollständiger bürgerlicher Anzug, bestehend aus seidenen und andern kostbaren Stoffen, bereit lag. Der Vater, voll Freuden, daß ihm der Schmuck in allen Stücken so gelungen, und ihm dafür auch reicher Ehrensold geworden, willigte, wiewohl nicht ohne Widerstreben, in das Begehren ein, daß Cäcilie sich das Geschmeide anproben möge, damit ersichtlich werde, wie es wohl die Schönste unter den Schönen werde zieren können. Die Neugierde, wie sich das Ganze in allen seinen Theilen ausnehmen dürfte, bestach vollends seine Gewissenhaftigkeit. Nachdem der Anzug unter der Hand einer kundigen Zofe geordnet und das Geschmeide angelegt war, trat sie in die Wohnstube, wo die beiden Männer bereits eine Weile bei einem Glas Wein gesessen, in voller Schönheit prangend. Ihre liebreizende Gestalt entzückte Alexander, sie überraschte selbst den Vater. „Nun," sprach Alexander, der die Bewegung des Alten zu benutzen trachtete, „sagt mir und be-

kennt nur selbst: wisset Ihr in der ganzen Stadt ein schöneres Mädchen, als Eure Cäcilie? Ihr schweigt. Wohlan, so geziemt denn, wie ich gelobt, ihr der Schmuck, den Eure kundige Hand gefertigt. Willigt nur immerhin ein, und erlaubt mir, daß ich von den Schätzen, über die ich gebieten kann, ein Theilchen nach meinem Wunsch anlegen darf, zu Ehren der Schönheit und der Tugend." Meister Rockosch erwiederte, nachdem er sich gesammelt, in einem ruhigen Tone: „Einem hochedlen Herrn, wie Ihr seid, darf man wohl nicht das Vergnügen versagen, Gnaden zu verleihen, und so mag denn meine Tochter den Schmuck dankbar annehmen und ihn als künftigen Brautschatz hinterlegen. Im Uebrigen aber," fuhr er fort, „werdet Ihr wohl selbst einsehen, Herr Graf, wie sehr es geradezu die Ehre meines Hauses und die Tugend meiner Tochter erfordere, daß Ihr von nun an meine Wohnung meidet und das Mädchen vergesset." Er warf Cäcilien einen ernsten Wink zu, die sich allsogleich weinend entfernte. Der Graf, der seine mißliche Stellung dem ehrenhaften Bürger gegenüber wohl fühlte, verließ das Haus schweigend.

Alexander hatte seine Liebe vor den Augen Williams bisher geheim gehalten. Denn er kannte seinen Freund; er wußte, daß er sich wohl auf Liebeshändel, nicht aber auf Liebe verstehe, und daß ihm jede zarte Neigung des Gemüthes fremd, ja anstößig sei, und statt herzlicher Theilnahme nur Spott und Widerspruch hervorrufe. Ueberhaupt war sein Verhältniß zu ihm nicht so innig und wahr, wie es bei ächter, im Grunde der Gemüther wurzelnder Freundschaft zu sein pflegt. Er hatte sich nur aus dem Bedürfniß an ihn geschlossen, um einen Mann an seiner Seite zu haben, der die Welt kannte, die Menschen zu prüfen und zu behandeln verstand, und ihm, da er einmal auf den Schauplatz getreten, überall Bahn machte und Stellung verschaffte. In dieser Hinsicht war ihm auch William unentbehrlich und er konnte sich gänzlich auf ihn verlassen. Der Mann war sinnreich und rastlos in Bereitung aller erdenklichen Vergnügungen; er hatte überall willkommene Ver-

hältnisse angeknüpft, den Freund aus manchem verdrießlichen Handel gerissen, Muth und Entschlossenheit gezeigt, wo es galt, und sich mehrmals zu Aufopferungen verstanden, die jenen zu Dank und Liebe verpflichteten. Deßhalb mußte ihn Alexander wohl als seinen Freund achten, und ihm in Dingen, die seine äußere Wohlfahrt betrafen, Vertrauen schenken. Im Uebrigen aber, was des Herzens Geheimnisse, was sein innerstes Wesen, sein Geistes- und Seelenleben anging, bewahrte er mit Recht das tiefste Geheimniß vor ihm; sowie er sich denn auch in Ansehung seiner Kunst nie gegen ihn erklärte und jede seiner Anmuthungen mit Entschiedenheit zurückwies. Und obgleich er all sein Geld mit ihm brüderlich theilte, ja ihm den Säckel unbedingt anvertraute, so erlaubte er sich doch nie, ihm von der Tinctur selbst das Mindeste mitzutheilen, aus Achtung für dieß geheimnißvolle Präparat der Kunst, das in profanen Händen so leicht zum Mißbrauch werden könnte. Das letzte Ereigniß jedoch hatte ihn plötzlich so sehr außer Fassung gebracht, daß er aus seiner Rolle fiel und das Geheimniß seines Herzens verrieth. — In der Heftigkeit seiner blinden Leidenschaftt hoffte er Rath und Hülfe von seinem Freunde zu erhalten, nicht bedenkend, daß verschmitzte Klugheit da am unrechten Platze sei, wo nur Lauterkeit und Beharrlichkeit der Gesinnung einen ehrenvollen Sieg davontragen könne.

William nahm, nachdem er das Bekenntniß des bedrängten Freundes vernommen, Anfangs eine bedenkliche Miene an und versetzte: er sehe nicht ein, wie er, bei seinen Ansichten von Welt und Menschen, in dieser verwickelten Geschichte etwas rathen oder thun könne. Er habe von jeher eine große Scheu getragen vor Leuten, die sich mit Tugenden wie mit Dornen umschanzen, so daß jeder, der sich ihnen nahe, mit blutendem Herzen abkomme. „Indessen,“ fuhr er in seiner redseligen Weise fort, „wenn ich die Charaktere der handelnden Personen anders recht gedeutet, und die hier obwaltenden Verhältnisse wohl durchschaut habe, so glaube ich, daß noch einige Hoffnung vorhanden sei, den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen

und fortzuspinnen. Aus Deiner Erzählung scheint nämlich hervorzugehen, daß Vater und Tochter beide einen verwundbaren Fleck haben, jener eine schlecht verdeckte Habsucht, diese eine nicht geringe Eitelkeit. Ich will sie damit nicht sonderlich schelten, sondern vielmehr darob sehr loben, da sie ja zeigen, daß sie dieser Welt noch angehören und als Menschen unter Menschen wandeln. Diese menschlichen Tugenden oder, wenn Du es willst, Fehler, müssen wir zunächst in's Auge fassen und, um in der Kriegs- und Liebessprache zu reden, durch diese Hinterpförtchen unvermerkt hineinschlüpfen in die tugendhaften Vesten. Du, das versteht sich, behältst die Tochter im Auge, ich will es mit dem Vater aufnehmen. Das Kunststücklein aber besteht einfach darin, daß ich seine ganze Aufmerksamkeit auf andere und wichtigere Dinge lenke, als auf die Ehre und Tugend seiner Tochter, während Du Cäcilien, Deine Göttin mit dem Netze Deiner Höflichkeiten, Artigkeiten, aller Liebreize immer mehr umgarnest und so in Deine Gewalt bringest. Nun begreifst Du aber wohl, daß ich meinen Plan gegen den habsüchtigen Alten nur mit außerordentlichen Mitteln werde durchsetzen können. Damit ich es kurz mache: „Du theilst mir von Deiner Tinctur mit; ich kündige mich ihm als Goldmacher an, wir präpariren, experimentiren, tingiren Nächte durch. Du wirst indessen gemächlich thun, was Deines Theils ist."

Alexander, von seiner Leidenschaft bewältigt, ging in die Vorschläge des Freundes ein. Er brachte eine goldene Kapsel hervor, die er an der bloßen Brust zu tragen pflegte, löste das hermetische Siegel, womit sie verschlossen war, und theilte dem Freunde wohl die Hälfte von der Tinctur mit, die er in Bereitschaft hatte. „Ich könnte mir damit ein Fürstenthum erkaufen," sagte er; „aber der Schatz, den Du mir erwerben willst, ist dieses und eines noch größern Opfers würdig. Uebrigens werden diese Beweise der Freundschaft, die wir uns einander hiedurch geben, unser Verhältniß nur um so enger knüpfen und fester bewahren." — Sie reichten sich die Hände.

Was weiter vorgegangen, sei nur in Kürze angedeutet.

Meister Rockosch ging gar bald in die Schlinge, die ihm der listige Hamilton gestellt hatte. Von dem Experiment, das vor seinen Augen geschah, überrascht, angelockt, bezaubert, ließ er sich willig am Gängelbande des vermeintlichen Adepten führen, der ihn zu Versuchen zu ermuntern und mit Versprechungen hinzuhalten wußte. Und während nun der Vater in seiner Werkstätte Tag und Nacht eifrig dem Studium oblag, das ihn zur geheimen Wissenschaft und zur göttlichen Kunst anleitete, fand die Tochter Gelegenheit genug, den Grafen zu sehen und zu sprechen. Sollen wir ausführlich schildern, wie die Zauberkreise, die Setonius um sie gezogen, sich immer mehr verengten und zuletzt das liebesbedürftige Mädchen gänzlich zu bannen wußten? — Es beengte und drückte sie, die trostlose Einsamkeit, in der ihre Jugend dahinschwand; die gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt und allem Vergnügen, das sie darbietet; der Ernst, der Zwang der häuslichen Ordnung, die sich tagtäglich in einförmiger Weise auf- und abgewickelt; sodann stand sie da ohne Mutter, die sie früh verloren, ohne mütterliche Freundin, deren Busen sie ihre Wünsche und Hoffnungen, ihre Sorgen, ihre Leiden und Freuden hätte anvertrauen können; endlich war es der Vater, der sonst ein musterhafter Hausmann und ein ehrenhafter Bürger, gleich so vielen Vätern seine Tochter wie ein kostbares Kleinod nicht sowohl zärtlich liebte, als vielmehr ängstlich bewachte und von aller Berührung mit der Welt Gefahren fern hielt; — auf der andern Seite der Graf, der Freund, der Geliebte, der plötzlich in ihren beengten Kreis getreten; dessen schöne Gestalt, anmuthige Sitte, bezaubernde Rede und Geberde, die liebvolle Aufmerksamkeit, die er ihr bewies, und die in dem Maße wuchs, als ihre jungfräuliche Reinheit, ihre weibliche Würde in solchen Momenten minniglichen Sich-Entfernens und Annäherns sich immer mehr entfaltete; dazu, was sie sich in Augenblicken der Ueberlegung nicht verbergen mochte, die reizende Aussicht auf ein freies, selbständiges, mit Glanz und Würde umgebenes Leben an der Seite eines *solchen* Mannes: — unter diesen Umständen — um sich eine dumpfe, drückende Atmosphäre,

vor ihr in erreichbarer Ferne eine von sonniger Klarheit erheiterte, von den mannigfaltigsten Schönheiten durchwobene Landschaft — wie hätte sie da noch in der Wahl wanken und zaudern, wie die glänzenden Anerbietungen, die ihr der Geliebte eröffnete, je zurückweisen können?

In einem jener unbewachten, leidenschaftlichen Augenblicke, wo das liebende Mädchen schon keinen Wunsch, keinen Willen mehr fühlt, als den Wunsch und den Willen des Geliebten, gelobte sie ihm Herz und Hand an, und erklärte sich, ganz seiner Leitung vertrauend, als seine Braut.

Nun aber stand einer ehelichen Verbindung ein unübersteigliches Hinderniß entgegen: die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, ein Punkt, der zu jenen Zeiten kirchlicher Spaltung, zumal in dem damals noch streng und ausschließlich katholischen Bayern, allein jede Hoffnung zur Einwilligung des Vaters benahm. Unter diesen verwickelten Verhältnissen ersah Alexander kein anderes Auskunftsmittel, als daß er den Knoten, der auf gewöhnliche Weise nicht zu lösen war, gewaltsam zerhaue. Er entfloh mit seiner Geliebten bei Nacht und Nebel. William, der ihre Flucht befördert hatte, übte an dem verzweifelnden Vater noch den grausamen Spott, daß er ihm versprach, er wolle die Flüchtigen verfolgen und nicht ablassen, bis er sie eingeholt. Er schlug den Weg nach Sachsen ein, wohin jene vorausgeeilt waren.

III.

Es war in jenen Tagen, von denen unsere Erzählung meldet, ein wahrhaft goldenes Zeitalter für solche Abenteurer, welche sich der königlichen Kunst widmeten, und andere, oft auch sich selbst täuschend, den Stein der Weisen oder doch dessen Spur entdeckt zu haben sich rühmten. An den meisten deutschen Höfen fanden diese fahrenden Alchemisten eine willkommene Aufnahme: sie wurden des fürstlichen Zutrauens gewürdigt, mit Gold zum Behuf ihrer Versuche reichlich versehen, mit Ehren-

bezeugungen aller Art angelockt und hingehalten. Nebst Rudolph dem Kaiser, der als der größte Verehrer dieser Naturphilosophie und als erster Gönner der Philosophen galt, beschäftigte sich und Andere besonders Kurfürst August von Sachsen mit der geheimen Wissenschaft; er hatte sein eigenes Laboratorium zu Dresden, welches nur das Goldhaus genannt wurde, und unterhielt eigens bestallte Alchemisten, unter andern David Beuther und Sebald Schmertzer, die in ihrer Kunst eine zweideutige Berühmtheit erlangt haben. Sogar die Gemahlin des Kurfürsten, Anna von Dänemark, welche ihrer Wohlthätigkeit wegen im Volke „Mutter Anne" genannt wurde, war eine eifrige Alchemistin. Auf ihrem Leibgedinge zu Annaberg hatte sie ein großes Laboratorium im Fasanengarten aufbauen lassen, worin vier große Oefen nebst mehreren kleineren fortwährend im Gange waren. Es soll dieses Laboratorium in Europa nicht seines Gleichen gefunden haben. Die Liebhaberei des fürstlichen Paares ging auch als Erbthum auf ihren Sohn Christian über, in dessen Schatz nach seinem Tode mehrere Millionen in Gold gefunden worden sein sollen.

Es scheint jedoch, daß diese letztere Nachricht, wie so viele von Transmutationen und Goldanhäufungen, reine Erdichtung derer gewesen, die, wissend oder unwissend, jenen Täuschungen sich hingegeben haben, wovon die Geschichte der Alchemie so viele Beispiele erwähnt. Gewiß ist, daß Christian II., dessen Nachfolger, eine entschiedene Abneigung gegen die Alchemisten gehabt und des Vaters Glauben an die hermetische Kunst als thöricht verlacht hat. Denn sonst wäre von dem Charakter dieses jungen Fürsten allerdings zu erwarten gewesen, daß er ein so leichtes und ergiebiges Bereicherungsmittel mit beiden Händen ergriffen hätte, um seiner Verschwendungs- und Vergnügungssucht nachhaltigen Vorschub zu geben. Dieser Umstand, nämlich des jungen Fürsten allbekannter Unglaube und sein entschiedener Zweifel an der Wahrheit, an der Möglichkeit der Alchemie, bewog eben unsern Setonius, dessen Hof aufzusuchen, der ihm alle Gelegenheit zu bieten schien, um seiner jungen

Gemahlin die Flitterwochen recht angenehm, ja glänzend zu machen, während er selbst keine Gefahr lief, besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Er kündigte sich einfach als englischer Edelmann an, und lebte übrigens, obwohl an den Vergnügungen des Hofes theilnehmend, einzig dem Glücke seiner jungen und ersten Liebe hingegeben.

Das stille, häusliche Leben, dem sich Alexander immer mehr zuwandte, konnte seinem Freunde in die Länge nicht mehr zusagen. Sein Element war ja nur das aufgeregte, leidenschaftliche Drängen und Treiben der großen Welt, wogegen ihm die Enge und Geschlossenheit des Familienlebens Langeweile und Widerwillen erregen mochten. Wollen wir jedoch gewissen Nachrichten trauen, so bestimmten ihn noch andere und wichtigere Beweggründe zu baldiger Trennung. Er hatte unerlaubte Absichten gegen Cäcilien gefaßt und sie auf eine zudringliche Art veroffenbart, so daß sein Benehmen eine entschiedene Zurückweisung mit dem Ausdrucke der Verachtung nach sich ziehen mußte. Dieß konnte der gereizte Mann, der sich beleidigt fühlte, nicht verschmerzen, und so sehr er sich auch vor dem Freunde den Anschein gab, über sein Unglück, als eines verschmähten Liebhabers, zu scherzen, so regte sich doch Neid gegen den glücklichen Nebenbuhler in seinem Herzen und das böse Gelüste, auf tückische Weise zu schaden. Um so lieber benutzte er darum die Gelegenheit, als der Hof auf einige Wochen nach Crossen ging, dem Zuge dahin zu folgen, zumal da ihn ein polnischer Edelmann, der sich Sendigovius nannte, schon früher in seine und des Kurfürsten, seines Gönners, Nähe gezogen hatte. Alexander blieb mit seiner jungen, schönen Gemahlin in Dresden zurück.

Bei einer jener traulichen Unterhaltungen, denen sich der junge Fürst im Kreise lebenslustiger Männer gern hingab, fiel einmal auch das Gespräch auf die Alchemie, deren vergebliche Geheimnisse und Wunder der Herr, nach seiner Gewohnheit, mit Hohn und Spott verfolgte. Sendigov, der in alchemistischen Künsten nicht unerfahren war und selbst nach dem

Stein der Weisen Gelüste trug, nahm Partei gegen den Kurfürsten. Nachdem durch langes Hin- und Widerreden sich der Streit erhitzt hatte, wurde auch Hamilton um seine Meinung befragt, der durch eine selbstgefällige Miene dazu gleichsam herausgefordert hatte. Einerseits fand er sich nun durch kein Versprechen an den Freund gebunden, das Geheimniß zu bewahren, und sah überhaupt sein Verhältniß zu ihm als gelöst oder doch als gelockert an; anderseits glaubte er, unter diesen Umständen und bei der bekannten Gesinnung des Fürsten nichts für seine Person zu befahren, wohl aber hoffte er, sich dadurch in dessen Gunst zu befestigen und über vortheilhaften Kauf mit ihm einig zu werden. Er warf daher das Wort leichtsinnig hin: wenn es damit abgethan wäre, eine Streitfrage zu erledigen, die doch als solche nur in's Weite und Blaue führe, so sei er bereit, ein Pröbchen zu machen, daß allerdings etwas daran sei an der verkannten und verhöhnten hermetischen Kunst. Eine allgemeine zujauchzende Aufforderung erfolgte. Er tingirte demnach in des Kurfürsten und aller Gäste Gegenwart.

Diese Thatsache bewirkte nun aber eine so plötzliche Sinnesänderung des Fürsten, eine so leidenschaftliche Aufregung, daß Hamilton selbst darüber beinahe erschrak. Wie ein Löwe, jetzt noch zahm und lammfromm, wenn er einmal Blut gekostet, nach Mord und Blut fortan lechzt, so entbrannte der junge Fürst in heftiger Begierde nach dem Besitze eines Geheimnisses, in dem alles Lebensglück ihm beschlossen zu sein däuchte. Er bestürmte den Wunderthäter mit Bitten; er bot ihm jeden Preis an, Ehren und Ehrenstellen, seine Gunst, seine Freundschaft. Hamilton gestand, was an der Sache war: daß er einige Tinctur besitze, nicht aber die Kunst verstehe, sie zu bereiten. Wünsche übrigens der Kurfürst, setzte er hinzu, einen Theil davon oder den ganzen Vorrath, so sei er bereit, ihm, so viel ihm beliebe, abzutreten gegen billigen Ersatz an Gütern und Ehren. Einen solchen Handel einzugehen, war aber der Kurfürst nicht willens. Er wollte das Geheimniß, nicht das Prä-

parat: er wollte Alles oder Nichts. Er wurde zudringlicher, leidenschaftlicher; er ließ sogar einige Drohungen fallen. Da vergaß sich Hamilton so weit, daß er, um sich aller Gefahr zu entziehen, schlecht genug war, seinen Freund Setonius zu verrathen, und ihn als den Adepten zu bezeichnen, von dem er die Tinctur erhalten, der sie zu bereiten verstehe.

Während dieß am Hoflager zu Crossen vorging, verlebte Alexander an der Seite seiner Cäcilie glückliche Tage in Dresden, nicht ahnend das Verhängniß, das über ihn hereinbrach.

Doch, ehe wir weiter zu berichten fortfahren, müssen wir noch eines Besuches erwähnen, der ihm in jenen Tagen noch zur rechten Zeit geworden. Es war Flamel, der ihn überraschte.

„Wir haben uns in München verfehlt," sprach er, nach gegenseitig gebotenem Willkomm, „so will ich denn Euch hier in Dresden noch sehen und sprechen, ehe uns das Schicksal vielleicht auf immer trennt . . . Damals hattet Ihr mit andern, mit anziehendern Dingen zu thun, und es schien mir nicht rathsam, Euch durch meine Dazwischenkunft darin zu stören." — —

Alexander wollte ihn mit Entschuldigungen unterbrechen, jener aber fuhr fort in zärtlich bewegtem Tone: „Ich will es Dir nicht verhehlen, mein Sohn, daß ich freilich andere Hoffnungen von Dir gehegt, andere Pläne betreffs Deiner ausgedacht habe. Gleichwie ich Dich zum Dienste der Weisheit erzogen, so wollte ich Dein Leben, Deines Lebens Glück an das meinige ketten, mit dem meinigen auf immer verschmelzen . . . Es war ein freudiges Erschrecken, als ich nach meiner Rückkehr aus dem heiligen Lande von Deinem Auftreten vernommen, und von dem rühmlichen Eifer, womit Du des göttlichen Amtes gepflegt. Ich hielt Dich für würdig, daß Dir die Obhut übertragen werde zur Bewachung des Geheimnisses und zur Verbreitung des Wortes, damit, wenn der Herr des Lebens und des Todes mich von dannen rufen werde, unser segenspendender Bund nicht verwaist dastünde ohne Lehrer und Hirten. Ich suchte Dich auf und fand Dich in München, am Hofe des frommen Herzogs."

„O die Verblendung, in der ich stak!" rief Alexander aus. „Die Liebe, die mich von Euch abwendete, ich müßte sie einen Fluch nennen, wenn sie mir nicht offenbar zum Segen geworden wäre."

„Sie wäre Dir zum rechten Segen geworden," erwiederte der Greis, „wenn Du sie nicht mit unheiliger Hand listig entwandt, gewaltsam geraubt hättest. Cäcilie war Dir zugedacht. Petronella wollte sie als ihre Tochter erziehen, zu frommem, mildthätigem Dienste, zur willigen Handbietung für einen Mann, der als ein beglückender Genius die Welt zu durchwandern bestimmt war. In dem schönen Körper gewahrten wir eine schöne Seele; und die weiblichen Mängel, die ihr anklebten, sie wären wohl verschwunden, hätte ihr Charakter eine edle Richtung, ihr Leben eine bestimmte Haltung genommen. Du selbst dann, im Besitze eines so schönen und edlen Wesens, wie wärest Du erst so ganz selig geworden, in der Geschlossenheit des ehelichen Lebens, von wo aus, wie aus des Herzens Mittelpunkt, dann die beglückenden Strahlen des überreichen, unerschöpflichen Borns, der in Deinem Innersten quillt, in alle Welt ausgeflossen wären!"

Alexander verlor sich in dumpfes Stillschweigen, das die Nacht seines Herzens, die qualvolle Empfindung verzweifelnder Reue verrieth. Dann, als zucke ein Blitzstrahl durch sein Innerstes, rief er aus: „Ich habe doch sie und mit ihr das Glück des Lebens, mein Leben selbst. Ich will vergessen, wie sie mir geworden, und nur daran denken, was sie mir ist. Und auch Ihr, väterlicher Freund, obwohl ich Eure weisen Pläne vereitelt, Eure frommen Wünsche unerfüllt gelassen, Ihr werdet mir Euren Segen darum nicht vorenthalten."

„Des Vaters Segen," sagte der Alte, „ist sein Gebet, daß Gottes Wille an den Kindern vollzogen werde. Diesen Segen gebe ich Dir von Herzen, und ich bitte Gott, daß er, der Verirrungen Deiner Jugend uneingedenk, Dich fortan recht lenken und gnädig leiten wolle. . . . Im Uebrigen sollen wir des Vergangenen nur insofern gedenken, als wir uns dadurch

des Zukünftigen bemächtigen. Und dieß Bekenntniß aus meinem Munde soll Dir zur Beruhigung dienen; Ich habe Dich rein und treu befunden in dem, was zunächst Deines Berufes gewesen. Du hast, soviel an Dir gelegen, die Kunst eifrig erstrebt, das Geheimniß streng bewahrt, die Ehre der Wissenschaft redlich verfochten und der Wahrheit den Sieg errungen. Mehr kann und will ich, als der Aelteste, von dem jüngsten Priester der göttlichen Philosophie nicht verlangen. Und darum" — fuhr er in einem ernst feierlichen Tone fort, „hoffe ich auch und bin dessen gewiß, daß Du Deine Sendung auch fortan und bis ans Ende würdiglich vollbringen werdest, trotz den Anlockungen oder Verfolgungen, die Dir bevorstehen mögen."

„Davor habe ich mich doch wahrlich sicher genug gestellt," sagte Alexander.

„Ist dieser Ort, an dem Du wohnest, nicht der Hof eines Fürsten?"

„Eines Fürsten, welcher mir und meiner Kunst ferner steht, als irgend Jemand in der weiten Welt."

„Bist Du des Wanderns so gar müde, daß es Dich gelüsten mag, in der Fremde hier zu verweilen, wie in Deiner Heimath?"

„Ich habe ein Weib, dessen Schwäche Ruhe und Rast fordert, und dessen Schönheit Anspruch macht auf die Welt und ihre Freuden."

„Du hast auch einen Freund, wie ich höre....."

Alexander stutzte über das bedenkliche Wort, das der Alte hingeworfen. Er fühlte, daß er sich, Angesichts seines väterlichen Freundes, dieses Freundes schämen müsse. Er getraute sich nicht, dessen Namen auf die Lippen zu nehmen. Er durchblickte ihn in seiner ganzen Nichtswürdigkeit.

„Dieser William," sagte der Greis, „ist Dein Unstern; er ist es, von dem Dir Unheil kommen wird. Wenn ich Dir nun aber offenbare, daß Deine Lage bedenklich, die Gefahr groß sei, so will ich Dir darum doch nicht meinen Rath, meine Hülfe aufdringen, denn ein Mann wie Du, der im

Besitze aller Mittel ist, kann und soll für sich selbst einstehen, wo es sich darum handelt, seine eigenste Kraft zu erproben. Aber erinnern muß ich Dich, im Auftrag Dessen, von dem Dir Deine Sendung geworden, bitten und beschwören will ich Dich, daß Du, eingedenk des hohen, heiligen Berufes, jeglicher Versuchung widerstehest, wenn die Stunde gekommen ist."

Alexander war anfangs überrascht von der prophetischen Rede, von der feierlichen Haltung des Greises. Aber wie es oft Männern zu geschehen pflegt, daß sie, die sonst leichtlich auch einer geringen Versuchung unterliegen, sich alsbald auf eine heldenmüthige Weise fassen, wenn einmal das Schicksal sie einer großen, ja ungeheuern Aufgabe würdigt und gleichsam damit ehrt: so Alexander. Nach einem kurzen, aber schweren Kampfe in seinem Innersten faßte er sich männlich und sagte, indem er dem väterlichen Freunde die Hand bot: „Vertrauet mir, wie Ihr Euch selbst vertrauet. Den Schwur, den ich schon damals in Eure Hand gelegt, ich will ihn halten, so lange mir Athem und Besinnung bleibt."

„So finde ich Dich Deiner selbst, unser Aller würdig, die sich die Erwählten nennen," sagte Flamel. Dann, nach einer Pause stiller Rührung, fuhr er fort: „Und weil es sich nun soeben fügt, so laß Dir nur gleich eine erbauliche Geschichte erzählen, die ich im Morgenlande gehört und die uns Uebrigen zum Exempel dienen mag, wie wir das anvertraute heilige Pfand bewahren sollen vor den Räuberhänden weltlicher Lüstlinge... Ein Derwisch, der nach Ober-Aegypten reiste, verweilte einige Tage zu Tschirtscheh, weil er Gefallen an einem jungen Barbier gefunden hatte..... Ich erzähle Dir die Geschichte mit aller Ausführlichkeit, wie sie mir überliefert worden...... Eines Tages ging er mit ihm spazieren, und sie kamen zur Werkstätte eines Rothgießers, der eben dreihundert Pfund Kupfer im Flusse stehen hatte. Der Derwisch warf ein kleines Päckchen auf das fließende Metall und ging dann weiter. Als das Kupfer ausgegossen ward, erstaunte der Gießer über die schöne Goldfarbe, rief die Nachbarn herbei

und zeigte ihnen das wunderliche Metall. Die Goldschmiede probirten es und erklärten es für feines Gold. Der Sandschak der Provinz hörte von dem Vorfall; er ließ das Gold herbeiholen, welches er behielt, und verhörte den Gießer scharf, den er, wie es schien, ebenfalls behalten wollte. Inquisit betheuerte seine Unschuld und erzählte von einem Unbekannten, der in Gesellschaft des Barbiers vorbeigegangen sei. Dieser ward sogleich verhaftet und von ihm erfuhr man, daß der Derwisch zwar abgereist sei, aber versprochen habe, ihn bei der Rückkehr wieder zu besuchen. Der Sandschak versprach dem Barbier, daß er sein Glück machen wolle, wenn er ihm Nachricht gebe, sobald der Derwisch wieder kommen würde. Er schenkte ihm drei Pferde und machte ihn zum Aga des nahegelegenen Ortes Mena. Nach einigen Monaten kommt der Derwisch an, fragt nach seinem Liebling, sucht ihn in Mena auf und wird von ihm dem Sandschak ausgeliefert. Im Verhör läugnet er nicht, das Kupfer in Gold verwandelt zu haben, will aber daraus nicht viel gemacht wissen. Er besitze ein noch größeres Geheimniß: wenn er gewisse Worte aufschreibe und in den Mund nehme, könne ihm kein Säbel die Haut verletzen. Dreist erbietet er sich zur Probe, schreibt und fordert nun den Sandschak auf, ihm den Kopf abzuhauen. Je schärfer er zuhaue, desto weniger werde es ihm schaden. Der Versuch ward gemacht und gelang weit besser, als dem bestürzten Sandschak lieb war. Im Munde des Enthaupteten fand man das Papier und darauf die Worte: ‚Ich kann wohl sterben, aber nicht mein Geheimniß offenbaren.‘“

Nachdem Flamel die Erzählung beendet, drückte er dem Freunde, der vor Rührung und Ahnung nicht zu sprechen vermochte, mit Wärme die Hand und sprach: „Es ist Zeit, daß wir scheiden. Petronella ruft, wie ich höre. Auch sehe ich schon Deine Schergen kommen.“

Als sie zur Thür hinausgetreten, standen bereits Petronella und Cäcilie auf der Flur. Cäcilie schwamm in Thränen. Die Gäste entfernten sich schweigend.

Bald darauf kamen wirklich Abgeordnete des Kurfürsten, um Alexander an den Hof zu laden. Der Fürst war an demselben Tage nach Dresden zurückgekehrt, und er hatte kein angelegentlicheres Geschäft, als den Adepten in seine Gewalt zu bekommen. Er wollte zwar nur die Mittel der Ueberredung, der Versprechungen und Gunstbezeugungen anwenden, um ihn für seine Absichten zu gewinnen; er unterließ aber nicht, zugleich solche Vorkehrungen zu treffen, daß ihm jener nicht entrinnen konnte. Die Klugheit gebot ihm um so mehr, solche Maßregeln zu ergreifen, da Hamilton, der Ankläger und Zeuge, Ursache und Gelegenheit gefunden, heimlich zu entweichen. Auch ist uns von dessen ferneren Schicksalen nichts weiter bekannt geworden.

Nachdem die Abgeordneten, an deren Spitze jener Sendigov stand, sich ihres Auftrages entledigt, erwiederte Setonius in höflichen, aber bestimmten Ausdrücken: es sei ihm nicht unbekannt, was in Crossen vorgegangen, und er kenne die Absichten des Kurfürsten. Er läugne nicht, daß er das Geheimniß besitze, Metalle zu veredeln; er erkläre aber auch zugleich auf die entschiedenste und feierlichste Weise, daß er sein Geheimniß nie aufdecken, nie Verrath an der Wissenschaft üben und die göttliche Kunst zu profanen Zwecken mißbrauchen werde. Im Uebrigen erwarte er von der Gerechtigkeit des Kurfürsten, daß er das Fremdenrecht heilig halten und die Freiheit eines Mannes, dessen Anwesenheit Niemanden Anstoß verursache, in jeder Hinsicht respektiren werde.

Als diese Nachricht dem Kurfürsten hinterbracht worden, gab er sogleich Befehl, daß Setonius in sichere Verwahrung gebracht und Alles angewendet werde, um den Störrischen zum Bekenntnisse zu bringen. Zugleich aber ertheilte er seinem Günstling Sendigov den Auftrag, daß er den Gefangenen durch vertrauliche und freundschaftliche Mittel und Ueberredungskünste für seine Absichten gewinnen solle, indem er ihm zugleich unbedingte Vollmacht gab zu Anerbietungen aller Ehren und Güter, deren Verleihung in seiner, des Kurfürsten, Macht stände.

Sendigov entledigte sich seines Auftrages mit allem Eifer eines treuen Dieners, der zumal bei glücklichem Erfolge auch für sich selbst das Beste sich versprechen durfte. Die wiederholten Besuche und Unterredungen, wobei er in des Mannes Herz tiefere Blicke zu werfen Gelegenheit hatte, stimmten ihn aber allmählich dermaßen um, daß er, der bekehren sollte, selbst zum Bekehrten ward. Der feste Charakter desselben, die ehrenhafte Gesinnung, der Beruf selbst, dessen Heiligkeit er in seiner Person hochachten lernte, flößten ihm ebenso viel Verehrung ein, als die unwürdige Behandlung, die despotische Willkür in ihm Abscheu hervorriefen. Er nahm darum keinen Anstand, dem Gefangenen den Rath zu ertheilen, er möge die Räuber seiner Freiheit durch List täuschen und die Wächter durch Bestechung gewinnen, wozu er selbst treuliche Handreichung zu geben versprach. Aber auch dieser Antrag wurde entschieden zurückgewiesen. Es sei eines Weisen unwürdig, sagte der Mißhandelte, ungerechte Mittel zu gebrauchen, um zu seinem Recht zu gelangen. Sein Leben, seine Freiheit stehe in Gottes Hand. Uebrigens habe er sich sein Unglück selbst zugezogen, dadurch, daß er einem falschen Freunde vertraut und Veranlassung gegeben, daß das Siegel des heiligen Geheimnisses gebrochen worden. Möge denn kommen, was da komme, er werde Alles standhaft erdulden und beharrlich sein bis ans Ende.

Sendigov, der einmal alle Künste der Ueberredung aufbieten wollte, um den beharrlichen Mann zu einem andern Entschlusse zu bewegen, erinnerte ihn an Cäcilien, seine Gemahlin. Alexander erwiederte in ruhigem Tone: „Wenn sie mich wahrhaft liebt, so wird sie mich auch ehren, und nichts von mir erwarten und verlangen, was meines Charakters unwürdig wäre und meinen Feinden Triumph, mir aber Schmach und Schande bringen würde. Wenn Ihr aber," fuhr er in sichtbarer Bewegung fort, „wirklich die Freundschaft, das Wohlwollen gegen mich heget, wie ich es gern glauben will, so übertraget diese Empfindung und Gesinnung auf sie, die an das Schicksal eines unglücklichen Mannes ge=

kettet, das traurige Loos nicht verdient, das ihr unschuldiger Weise geworden. Tröstet sie, steht ihr zu Rath und zu Hülfe. Seid ihr Bruder und Freund. Und falls ich, wie ich beinahe als gewiß voraussehe, der Gier und Wuth meiner Widersacher geopfert werden sollte, so tragt Sorge und Liebe für sie, die Verlassene und Verstoßene, und gebt ihr Vaterland und Heimath."

Cäcilie befand sich indessen in der bedauernswürdigsten Lage. Aus dem Taumel leidenschaftlicher Liebe, aus der Sicherheit eines freudvollen Lebens plötzlich aufgeschreckt, sah sie sich zwischen zwei Abgründen hingestellt, aus deren schauerlichen Tiefen hier das traurige Schicksal ihres Gemahls, dort die noch gräßlichere Schuld gegen ihren Vater sie anstarrten. Und blickte sie nun gar auf sich selbst, welche Verlassenheit! welche Noth! welche Blöße an weiblicher Würde und Ehre, die das Feigenblatt einer erschlichenen Ehe so schlecht bedeckte! O wie schmerzten, wie bluteten nun die Wunden, welche ihr das strenge, strafende Wort der mütterlichen Freundin geschlagen! Um so nöthiger aber erschien ihr auch das einzige Heilmittel, das die Natur, die Gnade in solchen verzweiflungsvollen Augenblicken darbeut: zur Reue die Buße, die das Unvermeidliche mit ruhiger Ergebung zu ertragen, und das, was noch zu retten, zu erringen ist, mit heldenmüthiger Kraft zu erstreben sucht. Der Nebel schwand; Licht und Leben durchdrang ihr Innerstes, und wie durch Zauber erwuchs aus der Blüthe hingebender Liebe die Frucht edler, thätiger Weiblichkeit: Treue und Starkmuth.

Sie machte sogleich Schritte bei Hof, um ihres Mannes Befreiung zu bewirken. Vergebens. Selbst die Bitte, ihn im Gefängniß besuchen zu dürfen, ward ihr abgeschlagen. Um so willkommener war ihr die Erscheinung Sendigovs, den sie schon früher in gesellschaftlichen Zirkeln gesehen und wegen seines höflichen Benehmens beachtenswerth gefunden. Sie empfing ihn, der sich als Abgeordneter ihres Gemahls ankündigte, mit freudigem Willkomm und zeigte sich übrigens bei mehr Fassung, als die Lage der Umstände erwarten ließ.

Nachdem Sendigov der Freundin den Stand der Dinge auseinander gesetzt, und die Unmöglichkeit nachgewiesen, daß weder der Verfolger noch der Verfolgte eines andern Sinnes werden dürfte, gab er ihr geradezu den Rath, daß sie Dresden alsogleich verlassen, und ihm nach Krakau wo er eine Besitzung habe, folgen solle. Ihre längere Anwesenheit, fügte er hinzu, setze sie selbst der Gefahr aus, daß sie, als muthmaßliche Mitwisserin des Geheimnisses, verhaftet und gefangen gesetzt werde. Dieses Anerbieten schlug sie aber mit Entschiedenheit aus. So lange sie ihren Mann bei Leben wisse, erklärte sie, werde sie in seiner Nähe bleiben, um ihm Freunde, Berather, Retter zu werden. Die Mitgefangenschaft selbst würde ihr als Wohlthat erscheinen, wenn nicht eben die eigene Freiheit ihr Hoffnung gäbe, ihm die Freiheit zu verschaffen. Wäre daher der edle Ritter wirklich der Freund ihres Mannes, wofür sie ihn so gern halten möchte, so solle er gemeinschaftliche Sache mit ihr machen zur Vollführung des edlen Werkes. Dieser thatsächliche Beweis würde auch sie, die Gemahlin seines Freundes, zu ewigem Danke verpflichten.

Diese entschiedene Sprache der edlen Frau, deren Schönheit und Liebreiz durch den geheimen Schmerz noch vergrößert wurden, machte einen solchen Eindruck auf Sendigov, daß er, mit Hintansetzung aller unlautern Absichten, ganz dem Dienste der Freundin zu widmen sich vornahm. Er rückte daher geradezu mit dem Vorschlage hervor, daß er zum Zwecke der Bestechung seine Güter verkaufen, und all' das Seinige zur Befreiung des Gefangenen aufwenden wolle. Den Schmuck, den ihm Cäcilie anbot, verschmähte er, um nicht den Schein des Eigennutzes auf sich zu ziehen. Wohl dachte er auch, daß, wenn ihm sein Plan gelänge, woran er nicht zweifelte, der glücklich Befreite ihn ohnehin reichlich genug entschädigen würde. Widrigenfalls hoffte er wenigstens durch sein großmüthiges Opfer die Dankbarkeit und die Gunst Cäciliens zu erwerben und zu verdienen. Er nahm von ihr Abschied mit dem Versprechen, er werde nach wenigen Wochen wiederkehren und

dann das löbliche Werk sogleich in Stand setzen. Er reiste auch sogleich des andern Tages nach Krakau ab, nachdem er vom Kurfürsten, auf einen vorgeschützten Grund hin, Urlaub erhalten hatte.

Indem wir nun aber zu unserm Gefangenen zurückkehren, eilen wir, um das Zartgefühl des Lesers nicht zu empören, über die folgenden Wochen und Monate und ihre Geschichte hinweg, da sie ein schauderhaftes Beispiel liefert von den Freveln und Unmenschlichkeiten, die in jenen Tagen aus Beweggründen der Willkür und unter den Formen des Rechtes an so vielen Unglücklichen verübt wurden. Wir wollen übrigens gern annehmen und zugeben, daß der junge Fürst, dessen unlöbliche Gemüthsart und despotische Willkür freilich unverhohlen waren, die Grausamkeiten, die man sich gegen Setonius erlaubte, weder gekannt, noch viel weniger befohlen habe. Mögen wir doch kaum seine Schergen unbedingt verdammen, die, einmal mit zweideutiger Vollmacht ausgerüstet, um so leichter zu den schärfsten Mitteln zu greifen sich befugt halten mochten, da der Glaube, als beruhe die alchemistische Kunst zuletzt auf infernalischer Magie, ein solches Verfahren, wie gegen Hexen und Zauberer, gar wohl entschuldigen, ja rechtfertigen konnte. Wir wollen nur kurz und treu berichten, was weiter vorgegangen. Es scheint, daß die Richter und Henker die Abwesenheit Sendigovs benutzen wollten, um auf Versprechungen Drohungen folgen zu lassen, die man auch bald wahr machte. Der Unglückliche ward der Folter übergeben. Man reckte seine Glieder mit Schrauben und brannte sie mit glühendem Eisen; aber er ertrug die Schmerzen standhaft, ohne irgend etwas zu gestehen. Man ließ ihm Zeit zur Heilung, dann ward er noch einmal gefoltert, aber wiederum ohne Erfolg, wiewohl sein Körper an mehreren Stellen zerrissen ward. Als man sich überzeugt hielt, daß eine nochmalige Tortur ihn tödten, aber nicht zum Geständniß bringen würde, hörte man auf, ihn zu martern. Man hoffte, daß langwierige Gefangenschaft ihn noch willig machen werde. Man warf ihn daher in ein ungesundes und ekelhaftes Thurm-

gefängniß, das von vierzig Mann der Leibwache abwechselnd bewacht wurde.

In diesem gräßlichen Zustande traf ihn Sendigov, dessen Rückkehr auf längere Zeit, als er berechnet hatte, verzögert worden war. Der Zutritt zum Gefangenen stand ihm frei und offen, wie vordem. Er unterdrückte den Ingrimm, der wegen der unerhörten Mißhandlung des Unglücklichen sein Innerstes aufregte; er verhehlte sorgsam seine Theilnahme vor fremden Augen und sprach auch selbst mit dem Kurfürsten über den Zustand des Gefangenen nichts, wohl aber heuchelte er in zweideutiger Art die Hoffnung, daß die verdrießliche Geschichte sich ihrem Ende nahen dürfte. Nur Cäcilien theilte er seinen Plan mit, die ihn mit schmeichelnder Zudringlichkeit zur Ausführung drängte.

Das Verhältniß, in dem Sendigov bei Hofe stand, erleichterte ihm sein Geschäft. Ein Offizier der Leibwache ward gewonnen durch eine Summe, die ihm eine ansehnliche jährliche Rente auf Lebenszeit abwarf. Am Tage, an dem dieser die Wache befehligte, sollte die Befreiung von Statten gehen. Alle Anstalten waren getroffen. Da entdeckte Sendigov plötzlich ein unübersteigliches Hinderniß, an das er im ersten Eifer seines löblichen Werkes nicht gedacht. Es stand zu befürchten, daß der Gefangene, der Mißhandelte selbst die ihm dargebotene Gelegenheit eigensinnig zurückweisen werde. Seine frühern Aeußerungen, sein ehrenfester Charakter, sein Entschluß, ein Martyrer seines Berufes zu werden, ließen Alles, das Schlimmste befürchten. Aus dieser Verlegenheit riß die Männer der kluge Einfall weiblicher Liebe. Cäcilie selbst eilt in den Kerker; sie verkündet dem Gefangenen seine Freiheit, die ihm auf ihre Bitten vom Kurfürsten gewährt sei; sie dringt auf seine Entfernung, da an die Begnadigung die grausame Bedingniß geknüpft sei, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu verlassen. Der Anblick des geliebten Weibes, der Zuspruch des Freundes, das herrschende Wort des Offiziers selbst, alles dieß wirkte zusammen, daß er sich willenlos fort=

schleppen und in den bereitgehaltenen Wagen tragen ließ. Die seltsame Entführung glückte vollkommen. Die Flüchtigen entkamen, trotz den nachgesandten Spähern, auf Umwegen nach Polen.

Der Gerettete genoß aber nur noch kurze Zeit das Glück der Freiheit an der Seite seiner treuen Gattin und eines erprobten Freundes. Seine Gesundheit war durch den Wust des Kerkers zerstört, sein Körper durch die Martern gebrochen. Selbst die Panacee, die er immer bei sich zu tragen pflegte, vermochte ihm nicht Heilung zu verschaffen. Er starb zu Krakau i. J. 1604.

Von den weitern Schicksalen Cäciliens ist uns nur Weniges überliefert. Ihr schwer beleidigter Vater, mehr noch durch ihr Unglück als durch ihre Reue gerührt, sandte ihr endlich das Wort der Verzeihung zu mit seinem Segen. Er selbst zog sich nach Tegernsee in die klösterliche Einsamkeit zurück, wo er als Laienbruder fortan seine Kunst nur heiligen Dingen zuwandte. — Also einsam, verlassen in der Welt stehend und losgebunden von allen Beziehungen zum Vaterlande, entschloß sie sich, nach Ablauf des Trauerjahres dem Freunde und Retter ihres Gemahles die Hand zu geben, und zwar, wie eine glaubwürdige Nachricht besagt, auf dringliches Anrathen derer, die sich als ihre Pflegeeltern so zärtlich und treu gegen sie bewiesen haben. — Daß übrigens Setonius, wie Einige vermuthen, in seinen letzten Tagen dem Freunde das Geheimniß seiner Kunst mitgetheilt habe, ist sehr zu bezweifeln, denn die Thatsache, daß Sendigov Transmutationen vorgenommen, läßt sich schon dadurch erklären, daß er an Präparat genug überkommen, um die Goldquelle reichlich fließend zu erhalten und damit einen fürstlichen Aufwand bestreiten zu können. Genug! es wurde die edle Absicht des Gebers erreicht: Erhaltung und Verbreitung des Glaubens an die göttliche Kunst auch nach seinem Tode. Aber auch Cäcilie trug Sorge, daß das Andenken des Verstorbenen in Ehren verblieb und im Segen, indem sie reichliche Spenden

in den Gotteskasten legte, und sich als eine mildthätige Mutter der Armen bewies.

Setonius war unter den wenigen Adepten, welche in den letzten drei Jahrhunderten aufgetreten, ohne Zweifel der bedeutendste, derjenige, welcher im Ruf stand, zur Fortpflanzung der geheimen Wissenschaft und zur Ehrung der hermetischen Kunst am meisten beigetragen zu haben. Andere, wie z. B. Laskaris, durchzogen nur wie ein unheimlicher Spuk das Abendland und erweckten bloß Marktschreier und Abenteurer, die durch ihre Phantasmagorien sich und die Welt täuschten und dem Bunde keine Verehrer, wohl aber Widersacher schufen. Wieder Andere beschränkten sich, vielleicht aus Mangel an Muth und Zuversicht, auf einen zu engen Kreis, und statt aufzuleuchten vor aller Welt, warfen sie nur einzelne Fünklein in die Menge, die wie Irrlichter allsogleich verschwanden. Nur der einzige Sehfeld, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewirkt, vermag dem Unsrigen gleichgestellt zu werden, wäre es auch nur wegen der einzigen Transmutation, die er zu Halle in Sachsen vorgenommen haben soll, und die um so beredter für die Kunst der Alchemie sprach, als die aufstrebende Chemie alsbald mehr und mehr der Mutterwissenschaft Treue und Glauben aufzukünden anfing. Seit jenen Tagen ist die hermetische Kunst vollends verloren gegangen. Die mehr auf materielle Interessen sich hinneigende Welt sucht die Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf den nächsten, auf den natürlichen Wegen. Auch ist das Bedürfniß selbst und der Wunsch nach der hermetischen Wissenschaft geringer geworden, seitdem Fürsten und Private sich durch zweifelhaften Kredit zu helfen und statt edlen Metalles eitles Papier als vollgültig zu verwerthen wissen.

Ein Dichterkreis.

„Klara, Du erschöpfest endlich meine Langmuth," sagte der Kammerrath *** zu seiner Tochter, indem er dem anfangs nur heiter andeutenden Gespräche eine ernste Wendung gab. „Ich habe Alles gethan, um Dich zu einer richtigen Wahl des Gegenstandes Deines künftigen Glückes tauglich, und Dir eine freie Wahl desselben möglich zu machen. Ich habe die gebildetsten jungen Männer unserer Stadt in einem vertrauten Kreise um Dich versammelt, und sie zur Aeußerung ihrer Kenntnisse und Gefühle im gesellschaftlichen Umgang und in schriftlichen Versuchen veranlaßt und aufgemuntert, um Deine doppelte Theilnahme zu erwecken und zu fördern: an der Würde und Schönheit der Gegenstände, die zur Sprache gekommen, und an der Tüchtigkeit und Bildung der Personen, die sich darüber frei und sicher ausgesprochen. Aber es scheint, daß jene wie diese keinen Eindruck in Dir hervorbringen, wenigstens keinen bestimmten Entschluß in Dir begründen konnten. Du nahmest, wie ein Kind, immer nur Theil an der heitern Gegenwart der Unterhaltungen und der Personen, ohne den Ernst der Zukunft daran zu knüpfen. So darf es fortan nimmer mehr sein. Du mußt Dich einmal entschließen; und wenn Dir die Wahl unter den drei, vier Männern, die dermalen unsern Zirkel ausmachen, noch schwer fällt, so könnte ich den Grund davon nur darin finden, weil jeder in seiner Art, was Geist und Bildung anbelangt, gleich trefflich ist. Desto leichter kannst Du nach Deinem Herzen wählen. Wählen mußt Du nun aber; ich setze Dir dazu noch einen Zeitraum von acht Tagen, wo Du Deinen zwanzigsten Geburtstag feiern wirst. Mache mir die Freude, Klara," schloß er gerührt, „die größte Freude, die ein Vater an seiner Tochter haben kann, gib mir einen Sohn, auf daß ich Dich segnen könne!"

Die Feierlichkeit, womit der Vater auf eine ganz ungewohnte Weise gesprochen, überraschte das Mädchen zu sehr, als daß sie, wie wohl sonst, mit heiterer Besonnenheit dem Andrange des väterlichen Willens hätte ausweichen können. Es sprach dießmal das väterliche Ansehen selbst; und als eine fromme Tochter dachte sie an keinen Widerstand, der hier ohnehin den Schein des Eigensinns und Eigenwillens angenommen hätte. Es war ihr darum Ernst, obgleich ein schmerzlicher, als sie sagte: „Ich lege die Wahl in Ihre Hand, lieber Vater, es kann mir daraus nur Gutes kommen.“

„Nein liebe Klara,“ versetzte der Vater mit Zärtlichkeit, „ich will in Deine Wahl nicht eingreifen, auf keinerlei Weise. Du bist hierin ganz frei.“

„Haben Sie,“ erwiederte das Mädchen halb leise, wie wenn man Jemanden, einen freundschaftlichen Vorwurf machen will, „haben Sie nicht als eine unerläßliche Bedingniß gesetzt, daß der Mann, den ich wähle, ein Dichter sein müsse?“

„Und diese Bedingung,“ entgegnete der Vater, „wirst Du doch nicht sonderlich, nicht unnatürlich finden? Will ich denn damit was anderes, als daß es ein Mann sei von Kopf und Herz? Dem fehlt es aber gewiß an beiden, der keinen Sinn für die Kunst, und zwar für die edelste der Künste, die Poesie, hat. ‚Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,‘ sagt Göthe, ‚ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.‘“

„Muß man denn aber eben dichten, um ein Dichter zu sein?“ sagte Klara. „Ich meine, ob ein poetisches Gemüth sich gerade nur in Schrift ausdrücken könne, und nicht ebenso gut, ja besser in Gesinnung und Handlung? Sie selbst, lieber Vater — —“

„Wer eines Dichters Freund und Beschützer ist, der wird selbst zum Dichter. So auch das Mädchen, das einen Dichter liebt.“

„Ich liebe ja die Dichter: und wie sollte ich's nicht? Ich verdanke ihnen die reinsten Freuden, die seligsten Stunden; sie geben das Beste zum Schönsten. Wenn mir Karl manch-

mal aus Tieck vorliest mit seiner ton- und seelenvollen Stimme — —"

„Welcher Karl?" fragte der Vater bedenklich.

„Nun ja, der Secretär," antwortete Klara, die sich schnell faßte, „wenn er manchmal aus Tieck vorliest, diesem überaus freundlichen Dichter, der am meisten mich anspricht, oder aus Jean Paul, den ich freilich nicht ohne des Freundes Zwischenerklärungen ganz verstehe; wie vermag ich es Ihnen zu schildern, was in meinem Herzen vorgeht? Ich kann das Gefühl mit nichts vergleichen, was mir die Welt sonst Erfreuliches darbietet, es wäre nur etwa der Gedanke an Ihre Liebe und ein Gebet zu Gott. Aber sonderbar ist es, daß ich nicht bloß den Gestalten hold bin, die mir diese lieben Männer vorführen; sie selbst sind es mir, und wie ich sie mir so oft gegenwärtig denke, es gilt auch ihnen die Thräne, die mein Herz weint, als Dank für jedes schöne, tiefe Gefühl, das sie in mir erregen."

„Das ist ganz recht, lieb und schön, was Du da sagst und empfindest. Aber Du sollst Dir einen Gatten wählen, und weil Du den Dichtern so hold bist, eben auch nur einen Dichter."

„Ich fürchte, lieber Vater, — oder vielmehr ich hoff' es, ich dank' es ihnen, daß sie mir als die rechten Muster vorschweben, woran ich andere Dichter, ihre Würde und ihren Werth prüfen soll. Und wenn ich denn freilich zwischen ihnen und anderen eine Vergleichung anstelle, wie weit stehen sie ihnen nach! wie so gar wenig zeigen sie von jenem tiefen und doch klaren Geiste, von jenem ernsten und doch heitern Gemüthe, womit jene unser Herz einnehmen und bezaubern! Es sind feine Redensarten, zierliche Floskeln, die sie uns statt gehaltreicher Gedanken und lebendiger Empfindungen darbieten."

„Es redet das Vorurtheil, der Eigensinn aus Dir. Du mußt mir doch mehr Geschmack zutrauen, als Dir; und so finde ich denn das, was meine Clienten geleistet, obgleich nicht Alles vortrefflich und classisch, wie die Werke jener Männer, doch immer noch gut

genug, um den Beifall des Kenners zu erhalten. Sodann bleiben auch die fleißigsten Leistungen immer noch weit hinter dem Vermögen zurück, und will man gerecht sein, so muß man das letztere hauptsächlich in Anschlag bringen, um den vollen Werth eines Dichters und seiner Persönlichkeit gerecht zu würdigen."

„Das ist ja auch meine Meinung; das Vermögen entscheidet, nicht die Leistung, das, was er ist, nicht, wofür er erscheint. Es braucht Einer eben kein schreibender Dichter zu sein."

„Unser Streit begeht einen Zirkel, woraus nicht zu kommen ist; und ohnehin, wo der Wille sich nicht fügt, da findet der Verstand genug Gründe, um das Verlangte zu verweigern. Ich sage darum nur dieß noch: Gewiß ist's, daß, wer wahrhaft dichterische Anlage hat, auch den Drang fühlt, sich in Worten auszusprechen, und daß mithin derjenige, der nicht Gedichte schreibt, den gerechten Verdacht erregt, er sei kein Dichter, um so mehr dann, wenn so günstige Veranlassungen, wie sie in unserm Zirkel sich ergeben, und wohlgemerkt, Bedingnisse obwalten, an deren freiwillige Erfüllung Freundschaft und Liebe selbst gebunden sind."

Klara seufzte. Der Vater benutzte die, wie es ihm däuchte, weiche Stimmung der Tochter, und stellte ihrer Einbildungskraft die Charaktere der jungen Männer, welche dermalen seine Gesellschaft bildeten, gleichsam zur Musterung vor. Am meisten poetische Anlage und selbst Bildung scheine ihm der Secretär zu haben; aber er könne ihm nur eine receptive zugestehen, nicht eine producirende; das Erstere schließe er aus der Art, wie er die Dichter anschaue und beurtheile; das Andere aus dem Umstande, daß er, trotz aller Aufmunterung, noch keine schriftlichen Versuche gemacht und mitgetheilt habe. Im Uebrigen verdiene er auch deßhalb große Achtung, daß er, ungeachtet seines leidenschaftlichen Hanges zur schönen Literatur, tüchtig sei zu Geschäften und treu in seinem Berufe, überhaupt geschickt und gewandt, dem Idealen zu huldigen, ohne das Reale zu vernachlässigen, und dem Verstande wie der Phantasie die gebührenden Rechte einzuräumen . . . Dieses Lob,

in Ansehung der praktischen Tüchtigkeit, könne er dem Auscultanten und dem Referendarius nicht ertheilen: und dieser Lässigkeit im Dienste sei es wohl zuzuschreiben, daß sie ungeachtet der sie begünstigenden Umstände im Staatsdienste nicht vorwärts kommen; das sei aber meistens so der Dichter Art, die, weil sie in's Leben nicht eingreifen, auch im Leben leer ausgehen. Fleiß aber und Talent hätten beide sicherlich genug; das bewiesen ihre Gedichte. Von jenem habe er bereits eine Sammlung von Fabeln, welche nach Inhalt und Form ansprechen, und von diesem eine zahlreiche Menge von Epigrammen, welche von der Fruchtbarkeit seines Witzes Zeugschaft geben... Was endlich Wägerle anbelange, so habe er vielleicht unter allen am wenigsten Anlage zu einem Dichter und zu einem Ehemanne; ja es sei sehr zu bezweifeln, ob er je zu einem Gedichte wie zu einem Amte kommen werde: indessen er scheine ihm auch ohne jenes angenehm genug zu sein, und achtbar auch ohne dieses. Und kurz, er könne den Kauz gar wohl leiden, obwohl er Andere, wie sich selbst, immer zum Besten habe.

„Lupus in fabula!“ rief der Kammerrath, als er nach der Straße blickend eben Wägerle herankommen sah, der, als der Müßigste und Gesprächigste, gewöhnlich der Erste in der Gesellschaft zu sein pflegte.

Doch ehe wir das Augenmerk auf den erwarteten Gast lenken, wird es zweckmäßig sein, vorerst von dem Herrn des Hauses, seinen Verhältnissen und Liebhabereien das Nöthige zu sagen.

* *
*

Der Kammerrath war früherhin in fürstlichen Diensten gestanden, zog sich aber, nach dem Tode seiner Frau, in den Privatstand zurück, um nun ganz in Muße, wie er sich auszudrücken beliebte, den Musen zu leben. Diese Musenverehrung war aber bei ihm von einer ganz eigenthümlichen Art. Nach der Weise jener Kunstliebhaber, wovon der eine eine Sammlung von Gemälden oder Kupferstichen anlegt, der andere einen

musikalischen Kreis um sich versammelt, und mit den nöthigen Tonstücken und Instrumenten versorgt, ohne daß sie eben selbst gründliche Kenner, geschweige ausübende Künstler wären: so wollte auch der Kammerrath etwas Würdiges, Originelles unternehmen und, was ihm am meisten zusagte, als ein echter Musenfreund, eine Sammlung von Gedichten veranstalten, welche nicht so bald ihres Gleichen haben sollte. Nun sah er aber wohl ein, daß an gedruckten Werken und Werklein dieser Art ein so großer und mannigfacher Vorrath vorhanden sei, daß er leicht einen andern Liebhaber als Nebenbuhler hierin befürchten mußte; er schloß daher diese, mit Ausnahme der anerkannt classischen, aus dem Plane seiner Sammlung aus, und trachtete desto mehr, Originalien in diesem Kunstfache, Manuscripte von Dichtern zu erwerben, die kein Gemeingut des Publikums geworden, noch werden durften. Um diesen Zweck aber auf eine leichte und womöglich wohlfeile Art zu erreichen, war es seit Jahren sein angelegentliches Geschäft, junge Männer, in denen er Talent oder doch Neigung zur Dichtkunst wahrnahm, in einem freundschaftlichen Kreise um sich zu versammeln und sie zu poetischen Leistungen mannigfacher Art aufzumuntern. Da er eines guten Tisches pflegte, und gegen die Hausfreunde sich sehr zuthätig und gefällig zeigte, auch seine Tochter durch ihr zartes und heiteres Wesen anzog: so fehlte es nicht an solchen Liebhabern der Poesie, der Geselligkeit und des Weines. Die Dichtkunst, worauf es der Patronus am meisten anlegte, gewann jedoch am wenigsten dabei, woran er selbst, wegen seiner sonderbaren, zudringlichen Laune, größtentheils Schuld war. Denn statt die jungen Dichter frei in der Wahl und Behandlung des Stoffes walten zu lassen, suchte er sie nach Art solcher Mäcenaten in Allem zu beherrschen, indem er von dem einen und dem andern gerade in jener oder in dieser Dichtungsart Versuche wünschte, um das System seiner Sammlung vollständig zu machen. So arbeiteten denn seine Clienten ebenso, wie man etwa eine bestellte Arbeit macht, zwar mit Fleiß, denn er war streng in

der Beurtheilung der Versification, aber meistens ohne Phantasie und Gemüth. Die Sammlung wuchs indessen jährlich mehr an, und der Patron that von seiner Seite Alles, um die Kunstwerke, wofür er sie ansah, in einen eleganten Rahmen von Einband und Schnitt zu bringen, und sie in seinem reich verzierten Schranke zur Parade aufzustellen. — Da es jedoch diesem Vereine an einer wahrhaft belebenden und durchdringenden Idee mangelte, so hielt er nur locker zusammen; die Mitglieder wechselten; einigen fiel der Zwang jener Bedingniß lästig; andern machte es Verdruß, daß Klara, die, wie sie ahnten, zugleich als Preis galt, freundlich gegen alle, zutraulich gegen keinen von ihnen war. Und so machten denn eben jetzt jene vier genannten jungen Männer die Gesellschaft des Hauses aus, wovon Wägerle das älteste Mitglied, und wegen seiner muntern Laune von Vater und Tochter gleich gut gelitten war, obwohl er übrigens weder den billigen Erwartungen des Ersteren, noch den zarten Neigungen der Letzteren ganz entsprechen wollte.

Zu bemerken ist noch, daß man sich im Publikum wunderte, wie der Kammerrath, ohne Anstellung und, so viel man wußte, ohne eigenes Vermögen neben dem nicht unbedeutenden ordentlichen Haushalt einen solchen Aufwand machen konnte. Es war darum die allgemeine Vermuthung, daß er von einem reichen Anverwandten Unterstützung genieße, oder doch eine Anwartschaft auf dessen Vermögen habe. Doch hatte sich hierüber keine sichere Nachricht verbreitet.

* *
*

„Lupus in fabula!“ rief der Kammerrath, als Wägerle in's Zimmer trat.

„Kann ich mir anders,“ sagte Wägerle mit der ernsthaftesten Miene, „ein richtiges Prognostikon stellen aus dem freudigen Gruße des Vaters und dem traurigen Antlitz der Tochter, so konnte von nichts anderem die Rede sein, denk' ich,

als von Heirathsanträgen, und der besagte Wolf dürfte sich der Hoffnung schmeicheln — —"

„Gerade umgekehrt," unterbrach ihn Klara; „der Vater hat vielmehr vorhin sich geäußert, daß Sie ein ebenso unzuverlässiger Ehemann sein würden, wie ein Vieles versprechender, nachlässiger Dichter."

„Das sind Injurien," rief Wägerle, „die ich zu rächen gedenke durch die That."

„Nun, wo ist denn das so oft versprochene Heldengedicht von den sieben Schwaben?" fragte der Kammerrath, „oder wann soll's endlich fertig werden?"

„Es ist schon fertig," betheuerte jener, „nur noch nicht zu Papier gebracht." Der Kammerrath schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Wenn Sie mir dieß nicht auf das Wort glauben, oder ein solches ‚in petto' gar für unwahrscheinlich finden," fuhr Wägerle fort, „so beweist dieß, daß Sie in dem Leben großer Künstler unerfahren sind. Dann wissen Sie nicht, daß z. B. Méhul mit seiner Oper Iphigenie in demselben Falle war, wie ich und hundert geniale Köpfe. Er trug sie ein Jahr lang im Kopfe herum, bis nach Paris, und als man das Bestellte von ihm verlangte, konnte er noch keine Note vorweisen, aber wohl in acht Tagen darnach das Werk."

„Also in acht Tagen," sagte der Kammerrath, „wird auch wohl Ihr Gedicht fertig sein?"

„Bester, wo denken Sie hin? Da müßten ja meine Finger kleine Teufelchen sein, und mein Kopf glühheiß wie die Hölle, um so etwas zu Stande zu bringen. Man denke, daß das Gedicht, nach echt epischer Anlage, auf vierundzwanzig Bücher berechnet sei . . . Ich werde aber mein Möglichstes thun, und wenigstens ein Buch abschließen, wo nicht das Buch selbst."

„Dann will ich Sie mit Freuden einmal als Dichter begrüßen," sagte der Vater.

„Bin ich's denn jetzt, nämlich in bona spe, weniger? Ich habe eine ungeheure Hochachtung vor meinem Dichtertalente, besonders wenn ich mich mit Andern vergleiche, die etwas

leisten; aber ich fürchte, wenn das opus einmal schwarz auf weiß vor mir daliegt, ich werde an mir und meinen Kräften verzweifeln. Darum zaudere ich so lange."

„Andern Dichtern aber, höre ich, wächst der Muth im Maße ihrer Versuche," sagte Klara.

„Glauben Sie das nicht, mein Fräulein. Die Haupttugend eines dichterischen Gemüthes, wie eines weiblichen, ist Unschuld und Bescheidenheit. Ein Dichter, der mit Bewußtsein arbeitet oder doch mit Bewußtsein auf das Geleistete zurückblickt, fühlt jederzeit das Unzulängliche, das Unvollkommene seines Werkes; und wenn er dann doch wieder Hand anlegt, so zwingt ihn eben diese Unzufriedenheit, sich und Andere durch ein neues, besseres zufrieden zu stellen. So treibt ihn der Hunger zur Schwelgerei, die Schwelgerei endlich zur Ermattung. Diät, mein Fräulein, Entbehrung im Genusse, Ruhe in der Bewegung, Mäßigung und Ordnung in Phantasien und Leidenschaften: das allein macht und erhält den Dichter ruhig, zufrieden, selig — reich aber keinen, auch den Geplagtesten nicht."

„Ich kenne doch Dichter," erwiederte Klara etwas schalkhaft, „die mit ihren Productionen sehr zufrieden und in ihrer Beschauung überaus selig sind."

„Die genialen nehme ich aus," sagte Wägerle, „denen schon die Arbeit zum Vergnügen wird — und die schlechten, die eine Arbeit um Lohn verrichten."

„Es muß doch noch eine dritte Klasse geben," wandte Klara ein, „wozu eben unsere beiden Hausfreunde gehören möchten."

„Diese machen allerdings eine Ausnahme," sagte Wägerle.

„Wie so?" fragte hastig der Kammerrath.

„Weil sie eben keine Dichter sind — sondern hoffnungsvolle Candidaten der Poesie, welche von einem höchst trefflichen Mäcenas ermuntert, erzogen werden."

Das letzte Wort besänftigte wieder den Kammerrath, der schon durch ein leicht anfliegendes Runzeln der Stirn sein Mißfallen zu äußern begonnen hatte.

„Kann ich denn," fuhr Wägerle fort, „meinen beiden Busenfreunden etwas Besseres nachsagen, als eben das Ueble? Haben sie nicht Fleiß genug, wenn auch weniger Geschick, um etwas zu leisten? Sind die Clienten nicht zufrieden, da es der Patron ist? Und dieser, was kann er Verdienstlicheres thun, als zwei junge Dichter auffüttern und ihnen, gleich Staarmatzen, die Zunge lösen? Sie gehören wenigstens nicht, wenn ich recht vermuthe, zu jenem Rabenvieh, das, nachdem es sich gesättigt und heiser geschrieen, von der poetischen Nahrung des Hauses zurückfliegt, zum Galgenfutter gemeiner Prosa, wie es schon so mancher Undankbare gethan hat. Von den Beiden aber hoffe ich das Beste, nämlich alles Mögliche. Der eine, der Auscultant, behorcht und belauscht die Natur mit so fein gespitztem Ohre, daß er sogar da noch Antworten vernimmt, wo keine Fragen gestellt werden. Und der Referendarius referirt von den Menschen mit einer Treue und einem Scharfsinne, die wir selbst an Welthistorikern, und leider an ihnen am meisten, vermissen. Das kommt aber eben von der Magie ihres dichterischen Geistes, indem j e n e r Thiere zu Menschen, d i e s e r Menschen zu Thieren umschafft, und beide somit Wunderbares und Seltsames genug sagen und thun lassen. Wer diesen exaltirten Standpunkt nicht kennt und anerkennt, der weiß ihre Werke und ihre Verdienste nicht zu würdigen. Was würde es auch frommen, wenn sich jener z. B. eine Menagerie hielte und Studien mit den unvernünftigen Creaturen anstellte? oder wenn dieser seine vier Wände zu einer camera obscura umwandelte und die große Welt beschaute im Kleinen? Sie bedürfen das nicht. Sie sehen das All a priori und behandeln es desto fühlbarer a posteriori. So macht denn jener das Spiel zum Ernst, dieser den Ernst zum Spiele, und beide verbinden als echte Dichter das Nützliche mit dem Angenehmen."

Obgleich der Schalk dieß Alles mit ernsthafter Miene vorgebracht hatte, so hatte er doch die Ironie zu wenig verdecken können, als daß der Vater, trotz der Vorliebe für seine Schützlinge, nicht hätte endlich Verdacht schöpfen müssen, wenn Wä-

gerle noch länger fortgeredet und, wie es Leuten seiner Art begegnet, sich in das Gespinnst fein angelegter Lügen noch mehr verwickelt hätte. Es war darum hohe Zeit, daß sein redseliges Bekenntniß durch die Ankunft des Secretärs unterbrochen wurde, dem bald auch die beiden andern Hausfreunde folgten.

* * *

Beim Eintritte des Erstern gerieth Klara in eine sichtbare Verlegenheit, und wir wollen es unsern Lesern, die es ja ohnehin wohl schon errathen mochten, nicht weiter verhehlen, daß ein liebevolles, obgleich noch unentdecktes Verhältniß zwischen Beiden obwaltete, und daß deßhalb die Erscheinung des Freundes und die dadurch erregte Erinnerung an das Gespräch mit dem Vater das sonst so heitere und besonnene Mädchen auf einige Zeit in Verwirrung setzte. Hierzu trug noch mehr der Gedanke bei, daß ihr Freund dem Wunsche ihres Vaters bisher noch nicht entgegen gekommen, und der Entschluß, ihn dazu auf eine freundliche, aber nicht zudringliche Art zu bestimmen. Denn sie kannte die Gesinnung des Vaters hierin wohl; obschon ein leidenschaftlicher Liebhaber poetischer Originalien, machte er doch an seine jungen Freunde nie eine ernste und bedingte Zumuthung, sondern er wollte, mit lobenswerthem Zartsinne, daß sie durch allgemeine Unterhaltungen und durch die poetische Umgebung selbst in Wort und That dazu veranlaßt und von selbst bestimmt würden. Anderseits wußte Klara, daß die Nichtachtung und Vernachlässigung dieses zwar seltsamen, doch billigen Wunsches den Vater sehr kränke; denn der Mensch verzeiht andern, ihm werthen Personen eher noch, daß man seine Berufstüchtigkeit, als daß man seine Liebhabereien übersehe und mißkenne. Der Vater hatte sich auch schon mehrmals in vertraulichen Unterhaltungen über dieses fremdthuende, zurückhaltende Wesen erklärt, und es war nicht zu verkennen, daß er auch deßhalb gegen den jungen Mann, den er sonst wegen seiner mannigfaltigen und gründlichen Kenntnisse und

wegen seines vortrefflichen Charakters sehr hoch schätzte, nicht jenes leutselige und zuvorkommende Betragen zeigte, wie gegen die beiden Dichter und selbst gegen Wägerle, dessen leichtsinniger Laune, die ihn oftmals ergötzte, er in diesem Punkte gern nachsah. Es war darum hohe Zeit, den geliebten Freund zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, und ihn dadurch in der Gunst des Vaters zu befestigen.

Nachdem sie also, was ihr zur Verbergung ihrer Verlegenheit wohl zu statten kam, in der Küche und im Zimmer das Erforderliche und zum Abendimbiß vorbereitet hatte, und nun Alle, während einer noch einsilbigen Unterhaltung über verschiedenartige Gegenstände, bei Tische saßen, so lenkte sie das Gespräch gewandt auf das Thema, auf welches sie den Freund gezogen wissen wollte.

„Wie kommt es doch," fragte sie, indem sie sich an den Secretär wandte, „daß manches kleine Lied und Gedicht, welches doch sonst nicht von einem sonderlich tiefen und neuen, erhebenden oder erheiternden Inhalt ist, doch einen so lieblichen und wundersamen Eindruck auf mich macht? Um es nur gleich an einem Beispiele zu zeigen, so erscheint mir Bürgers Lenore, wenn ich den Gedanken des Gedichtes überhaupt denke, wie eine gespensterartige Erscheinung, vor der ich Grauen empfinde, und doch, ich muß es nur gestehen, ist mir diese Ballade so lieb geworden, daß ich sie, was nur bei wenigen der Fall ist, obgleich ich sie nur ein paarmal gelesen, Wort für Wort auswendig weiß und oft, wenigstens strophenweise, mir selbst vorsage. So geht es mir auch mit andern Gedichten, die, ohne eben das Gemüth und die Phantasie freundlich und lieblich anzusprechen, dennoch durch eine gewisse sinnliche Kraft und Anmuth dem Gehör und dem Organ sich fügen und anschmeicheln."

„Die Wirksamkeit der Gedichte letzterer Art," erwiederte der Secretär, „beruht lediglich in der Schönheit der Darstellung und darin, daß der äußere Rhythmus in Reim und Vers mit dem innern, mit der Empfindung, harmonisch zusammen=

fällt. Das Wohlgefallen an einer solchen Form, obgleich diese zunächst nur eine äußere ist, erweckt zugleich ein Wohlgefallen des Geistes selbst, indem dadurch tiefer in ihm liegende Gedanken und Gefühle wie bei sonst bedeutungslosem Zusammenklange mehrerer Töne, ja bei dem bloßen Tone eines Waldhornes, in ihm auf eine wundersame Art erregt werden. So denken, fühlen wir denn bei der Lesung eines solchen Gedichts manches, was nicht in ihm, sondern in uns liegt; es mag inhaltsarm sein, es wird doch eindrucksvoll; desto mehr Wirkung muß aber eine solche künstlerische Darstellung dann haben, wenn durch sie zugleich eine großartige Idee sich offenbart. In Bürgers Lenore aber, sowie in Göthe's Braut von Korinth, verbreitet der musikalische Rhythmus über das Finstere, Greuliche einen mildernden Ton, so daß diese Gedichte selbst sanften und weichen Gemüthern einen bezaubernden Anblick aus ihrer helldunkeln Ferne darbieten, der sie ergötzt."

„Wenn nun die Darstellung," sagte Klara, „wie ich nun wohl einsehe, solche Wunder wirkt, so muß ich diejenigen Dichter glücklich preisen, welche die Sprache so sehr in ihrer Gewalt haben, daß sie damit auch dem an sich Unbedeutenden einen hohen Reiz, dem sonst Unverständlichen reine Klarheit, und selbst dem Furchtbaren eine gewisse Anmuth verleihen können. Hieraus kann ich mir auch die Erscheinung erklären, wie so manches geistreiche Wort, das z. B. in dieser Gesellschaft gesprochen worden, insofern spurlos an mir vorübergeht, als ich es mir in spätern Tagen nicht mehr vergegenwärtigen kann, während ich doch so manchen gereimten Spruch oder eine sonst bedeutsame Strophe Wochen und Jahre lang mit mir herumtrage. Ich denke darum, es sei sehr zweckdienlich, ja pflichtgemäß, daß derjenige, welcher Muße und Geschick genug hat, dergleichen eigene Gedanken und Gefühle, die sich als neu und bedeutsam ankünden, jederzeit sogleich aufzeichne und zwar in der angemessenen, rhythmischen Form, um so, was bloß im Werden begriffen war, sogleich als vollendetes Geisteswerk hinzustellen, und für eigene und fremde erfreuliche Beschauung aufzubewahren."

„Das ist allerdings ein sehr rühmlicher Vorsatz," sagte der Secretär. „Wer ihn nur recht halten wollte und tüchtig in's Werk setzen könnte! Aber das ist nicht so leicht, als man sich's gewöhnlich einbildet und es versucht. Die erste Idee zu einem Gedicht ist eine Gabe von Oben, ein göttlicher Einfall, ein Keim, den uns des Himmels Odem zuweht. Dieser will nun aber gepflegt und gehegt, und mit vieler Mühe und Sorgfalt großgezogen werden, bis er als ein vollendetes Natur- und Kunstproduct dasteht. Gedichte wie die oben erwähnten wachsen nicht, wie Pilze, über Nacht; sie erfordern viel Zeit und Geduld, aber dann lobt freilich das Werk den Meister."

„Die Darstellung selbst, das Versificiren und Reimen hat mir nie viel Kopfbrechens gemacht," sagte der Auscultant; „wohl aber, eine neue Idee zu finden, besonders auf meinem Felde, das seit Aesop bis auf Pfeffel so sehr bebaut und gleichsam abgemäht ist. Ich kann, will ich doch original sein, beinahe nur Aehren lesen."

„Du bist bei weitem noch nicht in solcher Klemme, wie ich," sagte der Referendarius; „bedenke nur, wie viele Epigramme seit tausend Jahren verfertigt worden und noch jetzt in tausend Tagblättern und Zeitschriften veröffentlicht werden! Da muß man billig erstaunen, wenn doch noch ein neues originelles Epigramm geräth. Es ist, wie der Secretär sich ausdrückt, eine wahre Gabe von Oben."

„In Deinem Fache," fiel der Auscultant ein, „kann man eben darum nicht so leicht Plagiate entdecken, wenn welche mit unterlaufen; die Fabeln weiß aber jedes Kind auswendig."

„Was, Plagiate?" rief der Referendarius zornig. „Dann ist das Gethier, welches in Deinen Fabeln vorkommt, auch Plagiat."

„Ich bin gewohnt," sagte der Kammerrath, um die Erhitzten zu beschwichtigen, „nur Originalien aufzunehmen; und ich kenne mich in beiden Fächern zu gut aus, als daß ich nicht alles das, was meine beiden jungen Freunde gefällig dargebracht, als solche erkennen sollte."

„Wenn ihr um Materien verlegen seid," sagte Wägerle,

„so wendet euch nur an mich; ich will euch sattsam bedienen."

„Wir nehmen Dich sogleich beim Wort," sagte der Auscultant. „Aber, wohlgemerkt, ein Original-Thema."

„Recht," sagte Wägerle, „und zugleich genial. Soll's, sag' mir, Bester, eine Fabel oder lieber ein Epigramm werden, oder beides zugleich?"

„Du spielst nun einmal Alles in's Possenhafte," tadelte der Secretär. „Gute Fabeln, wie Lessing'sche, und wackere Epigramme, wie jene Xenien, retten das Ernste und Rühmliche der Gattung selbst."

„Und Du sollst mir meinen Ernst nicht verderben," sagte Wägerle „und mir meinen Ruhm nicht verkümmern. Lerne Du immerhin von uns, wie man Gedichte machen soll. Das Erste und Hauptsächlichste ist, daß man für eine richtige und bestimmte Aufschrift des Gedichtes sorge, sowie, wenn man ein ganzes Buch schreiben will, für den Titel des Werkes. Von meinem Xenion heißt sie: ‚Das Mädchen und der Pantoffel.'"

Klara schüttelte den Kopf und sah ihn mißbilligend an; da sie aber den Vater, der an solchen Späßen Gefallen hatte, lachen sah, so wollte sie lieber das Ungebührliche nicht rügen und schwieg daher.

„Schönes Kind," entschuldigte Wägerle, „Sie dürfen mir nicht zürnen. In der Poesie herrscht in Ansehung des Stoffes der reinste Indifferentismus und nur die Form entscheidet.... Aber, Liebwertheste," redete er die Beiden an und zog sie bei Seite — „nun macht mir etwas aus dieser köstlichen Idee, wenn ihr anders könnt."

Die Dichterlinge, auf ihr gegenseitiges Verdienst eifersüchtig, zogen die Notizbücher heraus und sannen nach und versuchten. Während sie nun stille damit beschäftigt waren und von Wägerle, wenn sie fertig zu sein glaubten, arg bekrittelt und bis in's Minutiöseste zum Verbessern angetrieben wurden, ward das Gespräch unter den Andern desto ruhiger und besonnener fortgeführt.

Der Secretär nahm wieder das Wort: „Die unläugbaren

Schwierigkeiten, welche eine bis auf's Kleinste getreue und fleißige Darstellung hat, fallen freilich bei demjenigen, der seines Stoffes Meister ist, zum Theil hinweg, und die übrigen werden von ihm, in der Begeisterung, die ihm der herrliche Gegenstand gewährt, mit Lust und Beharrlichkeit überwunden. Jenes wie dieses findet aber bei dem bloßen Kunstliebhaber nicht statt; er hat zu wenig Uebung, um frei zu schaffen, und zu wenig Anregung, um treu zu arbeiten. Man sieht darum auch dem gelungensten Werke des Dilettanten immer noch einigen Zwang ab, den er sich angethan, und hie und da Blößen, die er entweder nicht verdecken wollte oder auch nicht konnte, während im Werke des genialen Meisters, z. B. Göthe's, selbst die Nachlässigkeiten einigen Anstrich von Kunst und selbst die Nothbehelfe eine Art Natur verrathen."

„Wenn Sie, wie es scheint, den Dilettantismus in der Kunst ganz unziemend, ja verwerflich finden," sagte der Kammerrath, „so wären wir wohl sehr arm an Kunstwerken und an Künstlern. Man sei doch gerecht und billig und nehme und deute jede Gabe der Kunst nach dem Vermögen und Willen des Gebers."

„Ich verwerfe den Dilettantismus nicht, noch viel weniger tadle ich die Dilettanten," erwiederte jener, „wenn die Liebhaberei nur nicht um den Ruhm der Meisterschaft buhlt und der Liebhaber weder sich selbst unnöthigerweise und um nichtiger Zwecke willen abplagt, noch anderen Liebhabern sich aufdringen und die Meister verdrängen will. Es gebrauche jeglicher das Vermögen, das ihm die gütige Natur verliehen, aber zunächst um sich selbst nach Möglichkeit auszubilden, sodann erst, wenn man sich tüchtig herangebildet, zum Besten und Vergnügen Anderer. Ich glaube aber, daß des Herrlichen, das bereits in der Poesie vorhanden ist, obgleich immer noch wenig, doch genug sei, um dem Liebhaber der Dichtkunst Erheiterung und Bildung zu gewähren, ohne daß er nöthig hat, sich aus sich herauszuarbeiten und sich an sich gefallen zu wollen."

„Sie nehmen diesen Punkt offenbar zu streng," sagte Klara; „wenn man auch nicht das Beste zu leisten vermag, so versuche

man wenigstens Gutes zu geben; des Gebers Absicht macht ja schon eine Gabe werth und theuer. Und damit ich es Ihnen nur gleich unverhohlen gestehe, was Sie jedoch der weiblichen Neugierde zu gute halten mögen: ich wünschte gar zu gern einmal ein poetisches Blatt von Ihrer Hand zu sehen. Es müßte aber der Inhalt etwas Allgemeines, die Form dagegen beliebig sein."

„Es thut mir leid, Fräulein," erwiederte der Secretär, „daß sich unter allen meinen Papieren auch nicht ein einziges Blättchen dieser Art findet, womit ich Ihnen dienen könnte. Ich habe wohl auch, als ich noch auf Schulen war, Gedichte gemacht, und ich danke es noch meinen wackern Lehrern, die mich zu dergleichen Versuchen ermuntert, ja aufgefordert haben; ich lernte dadurch wenigstens einigermaßen den organischen und mechanischen Bau des Gedichtes und der Versification kennen, was mir die Lektüre und die Beurtheilung der klassischen Dichter um desto leichter und sicherer machte. Aber es waren eben nur gemachte Gedichte, ohne Wahrheit des Lebens, ohne Tiefe des Geistes, wie denn meistens jugendliche Versuche sind."

„O theilen Sie mir dieselben mit!" rief Klara; „seien sie wie sie wollen, sie werden mir lieb sein."

„Ich habe sie alle schon längst verbrannt," sagte jener. „Wozu soll man denn auch die Spuren und Beweise jugendlicher leidenschaftlicher Thorheit und gemeinen Handwerksfleißes aufzubewahren?"

„Das war nicht recht gethan," klagte Klara. „Indeß, Sie haben sich einmal im Dichten versucht und so wird es Ihnen jetzt um so leichter sein, etwas darin zu leisten, da Sie in der poetischen Bildung so weit vorgeschritten und das Schönste geprüft und genossen haben."

„Eben darum, weil ich bereits das Schönste, Beste in der Poesie beinahe aller Völker und Zeiten geprüft und genossen habe, ist mir schon der Gedanke zu hoffärtig, daß ich etwas Treffliches, Gediegenes leisten wolle, und darum der Versuch unmöglich, als ob ich etwas dergleichen leisten könne. Tadeln Sie mich über diese Strenge, wie Sie wollen; nennen Sie es

meinethalben Eigensinn, aber ich kenne einmal zu klar einerseits die Ferne und Höhe des Zieles, das dem Dichter vorgesteckt ist, anderseits die Ohnmacht, die Unzulänglichkeit meiner Kraft, um dahin zu gelangen. Auf halbem Wege möchte ich aber als ausübender Künstler nicht stehen bleiben, geschweige denn einen bloßen Versuch machen, den Fuß keck ansetzen, um ihn sogleich wieder beschämt zurückzuziehen. Ich lasse mich lieber von Andern zu dem schönen Ziele tragen, und der Dank, den ich dem fremden Verdienste zolle, kostet meinem Herzen nicht so viel Ueberwindung, als die Scham, die ich über eigenes verunglücktes Streben empfinden müßte."

* * *

Der Kammerrath rückte heftig den Stuhl, stand vom Sitze auf und ging hastig der Thüre zu. Solche rasche Bewegungen war man jedoch an ihm schon gewohnt und darum fiel es den Anwesenden nicht besonders auf, außer der Tochter, welche freilich gar wohl die unmittelbare Ursache dieses Benehmens sich erklären konnte. „Das gibt Unglück!" sagte sie halb leise, aber doch dem nahe Sitzenden vernehmbar.

„Unglück?" fragte dieser erstaunt; „das verhüte der Himmel!"

„Oder doch Verdruß!" versetzte sie milder.

„Und wenn ich Schuld daran sein sollte, sagen Sie's, liebe Klara, wie kann ich das Unheil abwenden?"

Klara hätte vielleicht jetzt, in der Angst ihres Herzens, dem Freunde Aufschluß gegeben und das Geheimniß aufgedeckt, wenn nicht plötzlich der sonderbarste Zufall eingetreten wäre, der die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog und die Gesellschaft in große Verwirrung und Verlegenheit brachte. Wie nämlich der Kammerrath die Thüre öffnete, trat ihm eine unsern Freunden ganz fremde, seltsame Gestalt entgegen und herein. Um unsere zarten Leserinnen nicht zu erschrecken, so können wir ihnen zum Voraus versichern, daß es kein Gespenst war, obwohl der alte Mann so eingeschrumpft an Höhe und Dicke und so alterthümlich gekleidet war, daß man ihn wohl

als einen längst verstorbenen, nun wieder erstandenen Urgroßohm des Hausvaters, wo nicht gar für einen Kobold hätte halten können. Der Fremde winkte der Tochter ab, die, so erschrocken sie über seine Erscheinung war, sich ihm nähern wollte; er trat mit grinsender Miene an den Tisch, musterte ihn und jeden der Freunde mit durchbringendem Blicke und ging dann ohne Umstände, wie er gekommen war, als wäre er der Herr des Hauses, in das anstoßende Cabinet, wohin ihm der Kammerrath ehrfurchtsvoll folgte. „Das gibt Unglück!" sagte Klara laut und seufzte. „Das verhüte der Himmel!" wiederholte der beängstigte Freund und drang nun in sie um Erklärung. Diese aber legte bedeutsam den Finger an den Mund und schien aufzuhorchen, welchen Fort- und Ausgang die Unterredung der Beiden nehmen würde. Der Alte, das hörte man, zankte heftig; der Kammerrath war einsilbig, doch bestimmt im Tone. Es dauerte nicht lange, so eilte der Alte wieder heraus. Klara wollte auf ihn zu. „Kein Wort!" rief er, „wenn Du nicht willst, daß ich Dich mit Deinem Vater verderbe." Er ging fort, ohne die Gesellschaft eines Grußes zu würdigen; und bald hörte man den Wagen unten abfahren, dessen Ankunft die Gesellschaft bei ihrer erregten Theilnahme an der Unterhaltung nicht gewahr geworden war.

Die Gesellschaft war über das seltsame Abenteuer ebenso erstaunt, als darüber mißstimmt. Der Kammerrath jedoch brachte sie durch die Fassung, die er dabei zeigte, und durch die Versicherung, „es habe nichts auf sich und es werde sich schon machen, wie es sich schon oft gemacht habe", bald wieder zurecht und zu Worte. Da dieses doch nicht sogleich recht gehen wollte, so schlug er der Gesellschaft vor, daß aus einem Dichter Eines und das Andere vorgelesen werde, um so an eine bestimmte Lektüre die gelegentliche Unterhaltung anzuknüpfen. Er brachte Schillers Gedichte. Nun war man aber nicht sogleich einig über die Wahl der Stücke. Klara, die man vor Allen hierzu aufforderte, verzichtete dießmal auf das Recht der Stimme. „Diejenigen wenigen Gedichte," sagte sie, „welche als mir

am meisten klar und geziemend bezeichnet worden sind, möchten den Freunden zu bekannt, und vielleicht auch ihrer Gefühls- und Denkweise fremd erscheinen. Und im Allgemeinen und Ganzen, das muß ich gestehen, sind mir gerade die Schiller'schen Gedichte am wenigsten verständlich geworden, weil mir in dieser Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Formen und Materien die Einheit des Gemüthes und der Phantasie verborgen geblieben ist. Deßhalb möchte ich nicht auf gut Glück und gleichsam blindlings meine Wahl aussprechen."

„Jünglingen und Mädchen, denen Unschuld und Friede des Herzens lieb ist, möchte ich überhaupt die Lektüre der Schiller'schen Gedichte gar nicht anrathen," sagte der Auscultant. „Denn so sehr ich sie auch verehre, und zwar gerade um des Umstands willen, weßhalb sie von strengen Poetikern getadelt werden, weil sie nämlich so sehr belehrend sind: so halte ich sie doch für gefährlich und warne vor ihnen, weil darin die ärgste Sophistik des Verstandes und des Herzens obwaltet und ein gewaltiger Zwiespalt in Gesinnungen und Empfindungen erscheint, so daß man, gleich dem Dichter, mit sich selbst und mit Gott zerfällt und, zwischen Wissen und Glauben unsicher schwebend, dem Zweifel und dem Unglauben zur Beute wird."

„Deine Abneigung gegen Schiller," erwiederte der Referendarius, „läßt sich schwer erklären, zumal er ja Dir das Feld der Fabel freigelassen und dafür das des Epigramms betreten hat. Damit Du mir aber den Vorwurf nicht zurückgeben kannst, so will ich Dir nur sogleich gestehen, warum mir seine Gedichtsammlung vor allen ähnlichen so ausnehmend gefällt: es ist die Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit seiner Formen, wodurch er eine Art Universalität des Geschmackes bekundet hat, so daß ich behaupten möchte, er habe es darauf angelegt, alle Dichter und Leser, sie seien von einer Farbe, von welcher sie wollen, um seine Fahne zu versammeln. Man muß vom Inhalt absehen, am meisten in seinen belehrenden Gedichten, und lediglich sich an die Form halten, und sich und seinen Geschmack darnach vielseitig bilden. Also betrachtet muß selbst das

Mindere schätzenswerth und überhaupt jedes Product erfreulich erscheinen: denn es gehört zum Ganzen, das als ein Prototypon einer praktischen Kunstschule anzusehen und zu beurtheilen ist. Kurz, es geht nichts über Schiller; er ist einzig, göttlich.

* *
*

Klara schien mit dieser Erklärung zufrieden zu sein; und der Kammerrath, der anfangs dem Gespräche stillschweigend und zerstreut zugehört hatte, ermunterte nun den Secretär, einige Gedichte vorzulesen, die ihm als besonders geeignet schienen, den Charakter des Dichters, seine Denk- und Gefühlsweise in verschiedenen Lagen und Zeiten des Lebens zu bezeichnen. Der Freund folgte der Einladung. Er bezeichnete zuerst die verschiedenen Epochen, die der Dichter, in künstlerischer und in sittlich-religiöser Beziehung durchlebt hat; er las sodann einige Gedichte vor, die diese seine jedesmaligen Zustände klar andeuteten, und gleichsam als Aufschriften seiner Lebens- und Leidensstationen gelten mochten; er zeigte endlich den innern Zusammenhang des ganzen mannigfaltig bewegten, vielfach irrenden, rastlos strebenden Lebens dieses Dichters, und wie ihm nur nach solchen Nächten und Stürmen endlich diese schöne, ruhige Verklärung werden konnte, in der wir ihn, den Unsterblichen, so gern in unserem freudigen Andenken erhalten. Zuletzt las er noch ein paar Romanzen vor, die er dem Inhalt und der Form nach als das Gediegenste und Schönste erklären zu können glaubte, was der treffliche Dichter aus dem reichen Schatze seines Geistes uns mitgetheilt hat.

Klara gestand, als der Freund geendigt hatte, daß ihr, wie man wohl treffend zu sagen pflege, ein ganz neues Licht aufgegangen sei über den ihr schon vorher so werthen Dichter, den sie nun um so mehr verehren müsse, da sein Werth, was nur bei wahrhaft großen Menschen der Fall sei, bei genauerer Bekanntschaft in ihren Augen gestiegen sei, und gerade das Dunkle und Zweideutige ihr als das erscheine, was dessen

Charakter am meisten Licht und Kraft verleihe. „Ich werde mich indessen," schloß sie, „auch fortan bloß an das halten, worin er sein freundliches, friedliches Gemüth am klarsten und reinsten kundgethan, wobei mir jedoch immerhin der Rückblick auf sein Irren und Leiden erlaubt sein mag, wiefern mir hierdurch das unverdiente und unverkümmerte Glück eines zur Ruhe gelangten Gemüthes, das der Edle nach so schweren Mühen errungen, desto schätzbarer erscheinen und mich um so demüthiger und dankbarer machen muß."

Es war unter diesen Unterhaltungen spät geworden, und die Freunde machten Anstalt zum Aufbruch. Der Kammerrath entschuldigte sich für die folgenden Tage, indem Geschäfte seine Zeit in Anspruch nähmen und vielleicht sogar seine Abwesenheit erforderten. Am Vorabende von Klara's Geburtstag aber, sagte er, hoffe er, sie auf jeden Fall zu sehen und zu bewirthen. Die Freunde dankten für die Einladung und versprachen, zu kommen.

* *
*

Das Thor war verschlossen; das ganze Haus schien wie ausgestorben; nur in dem Cabinete des Kammerraths brannte ein Licht.

„Curios!" sagte Wägerle zu den beiden Freunden, dem Auscultanten und Referendarius, mit denen er gekommen war. „Ist denn das Haus ausgestorben, oder gar verhext? Hat irgend ein Kobold es in Besitz genommen, der lumpige Gelder sammelt statt kostbarer Gedichte, und keine Seelen, geschweige edle, zur Tafel und Gesellschaft läßt? Verdammt! ich habe drei Tage Hunger gelitten, um an diesem Abende einmal satt zu kriegen, und nun soll ich mit leeren Einbildungen abziehen und auf Reelles Verzicht thun? Das kann nicht sein, kann nicht sein, kann nicht sein!" Er riß gewaltig an der Glocke. Kein Laut, kein Tritt wurde vernommen. „Aber ist's denn wirklich das Haus, das wir suchen, Geliebte? Nicht anders; es müßten denn unsere Augen umnebelt sein vor lauter

Nüchternheit. Teufel! ich muß in die Hexenbastei kommen, und sehen, wie's drinnen steht, es mag gehen, wie's will. Ich kenne Schliche.“ Er machte sich davon, umging das Haus und stieg über die Hintermauer. Das Thor des Hofes war, wie er vermuthet hatte, bloß zugelehnt; er trat leise in's Haus, öffnete sachte das Vorderthor und ließ die beiden Freunde ein. Sie stiegen vorsichtig die Treppe hinan. Durch eine Ritze bemerkten sie im Bedientenzimmer Licht. Sie stürzten hinein.

„Jesus! Maria!“ schrie ein alter Bedienter, der drin saß, und eben Kaffeebohnen zählte und häufelte.

„Keinen Laut mehr!“ polterte Wägerle, „oder Du bist des Todes. Und jetzt beichte Kerl, aufrichtig und demüthig; dann sollst du Absolution empfangen, und eine heilsame, womöglich gnädige Buße. Was ist aus diesem Hause geworden? und wie, und warum, und wozu?“

Der Alte erholte sich durch diese Anrede, die ihm den Verdacht von Mördern und Dieben benahm, von seinem ersten Schrecken, und erzählte das Wenige, was er wußte: Sein Herr, der dermalige Besitzer des Hauses, sei heute erst, vor ein paar Stunden, hier eingezogen; er habe sein Landhaus, das sechs Stunden von der Stadt liege, plötzlich mit Säcken und Päcken verlassen, nur von ihm, dem Bedienten, begleitet. Wie er hier angekommen, habe er mit dem Kammerrath einen heftigen Wortwechsel gehabt, und die Folge sei gewesen, daß dieser mit seiner Tochter noch zur Stunde hätte das Haus verlassen müssen. Daß sie darauf gar nicht vorbereitet gewesen, schließe er daraus, weil alle Zurüstungen zu einem köstlichen Abendschmause gemacht worden wären; er habe eine ganze Stunde lang abzuräumen gehabt. Wohin die Ausgestoßenen übrigens gefahren, wisse er nicht, wahrscheinlich jedoch auf des Alten Landhaus, da sie mit dessen Pferden abgereist seien. Die Tochter habe sehr geweint, der Kammerrath sei aber gefaßt geblieben, und habe nur einige kostbare Bücher mitgenommen. Mehr wisse er nicht.

„Was ist nun zu thun?“ fragte der Auscultant.

„Vorerst wollen wir das Geschäft abthun, wozu wir hergekommen," sagte Wägerle. „Wir schmausen. Beim Glase Wein überlegen wir das Weitere und Alles." Nun forderte er dem Bedienten die Schlüssel zu Küche und Keller ab, und bedeutete ihm, daß er ruhig und still nach ihrem Gefallen thun müsse. Seinem Herrn soll kein Leid geschehen. Auf die Bemerkung des Bedienten, daß der Alte oft krankhafte Zufälle habe und daher vor Schrecken geschont werden müsse, erwiederte Wägerle trocken: „Schrecken solle er keinen haben, sondern nur einigen Verdruß. Geh' voraus und melde uns. Die Dichter seien da, um den Schmaus in Empfang zu nehmen, wozu sie eingeladen worden." Der Bediente ging in's Kabinet; die Freunde standen im großen Zimmer. Kaum hatte jener die Meldung ausgesprochen, als der Alte zu fluchen und zu schimpfen anfing: sie sollten sich sogleich fortscheren, die Taugenichtse, Schmarotzer, Tellerlecker, Lumpendichter."

Da nun aber der Bediente ihm mit Bedauern sagte, sie wären bereits, weiß Gott wie, in's Haus geschlichen, und hätten schon von Küche und Keller Besitz genommen: da war's aus.

„Ruf' die Polizei! Das Fenster auf! Ich schreie Feuer! Mordio!"

Um Spektakel zu verhüten, mußte der Alte sogleich zur Ruhe gebracht werden. Sie traten in's Cabinet.

„Halt's Maul, alter Sünder, oder wir stopfen Dir's!" drohte Wägerle. „Noth und Gefahr, Hunger und Durst kennen kein Gesetz, und man hat Beispiele, daß sie selbst ungemein edle Seelen zu Raub- und Mordgelüsten verführt haben. Drum mach' uns nicht böse, sondern sei fein stät, Alterle, und laß uns machen."

Der Alte mußte sich, trotz allem Ingrimme, um so mehr drein geben, da er, wie jetzt erst die Freunde bemerkten, in einer Art von Zwangssessel saß von der seltsamsten Zurichtung. Er war ganz von Eisen; statt auf Füßen, ruhte der Sitz auf einer Truhe; die Lehne konnte für den Schlafenden etwas zurückgelegt werden; die gepolsterten Arme waren mit einer Querstange vereinigt,

woran ein Schloß hing; das Ganze war so eingerichtet, daß Besitzer und Besitz innigst mit einander verwachsen zu sein schienen. Die Neugierde der Freunde wurde späterhin durch die Erklärung des Bedienten befriedigt, der ihnen verrieth, es sei im untersten Fache das Kostbarste verwahrt, was sein Herr an Staatspapieren und edlem Gestein besitze; er trenne sich bei Tag und bei Nacht, zu Hause und auf Reisen nicht davon; und man könne den Schatz nicht stehlen, ohne ihn selbst damit, und wenn man ihn auch ermorde, so habe man nichts ohne den Schlüssel, der, weiß Gott, wo verborgen sei.

Diese Entdeckung war komisch genug, um den jungen Leuten noch mehr Müthlein zu machen. Während der Auscultant nun Wache hielt bei dem Alten, gingen die beiden Andern, den Bedienten in der Mitte, in Küche und Keller, und trugen auf, was da bereits sattsam vorbereitet und schön geordnet war. Man trug ein Tischchen und die nöthigen Stühle in's Cabinet, pflanzte sich dem Alten gegenüber auf und fing an zu schmausen. Nachdem der erste Hunger und Durst gestillt war, so nahm Wägerle das Wort und sagte: „Es geziemt sich wohl, meine Freunde, daß, während der Körper mit so auserlesenen Leckerbissen und so köstlichen Weinen erletzt wird, auch der Geist seines Theils mit Nektar und Ambrosia, mit Schönem und Gutem erfüllt und gestärkt werde. Irgend ein feiner Gesang, irgend ein Schelm- oder Burschenlied wäre nun freilich das Bezauberndste für Herz und Ohr; aber indem ich bedenke, daß an unserer Gesellschaft ein menschliches Wesen theilnimmt, dem die Poesie und die Musik so wohl klingt, wie Hunden und Katzen: so erfordert es Anstand und Menschlichkeit, daß wir uns dieses Vergnügen versagen, um dem theuren Mitbruder die Qual zu ersparen. Erlaubt aber ist immerhin der Versuch, ja sogar pflichtgemäß, daß sein verstocktes Herz für das Schöne, Gute bekehrt und für die edelste der Künste eingenommen werde. Ich gedenke dieß zu thun, und hoffe es zu erreichen, indem ich einer hochansehnlichen Versammlung von Staatsknickern und Hausknausern, und allen den ‚Ruechen‘, so die

Schule hegt und das Leben pflegt, im Geiste eine Vorlesung halte über den Nutzen der Poesie."

Wir wollen unsere verständigen Leser nicht ermüden mit den tollen Gedanken, womit Wägerle seine improvisirte Apostrophe von vornherein angelegt oder vielmehr verwirrt hat. Gleich einem feurigen Rosse von kolleriger Natur, das anfangs in kecken Lançaden hin- und herspringt und, ohne vom Fleck zu kommen, sich und den Reiter vergeblich abmüht, bis es endlich von selbst in ruhigen Gang kommt und in sicherem Schritte einhertrabt: so machte auch unser Redner, der zeitenweise als Genie gelten mochte, anfangs seltsame Kreuz- und Quersprünge, die, ohne eben zur Sache zu führen, als bloße Gedankenblitze aufleuchteten und blendeten. Wir begnügen uns, nur den Schluß seiner Apologie oder vielmehr seiner Philippika gegen die Widersacher der Poesie herauszuheben, um wenigstens unsere Leser so lange hinzuhalten, bis die Stunde des Strafgerichtes schlägt, das von Rechtswegen über die Häupter unserer Nachtschwärmer hereinbricht.

„O Du grinsende Mumie," fuhr er in seiner fulminirenden Rede fort, indem er sich an den Lehnstuhl und seinen Insassen wandte, „o Du grinsende Mumie — ruf' ich mit dem Dichter einem solchen Staatsstockhausknecht zu — ein Edelstein, den Du nicht in's Staatsgebäude einmauern kannst, ist Dir weniger als ein Sandstein! Eine flammende Seele, wie meine, gilt Dir für nichts, weil sie sich nicht zu einem Unterscribenten, zu einem Zoll-Commissär, zu einem Referendarius oder Auscultanten einsetzen läßt! O Schande! Und diese echten Antiken hier, diese Aesope und Martiale, sie haben nur sofern Werth in Deinen Augen, als sie, wie von den Groß-Kairern die edlen Ruinen, zu Ställen und Pferdetränken Deines Phalaris'schen Ochsen benutzt werden können! — — Ich gedenke aber ruhiger fortzufahren, und will euch, hochansehnliche Finanzer und Plusmacher, gern zugestehen, daß Dichter zu Geschäften nichts taugen, wie ihr denn an mir selbst ein luculentes Beispiel habt. Kann es aber auch anders sein? Wer

gern aufwärts schaut und ein Sterngucker ist, stolpert leicht auf dem holperigen Boden der Geschäfts-Prosa. Dichter sind einfältig, wie die Tauben, aber nicht klug, wie die Schlangen. Sie halten weder Schritt noch Stand; eine Idee, die ihnen quer in den Gedanken- und Aktenlauf kommt, lockt sie unwiderstehlich an, und sie verfolgen sie aus Instinkt, und hören nicht auf den Ruf des Treibers, und handeln durchaus gegen die Subordination. — Ich sehe euch lächeln, Verehrteste, über die einfältige Beichte eines Dichters! ‚Mylord,‘ erwiederte Yorik, als der Herzog von Newcastle einst zu ihm sagte: die sogenannten Genies taugen nicht zu den Geschäften — „Herr Strafarbeitshaus-Director! sag ich, Genies sind nicht unter, sondern über den Geschäften. Ein edles Roß kann ebenso gut einen Sack tragen, als ein Esel, aber es verachtet einen so gemeinen Dienst.‘ — Hiermit sei den Geschäften und den Bureaux gar nichts Uebles nachgesagt, viel weniger den Geschäftsmännern, den Referendarien und Auscultanten. Aber erlaubt sei es mir, zu bemerken, Excellenzen! daß der Staat sich am besten bestellen würde, wenn er der Natur nachahmte. Diese schuf aber nicht bloß Truthühner und Gänse und dergleichen nutzbares Hausgeflügel mehr, sondern auch Nachtigallen und andere Waldvögelein in Menge, auf daß wir uns ergötzen an ihrem Gesange, und uns erfreuen an ihrer Freude. Und sodann, wer weiß, wozu sie doch nützlich sind? Wenigstens auch dazu, daß sie das schädliche Gewürm und Ungeziefer der gemeinen, knausernden Prosa vertilgen, das die ausgestreuten Keime des Edlen und Großen verzehrt. Ich werde weich, und darum bitte ich euch schließlich, ihr Säckelmeister und Zwingherren, verkümmert doch nicht den Dichtern ihr Schmetterlingsleben, sondern bedenkt, daß die ganze menschliche Geschäftigkeit im Grunde so auf gar nichts hinaus läuft, daß wir nicht einmal sagen können: dieser Mensch ist unnütz, jener aber nützlich.“

„Es leben die Dichter!“ rief Wägerle, als er geschlossen hatte.

„Hoch!“ schrieen die Andern, durch den genossenen Wein

mehr noch als durch die angehörte Rede begeistert. Die Gläser klangen; die Augen funkelten; die Geister wallten und wogten.

Da erhob sich der Referendarius, nahm zwei gefüllte Gläser vom Tische und bot eines dem Alten an. „Stoß an und laß die Dichter leben, alter Filz!“ Der ohnehin schon Ergrimmte schlug jenem das Gefäß aus der Hand, daß Glas und Wein ihm in's Gesicht flogen. Voll Wuth ergriff der Referendarius eine ihm zunächststehende volle Flasche und drohte schon, sie auf dessen Schädel entzwei zu schlagen — als eine nervige Faust seinen Arm festhielt. Es war die Polizeiwache. Während nämlich Wägerle seine Rede hielt und die beiden Andern dem Weine emsig zusprachen, entfernte sich auf den Wink des bedrängten Greises der alte Diener und rief die Hülfe der Polizei an, die ihm sogleich willfahrte.

„Meine Herren,“ sagte der Polizeibeamte, „Sie sind meine Arrestanten! Es thut mir leid, daß ich diese strenge Maßregel gegen mir sonst wohl bekannte und achtbare Männer verfügen muß; aber nach dem, was ich vorher schon gehört und jetzt selbst mit angesehen habe, halte ich es für nöthig, mich Ihrer Personen zu versichern. Folgen Sie mir!“

Der Auscultant wollte erklären, entschuldigen; der Referendarius schmälte und fluchte gegen den Alten, der, nun muthig gemacht, mit gellender Stimme es ihm doppelt und dreifach erwiederte.

Wägerle lachte und sagte endlich zum Auscultanten: „Fügt euch, Dichter, in die Laune des Schicksals; das Schicksal muß sich ja auch vice versa oft in die Laune der Dichter fügen. Gerechtigkeit aber muß sein, am meisten poetische, und wenn Poeten demgemäß so viele, selbst edle Menschen arretiren lassen, so mögen sie's nicht nur thun, sondern auch dulden, die Edlen.“ Damit zog er den sträubenden Referendarius fort.

* *
*

Unten vor dem Thore, das sogleich hinter ihnen verschlossen wurde, begegnete ihnen der Secretär. Einige dringende Geschäfte hatten ihn im Bureau noch zurückgehalten, so daß er

erst kurz vor der gewöhnlichen Stunde des Abendessens in die Gesellschaft des Kammerraths eilen konnte. Wie groß war sein Erstaunen, als er seine Freunde in einer solchen Begleitung fand!

„Laß Dich nur gleich mit arretiren, lieber Mitbruder!“ rief ihm Wägerle zu; „dann sollst Du von mir erfahren, wie's zugegangen.“

Der Secretär wollte an der Glocke des Hauses ziehen; der Polizeibeamte bedeutete ihm aber, die Familie, die er suche, sei nicht mehr darin. Er könne, wenn es ihm gefällig sei, vom Polizeidirector das Nähere über dieses plötzliche Verschwinden erfahren.

Unser Freund stand lange wie ein Träumender; er sah zu den Fenstern hinauf, sie waren dunkel; er horchte an der Thür, es war Alles stille darin und ausgestorben. „Also setzte es doch Unglück ab? Ein Unglück, ein großes, muß es sein; denn wie wäre denn sonst eine solche gänzliche und plötzliche Veränderung möglich? Klara! Wenn Du Recht gehabt hättest? Ich muß mir Gewißheit verschaffen noch heute, noch diese Stunde. Gütiger Himmel! wenn ich ihr nur eine kummer- und jammervolle Minute ersparen kann; ich muß wissen, wo sie ist, ich eile zu ihr und wäre sie schon über Berg und Thal; ich will ihr wenigstens Trost bringen, bis ich ihr Hülfe verschaffen kann.“

Unter diesen lebhaften Gedanken ging er raschen Schrittes nach dem Polizeibureau. Er ließ sich beim Director, dem er wohl bekannt war, anmelden.

„Aha,“ sagte dieser bei dessen Eintritt, „Sie wollen sich nach dem Kammerrath erkundigen und über sein plötzliches Verschwinden? Was ich Ihnen darüber mittheilen kann, ist kurz dieses: Der Kammerrath meldete vor noch nicht zwei Stunden in diesem Schreiben, daß er sein Haus an seinen Gläubiger, den Kammerherrn, vulgo Baron Filzheim, abgetreten habe und daß er die Stadt heute noch verlassen und nach Grünthal ziehen wolle, wo er forthin ansässig sein werde. Was es dabei für eine weitere, rechtliche Bewandtniß habe, und ob und wie fern der Kammerrath vor großer Schuldenlast dem Drange des Gläubigers der

Ehre wegen habe weichen müssen, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Am besten werden Sie's aus seinem eigenen Munde erfahren, wenn Sie doch Interesse genug haben, deß gewiß zu werden, und Zeit und Gelegenheit, ihn zu besuchen."

Der Secretär dankte dem Director für die gefällige Mittheilung, und wollte sich entfernen. Es trat aber eben jener Polizeibeamte, der seine Freunde verhaftet hatte, in's Bureau, um Rapport zu machen. Der Secretär äußerte den Wunsch, die Geschichte, falls sie einem Dritten anvertraut werden könnte, mit anzuhören, was ihm denn auch gestattet wurde, nachdem der Beamte versichert, es scheine das Ganze nur ein muthwilliges Possenspiel gewesen zu sein. Nun erzählte er den Hergang, wie er ihn aus dem Munde des einen Arrestanten, Namens Wägerle, „eines lustigen Vogels", vernommen hatte, so viel als möglich mit dessen eigenen Worten, was denn bei den Anwesenden vieles Lachen erregte.

„Geben Sie Ihnen sogleich die Freiheit," sagte der Director, „morgen kann das Verhör zeitig genug vorgenommen werden."

„Ich hätte das wohl selbst schon auf meine Verantwortung gethan," erwiederte der Officiant; „aber der Eine unterlag sogleich der Last des Schlafes, der Andere im Kampfe mit dem Weingeiste und der Dritte nahm Sitz und Stimme unter den Polizeisoldaten und ist nicht fortzubringen. So etwas erlebe man nicht alle Tage, sagte er, und man könne sein Leben lang darüber sprechen."

Da es so stehe, meinte der Director, so möge es beruhen bis auf Morgen. Er gab dem Officianten nur noch den Auftrag, daß man die Herren, zur Vermeidung alles Aufsehens, noch vor Tagesanbruch erinnern möge, den Arrest zu verlassen, und sie bis drei Uhr Nachmittags zu bestellen. Da nun der Secretär auch in Ansehung seiner Freunde ziemlich beruhigt war, so verließ er das Bureau mit leichterem Herzen und ging nach seiner Wohnung.

Aber als er dem Hause des Kammerraths sich näherte, wo ihn sein Weg vorbeiführte, da regten sich dieselben Gedanken und Gefühle in seinem Innern, die in dem Maße an

Lebhaftigkeit zunahmen, als die geschäftige Phantasie ihm die bedrängte Lage Klara's in mannigfaltigen Gestaltungen vorspiegelte und die Sorgfalt und Zuthätigkeit seines Herzens aufforderte. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte sogleich, selbst Erkundigung einziehen an Ort und Stelle, aus ihrem eigenen Munde, um sodann nach Befund der Sachen und mit Beistimmung der Familie handeln zu können. Es war eine mondhelle Frühlingsnacht; der bezeichnete Aufenthaltsort gerade noch nahe genug, um ihn bis zum Anbruch des Morgens zu erreichen; um kein Aufsehen zu erregen und die Theuren zu überraschen, beschloß er, zu Fuß dahin zu wandern. Nachdem er von seinem Chef um Urlaub auf ein paar Tage nachgesucht und erhalten, dann zu Hause noch einige nöthige Anordnungen getroffen hatte, so trat er noch vor Mitternacht seine Wanderung an.

* *
*

In der freien stillen Natur, bei dem milden Scheine des Mondes, auf dem einsamen Pfade, verlor sich allmählich seine leidenschaftliche Aufgeregtheit, und sie machte einem ruhigern Gedankenlaufe Platz. Das erste Gefühl, wie er wieder zu sich kam, war ein freudiges Erschrecken über die Entdeckung, daß Klara ihm so theuer geworden, so ganz und gar sein Herz eingenommen. Er hatte, wie es wohl meistens zu geschehen pflegt, nie einen Plan angelegt, keine Absicht auf die Tochter des Hauses gehabt. Als ihm vor einigen Monaten der Zutritt in's Haus des Kammerraths eröffnet wurde, folgte er der Einladung, weil es seiner Neigung zusagte, in einem Zirkel gebildeter Menschen über sein Lieblingsfach, die Poesie, Unterhaltung zu finden und zu geben. Diesen Zweck des Besuches hätte er selbst fortdauernd im Auge behalten, wenn auch nicht schon der Kammerrath jederzeit das Gespräch auf die neuesten Erscheinungen in der schönen Literatur sogleich hingelenkt, und zu Vorlesungen und Beurtheilungen belletristischer Schriften lebhaft und standhaft ermuntert hätte. Die Tochter des Patrons

stellte sich dem unbefangenen Auge nur als gefällige Wirthin und Gesellschafterin dar, die durch stets aufmerksames Zuhören, seltenes, aber verständiges Fragen, bescheidenes Zweifeln und Behaupten an den Unterhaltungen des Vaters und seiner Freunde Theilnahme äußerte und förderte. Ihre Anwesenheit, so lieb sie Allen war, fiel Keinem besonders auf; ihre Anmuth und Freundlichkeit war gegen Jeden gleich, und wenn sie doch Einen auszuzeichnen schien, so war es offenbar nur darum, weil er selbst Ausgezeichnetes sagte und that. Daher, wenn sich's auch unser Freund oft gestand und gestehen mußte, daß Klara sich am öftesten an ihn mit Fragen wendete, ihm mit der meisten Aufmerksamkeit zuhörte und Beifall schenkte, besonders, wenn er vorlas, ihm so ganz Ohr und Herz lieh: so konnte er sich das alles schon aus dem einfachen Umstande erklären, daß er bei seiner Ueberlegenheit an Kenntniß und Talent vor den anderen Hausfreunden das Urtheil und die Neigung des für das Schöne und Gute so empfänglichen Mädchens nothwendigerweise zu seinem Vortheile gewinnen mußte. Bei seiner Strenge gegen sich und Andere, womit er Schmeicheleien weder geben noch erhalten wollte, pflegte er wie ein bescheidener darstellender Künstler selbst Gunstbezeugungen lieber auf den Gegenstand, den er mit seiner Beredsamkeit ausschmückte als auf seine Person zu beziehen, die doch das Verdienst der Darstellung hatte. Und da er, versunken in dem Gefühle für Würde und Wahrheit der Kunst, fremde Liebe nicht bemerkte, so konnte er sie auch nicht anders erwiedern, als eben durch das Bemühen, die Neigung für das Schöne und Gute zu befördern. Es bedurfte daher jener außerordentlichen Begebenheit, die ihn gleichsam vom allgemeinen Gegenstand seiner Liebe zum besonderen hinriß, und ihm in der Tiefe seines Gemüthes unter dem Bilde des Schönen das Bild der Schönen, der Person selbst aufdeckte. Und so bemerkte er denn, wie auf eine wunderbare Weise die Farben und Töne all' jener heiteren Abende zu einem Gemälde sich bildeten, oder vielmehr, wie sie nur als köstliche Einfassung sich um die freund-

liche Gestalt anlegten und die Herren seines Herzens festlich bekränzten. Jene stille, jungfräuliche Anmuth, womit sie jedes Zudringliche, Anzügliche schon durch ihre bloße Gegenwart abwehrte; jenes Zarte und Sanfte in allem, was sie redete und that; ihre natürliche Bildung, ihr fein fühlender, richtig unterscheidender Verstand; sodann ihre Liebe und Ehrfurcht gegen den Vater, mit dem sie in dem zärtlichsten Verhältnisse des liebenden Kindes, stand; endlich der überaus lobenswerthe Sinn für das Häusliche, das sie wie eine Berufssache mit Sorgfalt und Emsigkeit ordnete und erhielt: alle diese herrlichen Eigenschaften des Mädchens, die sich ihm nun lebhaft vergegenwärtigten, flossen in ein schönes, großes Bild zusammen, das er gern als sein Idol, als die Braut seiner Wahl erkannte.

Unter diesen Gedanken und Empfindungen schritt er froh und rasch vorwärts, und man kann sich denken, daß ihm Zeit und Weg sehr kurz vorgekommen, als er in Grünthal anlangte. Es war noch früh am Morgen; im Hause schlief noch Alles. Er entschloß sich daher, die paar Stunden im Freien zuzubringen, und wie er die durch die grünenden Ziersträucher gebildete Laube erblickte, nahm er dort Platz auf dem Ruhebett und betrachtete auf seinen Arm gestützt die aus den Morgendünsten in voller Pracht hervortretende Landschaft. Da er die Nacht, über mit seinem Vorhaben beschäftigt, wenig geruht hatte, so sank er unvermerkt in sanften Schlummer.

Klara ihrerseits war durch das fröhliche Gezwitscher der Vögel, das sich auf den Bäumen vor ihrem Fenster erhob, früher als gewöhnlich aus dem Schlafe geweckt worden. Der vor kurzem vollzogene Wechsel der Situation lenkte ihre Gedanken unwillkürlich nach der Stadt, nach dem Freunde ihres Herzens. Sie gab sich gern der schmeichelhaften Hoffnung hin, daß er, bei der geringen Entfernung, dem Hause nicht fremd werden würde. Den Vater hoffte sie leicht zu bewegen, daß er bald dem Freunde Nachricht und Einladung zusende. So beruhigt schlummerte sie abermals ein, einem heitern Erwachen entgegen. Sobald sie sich dann in ihr leichtes, einfaches

Morgenkleid gehüllt hatte, verließ sie das Haus und trat in den Garten. Wie sie der Laube näher kam, erblickte sie den Schlummernden. Sie traute kaum ihren Augen. Im Taumel des freudigen Erschreckens lief sie in's Haus zurück und weckte den Vater.

„Karl ist da!"

„Welcher Karl?"

„Nun ja, der Secretär! Drunten in der Gartenlaube schläft er."

„Mädchen, du träumst wohl?"

„Kommen Sie nur und sehen Sie selbst."

Sie eilte wieder hinunter und nahte sich leise dem immer noch Schlafenden. Wie lag er so schön da, der kräftige, lebensfrische Jüngling! Auf seinem Antlitz blühten die Rosen des Morgens auf; holde Träume spielten um seine Lippen. Als Klara an der Hand des Vaters vor ihn trat, erwachte er.

Der Kammerrath stand vor ihm und sagte: „Ei, das ist gar schön von Ihnen, daß Sie den Verbannten so bald nachgefolgt sind. Seien Sie uns herzlich willkommen in unserer Einsiedelei!"

Er erwiederte dem Vater den Gruß und sagte: „Ich mußte mein Versprechen wohl halten und Ihrer Einladung zu dem heutigen Feste folgen." Dann sich an Klara wendend: „Möge Ihnen das Freundlichste wiederfahren, was der Freund nur wünschen kann."

Unbefangen antwortete das Mädchen: „Er konnte uns zum Feste nichts Angenehmeres bringen, als seinen Besuch."

Jener erzählte nun kurz das Abenteuer des gestrigen Abends, und wie er ihren Aufenthalt erfahren habe und hierher gekommen sei. Dann begaben sie sich in's Haus, um das Frühstück einzunehmen.

* *
*

„Es ist an der Zeit," fing der Kammerrath an, „daß ich Ihnen die Veranlassung und Ursache unsers plötzlichen Ver-

schwindens erzähle. Doch wie denn jede bedeutende Begebenheit mit einer andern, oft entfernten zusammenhängt und von ihr herbeigeführt wird, so ist es auch hier der Fall. Ich muß darum etwas weiter ausholen; und da ich wohl dem Freunde des Hauses auch Familiengeheimnisse vertrauen kann, seiner Theilnahme und Verschwiegenheit versichert, so vernehmen Sie hiervon so viel, als zur Erklärung unserer dermaligen Lage nothwendig ist. Der Mann, der sich in den Besitz meines Hauses gesetzt und mir hier das seinige abgetreten hat, ist mein Oheim. Sein Bruder, mein Vater, war der älteste Sohn des Freiherrn, und geborener Erbe seines Namens und seiner Güter. Ein (wie soll ich's nennen?) unseliger Hang zum Theater bemächtigte sich seiner schon in den Jünglingsjahren. Wie diese Neigung sich in ihm ausgebildet; was Anlage, was verführerischer Reiz, vielleicht geheime Liebe dazu beigetragen: das kann hier billig verschwiegen werden. Kurz, er debutirte bald auf Liebhaberbühnen, und da mit dem Beifalle auch seine Leidenschaft wuchs, sogar einige Male, unter dem erborgten Namen, den ich noch führe, auf einem öffentlichen Theater. Die strengen Grundsätze, welche damals noch in Ansehung der Geburtsehre galten, und die Vorurtheile, die gegen den Stand des Schauspielers als ein öffentliches, unedles Gewerbe im Schwung waren, bestimmten meinen höchst erzürnten Großvater zum Entschlusse, den Sohn zu enterben, und als dieser, nun schon Alles für verloren haltend, sich mit einer Schauspielerin vermählte, zur That. Ich bin die einzige Frucht dieser Ehe, die übrigens bei dem sonst wahrhaft edlen Charakter der Eltern und bei der Liebe zu ihrem Berufe, dem sie vollkommen gewachsen waren, sehr glücklich zu nennen war. Mein Großvater starb. Das Testament lautete wirklich auf Enterbung, und der jüngere Bruder wurde in alle Güter eingesetzt. Eine Klausel der letzten Willensmeinung verordnete jedoch, daß, wenn der jüngste ohne gesetzliche Erben bliebe, Namen und Gut auf des ältern Sohn übergehen sollte, falls dieser eine Erziehung genösse und eine Standeswahl träfe, die

des ererbten Adels würdig wäre. Es war ihm zugleich ein mäßiger Jahresgehalt auf Lebenszeit ausgeworfen, der so weit zureichte, daß sich ein Jüngling tüchtig heranbilden, und der Mann, bei einigem andern Verdienste, anständig leben konnte. Der Vormund, der von der Familie für mich bestellt war, beredete meinen Vater leicht, daß er mich auf Schulen gehen ließ, um mich für ein Staatsamt auszubilden. Die Jahresgelder flossen richtig und die Jugend ward heiter verlebt. Ich trat in den Staatsdienst und vermählte mich, da die Nachtheile einer Mißheirath nach den eingetretenen Staatsveränderungen nicht mehr zu befürchten waren, nach der Wahl meines Herzens mit einem wackeren, bürgerlichen Mädchen ohne Vermögen. Unser Einkommen reichte bei ihrer Häuslichkeit hin, um anständig leben zu können. Es war die glücklichste, beneidenswertheste Ehe. Sie war leider nur von kurzer Dauer. Als sie mich mit einem zweiten Kinde erfreute, starb sie, der Sohn ihr nach. Ich konnte mich zu keiner Heirath mehr entschließen; ich besorgte, keine zweite Klara mehr finden zu können, und ihr Bild, das Erbe ihres Namens, lebte neben mir auf. In meiner Einsamkeit flüchtete ich mich zu den Musen; ich fand Ruhe und Frieden in ihrer Gesellschaft und konnte bald nicht mehr ohne sie sein. Klara wuchs heran. Die Geschäfte, die ich im Staate zu besorgen hatte, waren verdrießlich und mühsam. Ich quittirte, und lebte von nun an ganz der Erziehung meiner Tochter und den Musen. Ohne Gehalt konnte ich von meiner Rente nicht anständig und erfreulich leben. Ich verschaffte mir ein Darlehen. Ich konnte es, da ich einer gewissen, reichen Erbschaft entgegensah. Das erfährt nun mein Oheim. Vor acht Tagen, wie Sie wissen, überrascht er mich noch Abends; er macht mir Vorwürfe, er droht. Die Verhandlungen dauern fort. Ich bin zwar im Rechte, er aber im Besitze. Was war zu thun? Gestern Abend kommt er unerwartet wieder an. Wahrscheinlich in dem Wahn, als sei das Stadtleben, die Gesellschaft Ursache meiner Verschwendung, verlangt er, daß ich ihm mein Haus abtrete; im Falle ich mich drein füge,

und zwar auf der Stelle, so wolle er alle meine Schulden bezahlen und noch dazu den Jahrgehalt verbessern, auf den ich mich aber in Zukunft beschränken müsse. Weder die Versprechen noch irgend eine Drohung hätten mich hierzu bewegen können; allein wenn ich bedachte, daß er mir im Weigerungsfalle doch vieles Unangenehme noch bei seinem Leben zufügen und das Erbe auf gar mannigfache Weise verkümmern könne, so gab ich seiner Laune nach und zog davon und hierher. Und aufrichtig gestanden, ich habe in der That sehr viel Verbindlichkeit gegen ihn und bin ihm großen Dank schuldig. Denn ich könnte mir wahrlich keinen besseren Verwalter meines Vermögens denken, mich selbst nicht ausgenommen; und überhaupt habe ich alle Ursache, den Oheim als einen sonst pünktlichen und rechtlichen Mann zu schätzen. Um ja zu keinem unnöthigen Aufwand veranlaßt oder gar gezwungen zu sein, vermeidet er sowohl die Residenz, als unser Stammgut, und baut sich hier, in einer einsamen Gegend, ein Landhaus, das er mit einem einzigen Bedienten bezieht, der ihm Koch und Kellner, Friseur und Gärtner zugleich ist. In der Stadt wird er eben so abgesondert leben, mit eben der Sparsamkeit. Seinen Tod brauche ich nicht zu wünschen, ich werde meiner Tochter und ihrem Manne immerhin in späteren Tagen ein wohlerhaltenes, stattliches Gut, wenn nicht sonst noch anderes, fleißig erspartes Vermögen hinterlassen können."

Man kann sich denken, daß unser Freund die Erzählung mit steigender Theilnahme vernahm. Klara hatte indessen abgeräumt und war in die Küche gegangen, um die Anordnungen zum Mittagsmahle zu treffen.

„Nun," sagte der Vater, der heute mehr als je aufgeräumt schien — „sieh, das freut mich, daß Sie uns auf der Ferse nachgefolgt, und uns so freundlich überrascht haben." Er drückte und schüttelte ihm recht herzlich die Hand. „Ich kenne mich in der Wahl der Freunde aus," fuhr er fort; „und die Uebrigen wären sicher auch schon da, oder kämen doch noch, wenn sie eben nicht säßen, die armen Schelme."

Klara, die eben eintrat, machte den Vorschlag zu einem Spaziergange in der Umgegend an dem schönen Frühlingsmorgen; der Vater sagte, sie möge das immerhin thun in Gesellschaft des Freundes.

* *
*

Begleiten wir die Liebenden auf ihrem Gange. Sie wandern zuerst über beblümte Matten, längs einem lebhaft geschwätzigen Forellenbache, und steigen dann den begrasten Hügel hinauf, der südlich vom Landsitze liegt. Von hier aus überblicken sie eine weite Gegend nach allen Seiten; Felder wechseln ab mit Wiesen; dazwischen einige Dörfer und einzelne Meierhöfe; in weiter Ferne ziehen sich Berge und Wälder dahin, die den Gesichtskreis begrenzen. Das Ganze in der reizenden Mannigfaltigkeit seiner Theile sprach so traut an, wie eine liebe Heimath. Klara fand sich sogleich darein. Sie hatte schon den Plan entworfen, wie sie alles dieß, was bereits zum Hause gehöre, und was auf ihre Bitte der Vater noch ankaufen werde, umgestalten wolle, damit das Schöne sich zum Nützlichen füge. „Der Garten vor dem Hause wird erweitert, bis zu jenem Punkte, wo das Bächlein vorbeifließt. Gelangt man dahin, schon gedeckt vom Schatten wohlgepflegter Obstbäume und vom Duft der in Rabatten vertheilten Blumen aller Art erquickt, so wandelt man fort durch englische Anlagen an den beiden Ufern und durch noch gedrängtere und ausgebreitetere Pflanzungen bis zur Kuppe des Hügels. Hier ruht man dann in einer Gloriette aus und ergötzt sich an dem Anblicke der schönen Gegend.“ Sie sprach dieß und alles mit einer solchen liebenswürdigen Rede; sie betrug sich heute in so reizender Anmuth und unbefangener Hingebung, daß der Freund von dem, was sie sagte, was sie schien, was sie w a r, ganz bezaubert wurde.

„Und so schön auch dieß alles ist, und noch schöner unter Ihrer pflegenden Sorgfalt werden dürfte,“ sagte er mit sanfter,

einnehmender Stimme: „könnte Sie das alles wohl in die Länge ergötzen, wenn Sie es einsam, allein beschauen und genießen würden?“

„Ei natürlich,“ versetzte Klara heiter und schalkhaft: „man geht selbander, zu dreien und mehr hieher; die Gloriette muß eine ganze Familie fassen können.“

„Und wenn ich nun Ihr Begleiter öfter, wenn ich es immer wäre.“

„Nun ja, Sie würden mir gewiß der Liebste sein unter allen, die ich kenne.“

„Himmlisches Mädchen! und Sie könnten mich denn wirklich lieben?“

„Habe ich denn das gesagt?“

„Wenn ich Ihnen aber sage, mit aller Wahrhaftigkeit und Treue eines Biedermannes, daß ich Sie wie kein Wesen in der Welt verehre und liebe.“

„Dann müßte ich ja freilich wohl dankbar sein, und (setzte sie in sanfter Rede hinzu) Liebe mit Liebe vergelten.“ Die zärtlichen Rufe „Klara“ und „Karl“ verschmolzen, wie die Herzen, auf ihren Lippen in dem bräutlichen Kusse. — Wie selig sie nun waren, als sie sich weiter ergingen in der freien, frischen Frühlingsnatur! Es däuchte ihnen, als habe das große Wort, das sie gesprochen, erst jetzt die Zunge ihrer Herzen gelöst; denn sie verstanden sich nun ganz, und an sich die schöne Gottes-Welt. Es wehte sie an, so mild und warm wie ein Segen des Himmels; die Natur wob ihnen in dem heitern Grün, in den ersten Blumen den Brautschmuck; und der Vögel munterer Gesang und all das Leben und Weben, das sich in den mannigfaltigsten Formen ringsum kundgab, es war nur der Widerhall und Widerschein dessen, was in ihren dank- und freud-erfüllten Herzen sich regte.

Wie die beiden Liebenden nach einem langen, weiten Umweg sich dem Hause wieder näherten, sagte Klara: „Und noch eins, Karl! thu' es mir zu lieb, und sinne auf ein und das andere Gedicht für den Vater zum Geschenk. Du weißt ein-

mal, wie hoch er eine solche Gefälligkeit schätzt, und daß sie ihn glücklich und Dir gewogen macht."

„Herzlich gern," erwiederte Karl; „warum hast Du es mir nicht früher gesagt?"

„Das konnte, durfte ich wohl nicht so geradezu," erwiederte sie; „aber jetzt darf ich zu Dir alles sagen, wie zu mir selbst."

Jener versprach, er werde mehrere Sonette zu dichten versuchen, die zusammen einen gefälligen Kranz bilden sollen.

„Thue das," sagte das schmeichelnde Mädchen, „und Du sollst dafür noch einen liebern Kuß bekommen, als diesen da."

Sie traten in's Haus. Der Vater hatte indessen (es waren drei Stunden vergangen) sich in ein anziehendes Kapitel des schwäbischen Chronisten L i r e r vertieft und eben das Buch bei Seite gelegt, wie die Beiden eintraten.

„Vater!" sagte Klara, „errathen Sie einmal, welche Artigkeit unser Freund Ihnen zudenkt? Er will für Sie einen Sonettenkranz dichten."

„Wirklich?" rief dieser, „nun, das freut mich ausnehmend, daß Sie mir auch etwas von Ihrer Arbeit für meine Sammlung schenken. Und gerade Sonette, sehen Sie, fehlen mir noch. Diese Gedichtart fordert ihrer strengen Form wegen ihren Mann; und diejenigen unter meinen jungen Freunden, welche mir bisher Beiträge geliefert, hatten fast alle noch zu sehr mit den Schwierigkeiten der Versification und des Reimes zu kämpfen, als daß ich sie zu Versuchen dieser Art hätte ermuntern dürfen. Ich mußte zufrieden sein, wenn sie mir nur in freien Reimen etwas Gelungenes, wenigstens nichts Ungereimtes lieferten. Wie gesagt, Sie machen mir eine ausnehmende Freude, wenn Sie Ihr Wort halten, woran ich nicht zweifle. Ich werde Ihre Gedichte aber auch ganz besonders auszeichnen; sie sollen auf Pergament in altdeutscher Schrift geschrieben und mit dem elegantesten Einband geschmückt werden."

„Aber noch Eins", sagte Klara, welche die rosafarbne Laune des Vaters sogleich benützen wollte —

„Noch etwas Erfreuliches?" fragte dieser.

„Sie können zwei Herzen glücklich machen!“ rief der Freund.

„Versteh’ ich recht?“ sagte der Vater verlegen, doch freundlich.

„Erinnern Sie sich denn nicht mehr,“ mahnte Klara, daß Sie vor acht Tagen in mich drangen, ich sollte Ihnen an meinem Geburtstage einen Sohn schenken, damit Sie mich segnen können?“

Bei den letzten Worten ergriff sie die Hände des Vaters und drückte sie an den Mund, indem sie bittend ihre vor Freude thränenden Augen zu ihm erhob.

„Ihren Vatersegen!“ bat Karl, indem er die andere Hand ergriff.

„Komm an mein Herz als mein theurer Sohn, und mache meine Klara so glücklich, als sie gut ist!“

Er trat an’s geöffnete Fenster und stand da, in der Mitte seiner Lieben, in jenem heiligen Schweigen, wo der überselige Mensch in stiller Andacht sein unaussprechliches Glück segnet.

* * *

Reden wir nichts von den nächstfolgenden Stunden, welche der Familie in dem reinsten Nachgenusse der höchsten Freuden verflossen, die das Leben gibt; gewahren wir sie sogleich, wie sie bei einem frugalen heitern Mittagsmahle sitzen und sich in freundschaftlichen Gesprächen unterhalten. Der Kammerrath kam bald, wie es seine Gewohnheit war, wieder auf sein Lieblingsthema, die Poesie. Aber siehe da, wie er eben gleichsam einen Anlauf nehmen wollte, da steht Wägerle vor den Verwunderten und nimmt nach einer leichten Begrüßung Platz.

„Nun?“ redete ihn Klara an, „Sie Unartiger werden mir doch vorerst Glück wünschen?“

„Pardon! gnädiges Fräulein,“ rief er, indem er aufstand und sich zu ihren Füßen niederwarf, „aber ein Tropf, der so hungrig und ermüdet ist, wie ich, weiß nicht oder vergißt es wenigstens, was menschlicher Anstand erheischt.“

„Nun, so sagen Sie, was Sie mir zu meinem Geburtstage wünschen und wohl gar bringen?“

„Wünschen? das was sich jedes Mädchen vor allem wünscht, einen Mann. Bringen? den besten Mann, den ich kenne, mich selbst."

„Ach," sagte Klara, „das thut mir herzlich leid; ich habe schon eine Parthie, seit ein paar Stunden."

Wägerle sprang auf, sah ernsthaft und bedachtsam scheinend im Kreise umher, und, indem er sein Auge auf den Sekretär heftete, sagte er: „Wenn ich anders noch so viel Geistesgegenwart habe, um ein complicirtes, mathematisches Problem aufzulösen, nämlich drei zu addiren und zwei davon zu subtrahiren, so ist's der."

„Errathen!" sagte der Sekretär, indem er ihm freundschaftlich die Hand darreichte.

„Jo Hymenäe!" rief jener und fiel ihm um den Hals. „Glück zu, Herzensbruder! — Zwar sollte ich Dich lieber tüchtig ausschelten für Deine Duck- und Kalmäuserei, für Dein Leisetreten und ‚Hinterrücksspielen'; aber weiß ich denn, ob das Glück hier nicht wieder improvisirt und in seiner hochgnädigen Laune Dich, mit Umgehung sehr verständiger und überaus verdienstvoller Personen, favorisirt habe?"

„Da sagen Sie meinem Geschmack kein Compliment," unterbrach Klara.

„Das größte," erwiederte jener, „wenn ich erklärend hinzusetze, daß Sie das personificirte Glück sind, der reichsten Gaben holdeste Spenderin. Was aber die ‚hochgnädige Laune' anbelangt, so frag' ich Sie, mein Fräulein, ob Sie denn wirklich Beweggründe hatten, daß sie gerade ihn wählten, und welche?"

„Jetzt setzen Sie sich und essen Sie einmal!"

„Wie wohlwollend und mildthätig Sie sind! Hunger und Liebe," sagt das poetisch-philosophische Dictum, „hält die Welt zusammen; und Sie, Holdseligste, stillen wie eine barmherzige Schwester Liebe und Hunger."

Die heitere Stimmung der Gesellschaft nahm zu. Man sprach über das gestrige Abenteuer, und Wägerle wurde wegen seiner

Verhaftung weidlich geneckt und ausgelacht. Er hörte das duldend und schweigend an. Endlich fragte ihn der Kammerrath, wie er es denn mit der Polizei so kurz abgemacht und so geschwind hieher gekommen.

„Mit der Polizei," antwortete er, „sei seinerseits noch nichts abgemacht, sondern er gedenke die folgende Nacht dort wieder in Lust und Freude zuzubringen, wenn es anders gestattet werde. Hieher aber habe ihn sein Herz gezogen, das leider nun so sehr getäuschte Herz! sodann die Erwägung, daß bei einem Dichter-Patron, so arm er übrigens geworden sein mag, wenigstens noch ein gut Glas Wein zu finden sei."

„Das sollen Sie auch haben," sagte jener; „aber billigerweise nur gegen das versprochene Fragment aus dem komischen Heldengedichte ‚die sieben Schwaben'."

„Das soll Ihnen werden," sagte Wägerle; „und wenn auch kein Fragment, doch ein Defect; so etwas läßt sich aber erst hören, wenn der Champagner sprudelt; die Kritik möchte sonst zu nüchtern auftreten."

„Ueber die Kritik," äußerte der Kammerrath, indem er dem Gespräch eine ernste Wendung gab, „sei das, was in ihm schon längst als dunkles, unbestimmtes Gefühl gelegen habe, nunmehr zur klaren, festen Ueberzeugung geworden, daß sie überhaupt zu nichts diene, als daß sie unsere Begriffe über das, was schön und gut sei, verwirre und uns unsere Genüsse verkümmere."

Diese Behauptung, so allgemein ausgesprochen, hielt der Sekretär für zu streng, ja ungerecht. „Er seinerseits", sagte er, „habe der Kritik viel zu verdanken, nicht bloß an klarer ästhetischer Einsicht zur richtigen Würdigung der literarischen Producte, sondern wohl auch an dem Genusse des Schönen und Guten, dem die Kritik, die bessere, mehr Tiefe und Dauer verleihe."

„Indeß ihr," sagte Klara, „die Kritik kritisirt, will ich den Keller untersuchen, ob und was denn der Onkel an edlen Geschmacksgegenständen zurückgelassen habe für euren Gaumen."

Wägerle lobte ihren Entschluß höchlich, und wollte sie

„als ein ächter Kenner der Geister,“ begleiten; Klara aber lehnte seinen Antrag ab, indem sie sagte, die Männer, wenn sie einmal an's Prüfen kämen, gingen meistens zu sehr in die Tiefe.

Das auf's Neue angeknüpfte Gespräch wurde bald durch die Zurückkunft Klara's, oder vielmehr durch ihren stürmischen Empfang von Seiten Wägerle's unterbrochen, der, sobald er der Flaschen ansichtig wurde, der Wirthin entgegeneilte und ihr die süße Bürde abnahm.

„Er bereue es fast,“ sagte er, „daß er dem Geiste, der ihn getrieben, die Geister zu prüfen, nicht gefolgt sei; und er befürchte, daß ohne seinen Beirath nur Krätzer an's Licht gekommen seien, nicht die leicht fließenden und schwerhaltigen Elemente, die das Menschenherz erfreuen. Es gäbe eine Kritik, die, wenn sie das Buch und die Flasche nur obenhin besieht und beschnüffelt, sogleich errathe, was d'rin und dran sei. Nicht alles Klare sei auch schon das Gute; es müsse sich, wie das Himmelsblau in ein tief Dunkles verlieren, das, während jenes den Geschmack obenhin befriedigt, das Herz mit unendlicher Ahnung und Sehnsucht erfülle. Doch hoffe er von der Wahl des weiblichen Instinktes noch das Beste. Und wahrhaftig“, fuhr er fort, indem er ein paar Flaschen gegen das Licht hielt, „schaut nur einmal in diesen Himmel! und o, um wie viel höher wird das Entzücken sein, wenn wir ihn kosten!“

Klara ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren, daß er das Rechte sogleich getroffen habe, nämlich den Schatz, den sie hinter Schloß und Riegel hervorgeholt habe. Indessen, meinte sie, könne man ihm, ungeachtet dieses kritischen Verdienstes der Entdeckung, die Bedingung der poetischen Aufgabe nicht erlassen, unter welcher ihm der Mitgenuß sei gestattet worden. Sie setzte die Gläser vor und schenkte den andern ein, während sie das seine leer ließ.

„Muse!“ rief er aus, indem er nach einer Flasche griff und Anstalten machte, sich damit selbst zu bedienen, „wen du

beglückst mit deines Mundes Begrüßung und mit deinem Geist, dem überquellenden, taufest: selig preis' ich den Mann! er sieht nie gesehene Dinge, hört, was keiner vernimmt und erzählt, was wahr und was nicht wahr. Muse, begeistere mich!" Er trank.

„Wollen Sie denn Ihr Gedicht in Hexametern abfassen?" fragte der Kammerrath.

„Ja," antwortete jener, „in Sundergauischen, welche eben soviel Licenzen zulassen, als nothwendig ist, um mitunter auch in Prosa sprechen zu können."

„Also weiter!" sagte der Kammerrath.

„Weiter bin ich noch nicht gekommen," versetzte jener; „ich muß erst abwarten, ob mir die Invokation und die Muse helfen oder mich im Trockenen sitzen lassen werden!"

„Was ist hier zu machen?" scherzte der Kammerrath. „Nehmen wir ihm die Muse, so berauben wir uns auch des Gedichtes. So erzählen Sie uns doch wenigstens den Plan, wonach Sie das Gedicht zu bearbeiten sich vorgenommen."

„Sehr gern," sagte Wägerle, „vorausgesetzt, daß Sie mit einer sehr flüchtigen Skizze vorlieb nehmen." Er trank; dann fuhr er fort: „Der erste Gesang beginnt damit, wie die sieben Schwaben, zu dem Heldenabenteuer versammelt und mit einem siebenmannslangen Spieße ausgerüstet, ihrem Verhängnisse und Ruhme entgegen gehen. Ich setze den Anfangspunkt der epischen Handlung (um geographisch zu verfahren) in die Gegend von Memmigen, der Heimat des Spiegelschwaben."

„Spiegelschwabe?" fragte Klara. „Warum heißt er denn Spiegelschwabe?"

„Weil er das Symbol der Weisheit, den Spiegel, an und bei sich trägt."

„Schon am ersten Tag," fuhr Wägerle in seiner Erzählung weiter, nachdem er der wißbegierigen Klara die kurze, delicate Erklärung gegeben hatte, müssen die Genossen ein Abenteuer bestehen und Proben ihres Heldenmuthes geben. Auf ihrer Wanderung überrascht sie die Nacht. Sie stehen

plötzlich an einem Abhang und unten liegt ein See, der hohe Wellen schägt. Sie sehen sich weit und breit um — nirgends ein Ausweg — nirgends ein Fahrzeug, das sie an's andere Ufer bringen könnte. Drüben aber winkt ein Licht; dort gibts Herberge. Wie aber übersetzen in so später Stunde? Jetzt gilt's nun zu überlegen, zu ermuthigen, daß und wie es zu machen sei. ‚Potz Blitz!‘ ruft Ajax, der Blitzschwabe, ‚was ist da lange zu bedenken? Frisch gewagt, ist halb geschwommen.‘ Er wirft sich hinein und die andern ihm nach. Kurios ist es aber, daß sie nicht vorwärts kommen, vielweniger untersinken. Ulysses, der schlaue, bemerkt es zuerst. ‚Brüder,‘ ruft er, ‚wir schwimmen auf festem Lande. Macht euch auf und davon.‘ Nun sie sich erheben, bemerken sie erst, daß das, was sie als einen See angesehen, nichts anders sei, als ein vom Winde bewegtes, wallendes und wogendes Flachsfeld, das sie nun wohlbehalten und fröhlich durchziehen. Der Muth trifft, wie das Genie, überall Gegenstände, woran er sich erprobet; und wenn er sie nicht findet, so schafft er sie selbst. So beschwichtigen sie sich über diese und ähnliche Täuschungen ihrer Einbildungskraft und ziehen dem letzten großen Abenteuer entgegen."

„Es liegt allerdings Stoff genug in dieser drolligen neckischen Volkssage," bemerkte der Sekretär; „und es ließe sich ein artiges Gegenstück zu einer Donquixotiade machen, besonders wenn man die Charaktere der sieben Schwaben recht unterscheiden und gut zusammenspielend auf einen Punkt der Narrheit schildern würde."

„Im zweiten Buche wird nun, wie in einem Heldengedichte üblich ist, kurz nacherzählt, wie unsere Helden zu ihrem Abenteuer gekommen; wie der Seehase zuerst den Gelbfüßler für das große Unternehmen gewonnen, den hercynischen Wald von dem fürchterlichen Ungeheuer zu befreien, für das er keinen Namen hat; wie die beiden dann den Knöpfleschwaben in's Interesse des gemeinsamen Vaterlandes gezogen; die drei den vierten, den Blitzschwaben." —

„Aber Sie erklären uns nicht,“ sagte Klara, „was es denn mit diesen Namen für eine Bewandtniß habe.“

„Es hat mit den Namen eine Bewandtniß, wie mit den Personen, die Sie erst aus dem Gedichte selbst vollkommen kennen lernen können. Unschlüssig bin ich noch, ob ich dem erstern oder dem dritten den Charakter des Achilles, des vielwagenden und schnellfüßigen, andichten will; denn ich möchte allen Gauen meines Vaterlandes ihre Ehre lassen und ihnen Helden schaffen .... Und so gesellen sich denn nach und nach, durch die Beredsamkeit des Seehasen entflammt, alle sieben zum Heldenbunde auf Leben und Tod. Am meisten glänzt hier nun freilich die Ueberredungskunst des Agamemnon hervor, der von dem fraglichen Ungeheuer so ungeheuer lügen kann, mit so mannigfaltigen Variationen und Gradationen, daß der Heroismus wie ein Lauffeuer um sich greifet und die Herzen der Männer entzündet. An ergötzlichen Zwischenscenen fehlt es dabei nicht und die Helden gebärden sich überhaupt, jeder in seiner eigenthümlichen Weise, wunderlich genug. — Mit dem dritten Buche beginnt und schließt das Hauptabenteuer[1].“

„Sagten Sie nicht von vierundzwanzig Büchern, woraus Ihr Epos bestehen soll?“ wandte der Kammerrath ein.

„Richtig,“ erwiederte Wägerle, „jedes Buch wird aus acht Unterabtheilungen bestehen, die sich nach der Seitenzahl wohl symmetrisch werden finden und scheiden lassen. Vorläufig aber kann ich über die Länge des Werkes nichts bestimmen, so wenig, als Jean Paul in Ansehung seines Kometen. Das hängt eben von der Dauer meines Lebens ab, von der Anstrengung meines Fleißes und der Laune meiner Phantasie. Stoff ist aber da für das Epos, um es so lang und so kurz zu machen, wie die Weltgeschichte.“

„So wie denn die Idee selbst welthistorisch ist,“ bemerkte der Sekretär. „Alle Unternehmungen und Wagnisse der Men-

[1] Vgl. das „Volksbüchlein“ Aurbachers mit den Abenteuern der sieben Schwaben. A. d. H.

schen vom babylonischen Thurmbau an, bis auf den Bau der letzten Philosophie in unseren Tagen und von den Thaten des ältesten Nimrod bis auf die Thaten des jüngsten: es paßt auf sie die Sage von dem Abenteuer mit dem Hasen und auf die Geschichtsschreiber und Dichter, die sie erzählt und besungen, das horazische Dictum: „Es kreißen Berge, und sieh da, was erscheint? — ein lächerliches Mäuslein.“

„Das ist aber doch eine rechte Unart von euch Männern,“ sagte Klara, „daß ihr so geneigt und erfinderisch seid, auch dem gemeinsten Spaß den höchsten Ernst unterzustellen, sowie den heiligsten Ernst zum gemeinen Spasse herabzuwürdigen.“

„Dieser poetische und philosophische Scharfsinn der Männer muß freilich den Frauen als Unart erscheinen,“ versetzte der Freund, „ihnen, die die Welt nur von der Seite anschauen, welche ihnen zunächst zugekehrt ist. Daher theilt sich bei ihnen das Leben zwischen Trauer und Freude, in steter Abwechslung, sowie sich ihnen entweder die dunkle oder die lichte Seite darstellt. Der Mann aber überschaut das Ganze mit seiner Vorder- und Kehrseite, und diese großartige Anschauung verschafft ihm eben jene Ruhe und Stätigkeit, die ihm nothwendig ist, um Stand zu halten in der allgemeinen Bewegung.“

„Laßt uns unsere Leiden und Freuden,“ sagte Klara; „wir beneiden euch nicht um euere kalte Ruhe.“

„Die Ruhe des Mannes ist so wenig kalt und freudlos,“ erwiederte jener, „als die Leidenschaft des Weibes halt- und trostlos. Nur die Anschauung des Menschlichen und Irdischen im Großen wie im Kleinen brachte jene Gemüthsstimmungen in dem einen oder andern Theile hervor, jene wegwerfende Ironie und kalte Resignation in dem Manne und diese wandelbare ohnmächtige Passion in dem Weibe. Wann aber der Friede Gottes in die Herzen einzieht, wo die Liebe waltet, da legen sich die Wogen der Leidenschaft und versöhnen sich die harten Gegensätze.“ — —

*　*
*

Klara mahnte den Vater und die Gesellschaft an den schönen Frühlingstag und schlug einen Spaziergang vor. Man willigte ein. Doch was sie gehofft hatte, daß sie nämlich nach so langer Zerstreuung die Gegenwart und Unterhaltung ihres Freundes wieder genießen könne, schlug ihr fehl; denn der Vater hielt ihn durch sein fortgesetztes Gespräch über Kunstgegenstände so fest an sich, daß Karl sich wohl nicht, ohne den Anstand und der Ehrfurcht zu verletzen, von ihm trennen, und der Freundin zugesellen konnte. Diese mußte daher Wägerle um sich dulden; und da sie durch die Mißgunst der Umstände ohnehin etwas gereizt war, und Wägerle ihre Empfindlichkeit sogleich bemerkte und benutzte, so neckten sich die beiden lebhaft genug, um Zeit und Weg sich einander zu verkürzen.

Die Gesellschaft hatte sich kaum eine Stunde im Freien ergangen, als sie durch einen Eilboten aus der Stadt mit der Nachricht überrascht wurde, daß — —

Da jedoch wohl die Personen eines Romans, aber nicht die Leser desselben mit außerordentlichen Ereignissen überrascht werden dürfen, so halten wir es für nöthig oder doch für anständig, daß wir sie hiezu gehörig vorbereiten. Wir wünschen jedoch, und wir hoffen es auch, daß sie es schon zum voraus errathen und uns der Mühe überheben werden, den Fall, wie es in der Natur liegt und die Kunst erfordert, eingehend zu motiviren. Aber im Uebrigen haben wir, unseres Wissens, die Pflichten eines Romanenschreibers so genau erfüllt, als man es immerhin nur von einem Dichter verlangen kann, dem nach dem Horazischen Codex mancherlei Privilegien zu Statten kommen. Besonders ließen wir es uns angelegen sein, die Polizei, ihre Gewalt und ihre Gesetze zu respectiren, eingedenk dessen, was ein berühmter Kritiker behauptet: die meisten Romane würden in ihr Nichts verfallen oder aus ihrem Nichts gar nicht aufkommen, wenn man anders annähme, daß Polizei im Lande sei. Daß diese schwere Anschuldigung auf unsere Erzählung nicht falle, haben wir uns möglichst

beflissen. Ebenso haben wir einen andern Vorwurf abzulehnen gesucht, daß die Romanenschreiber ihre Helden meistens zu sehr mit Glücksgütern segnen, so daß man nicht einsehen kann, woher diese all das Geld auf eine natürliche und rechtliche Art erwerben; während sie andere wiederum so arm und elend ihr Leben hinschleppen lassen, daß man sich des Erbarmens kaum erwehren kann mit den Bettlern, und des Abscheus gegen die, welche sie dazu machen. Die Helden unseres Romans leben aber in einer goldnen Mittelmäßigkeit, so daß sie eine vergnügliche Gegenwart verleben und eine glückliche Zukunft erwarten dürfen, in der Hoffnung einer reichen Erbschaft, die ihnen gewiß werden wird.

Und die ward ihnen, durch den plötzlichen Tod des Onkels nämlich, wovon eben der Eilbote die Nachricht gebracht hatte. Man hat es leider unterlassen (wohl nicht durch Schuld der Polizei), den Leichnam zu seciren; es wäre uns dann möglich gewesen, den Lesern, wie sich's geziemte, die Ursache seines Todes anzugeben: ob er an einem organischen Fehler des Herzens oder des Kopfes, ob an den Folgen des gestrigen Schreckens und Aergers, oder an den Folgen des Lebens selbst verstorben sei.

Die Familie hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als aufzupacken und in die Stadt zurückzueilen. Es war noch Platz im Wagen für die beiden Freunde, und so kamen sie noch denselben Abend in dem Hause wieder an, das sie den Tag vorher verlassen hatten, um es vielleicht nie wieder zu betreten. So spielt das Schicksal mit uns Menschen!

Man traf den Alten noch in seinem Zwangssessel, fest verklammert. Die Beamten erschienen. Da der Schlüssel zu dem Eisenverlies nicht zu finden war, so fing man an, die Schiene zu durchsägen. Man hob dann den Todten weg und durchsuchte den Inhalt. Was man darin alles fand, will ich verschweigen. Auch das Testament lag unter den Papieren. Es wurde vorgelesen. Der Kammerrath war „auf den Grund seiner notorischen Verschwendung an Phantasten", nur als Lega=

tarius mit seiner bisherigen Rente bezeichnet, Klara als Erbin des ganzen Vermögens eingesetzt, jedoch unter der strengen Bedingung, daß sie keinen Dichter zum Manne nehme.

Wir müssen hier das Lob einer schönen Invention lediglich von uns abweisen und dagegen dem feinen Gefühle des Geschlechtes, zu dem Klara gehört, die Ehre widerfahren lassen, obgleich es übrigens unentschieden bleiben muß, ob hier in diesem Punkte eine Art Vorahnung, oder die Gunst des Schicksals, oder, was meistens dasselbe ist, die Natur das Ihrige d. h. Wunder gethan habe. Kurz, der Kammerrath war über die Klausel nicht ungehalten, Klara hocherfreut; und der Sekretär, der als der erwählte Bräutigam vorgestellt wurde, erbot sich zur strengsten Untersuchung aller seiner Papiere, daß auch nicht Ein Gedicht darunter zu finden sei.

Die Familie nahm sogleich wieder Besitz vom Hause und richtete sich nach der vorigen Weise bequem ein. Der Auscultant und der Referendarius erschienen nicht mehr; sie schämten sich mit Recht, daß sie jenen wichtigen Tag zu einem Besuche des vertriebenen Kammerraths versäumt hatten und ein neues Einladungsbillet erhielten sie nicht. Wägerle war fortan willkommen, und der Sekretär fehlte keinen Tag. Es stand seiner Vermählung mit Klara kein Hinderniß mehr entgegen und man beschloß, sie geräuschlos auf dem Landgute zu feiern, das nun dem alten, ehrlichen Diener des reichen Herrn zur Aufsicht und Besorgung übertragen wurde.

Nachdem die Einsegnung in der Stadt vollzogen war, fuhren sie hinaus, um den Tag in stiller Feier der Liebe und der Natur zuzubringen. Bei Tische überreichte der Sekretär dem Kammerrath einen Sonettenkranz, den dieser mit Wohlgefallen annahm. Wägerle erbat sich die Erlaubniß, die Gedichte des Freundes laut vorzulesen, und er that es zur vollkommenen Zufriedenheit der Zuhörer und mit desto mehr Rührung, da man bei der leichtfertigen Laune, die man an ihm gewohnt war, die Tiefe und Reinheit seines Gemüthes zu verkennen versucht ward.

„Mensch!“ rief er den Freund an, als er vollendet und eine Thräne sich aus dem Auge gewischt hatte, „und Du konntest Dein Talent, das Dir Gott gegeben, so vergraben im Schweißtuch Deiner Faulheit?“

„Es gibt Lagen, Verhältnisse im menschlichen Leben“ sagte der Sekretär, „wo es leicht ist, zu dichten, und zwar schön zu dichten, indem man ja nur dann dasjenige klar mit dem Munde aussprechen darf, wovon das Herz voll ist. Ich nenne nur drei solcher Momente, wo wir nämlich begeistert werden für Gott, für einen edeln Fürsten und für ein geliebtes Weib.“

Klara schlug sanft den Arm um seinen Nacken: „Ich zweifelte nie an Deiner Dichtungsgabe; denn“ — setzte sie hinzu, indem sie ihn zärtlich küßte — „Du bist ja selbst das schönste Gedicht.“

Der Graf von Werdenberg und die Prinzessin von Portugal.

Eine Rittergeschichte [1].

Vor alten Zeiten saß zu Feldkirchen auf seinem Schlosse ein Graf Heinrich von Werdenberg mit dem weißen Fahn. Der hatte eine Frau, genannt Dorothea von Fatz, die ihm zwei Töchter und fünf Söhne geboren. Die eine Tochter hieß Kunigund, die gab er einem Grafen von Ortenburg; die andere hieß Verena, die gab er einem Herrn von Stadeck von Behaim. Von den Söhnen hieß der älteste Graf Heinrich, der ander Graf Albrecht, der dritte Graf Rudolph, der vierte Graf Hug, der fünfte Graf Ulrich. Nun war Graf Heinrich „gar ein einfältiger Mann und war übel gesprech"; dem gab er ein Weib, eine Gräfin von Sonnenberg, und gab ihm Salgans mit seiner Zugehöre. Den Grafen Albrecht nahm der Vater zu sich, daß er ihm helfe das Land regieren; denn er fast alt und krank war. Den Grafen Rudolph schicket er zu einem König von Behaim, hieß Karl mit dem Einen Auge; den Grafen Hug machte er zu einem Tumherrn zu Straßburg (denn er gebresthaft war an einem Fuß); und dem Grafen Ulrich gab er ein Weib, eine von Wullenstetten. Und Graf Heinrich, der Vater, starb am fünften Tag im Maien, als man zählte von der Geburt Christi eintausend hundert und eilf Jahre.

Nach dem Tode des Vaters nahm Graf Albrecht die Herrschaft zu Hand und regiert die. Aber in Kürze darnach rieth

---

[1] Aus und nach „Lirer's von Rankweil schwäbischer Chronik."

ein Bastard von Sonnenberg dem Grafen Heinrich, er wäre der Aelteste, er sollte billig das Land regieren. Da forderte er das von seinem Bruder. Da antwortete ihm Graf Albrecht: sein Vater hätte vor seinem Tod ihm das Erbe ausgehändigt und ihm die Herrschaft Salgans gegeben für seinen Theil. An dem wollte aber Graf Heinrich kein Begnügen haben, und sie kamen deßhalb in großen Unfried, daß sie einander angriffen, verderbten und schädigten. Das wollten aber die gemeinen Freunde nicht leiden und die Ritterschaft von Schwaben. Und es ward eine gütliche Einung gethan von Grafen und Herren, und es bedäuchte ihnen gut und nutzbar zu sein: „daß die Herrschaft Salgans, Werdenberg und die andern Schlösser besetzt werden mit einem gemeinen Mann, der alle Rent und Nutzung einnehme und die gemeine Schuld damit bezahle und das Land ledig mache. Es hätte Graf Heinrich ohnehin eine gute Erträgniß mit seiner Gemahlin; so sollte man dem Grafen Albrecht eine Zehrung geben und ein Rüstgeld, um aus dem Lande reiten zu können der Ritterschaft nach". Das gingen denn beide Theile ein mit gutem Willen. Und das Schloß Werdenberg und andere Schlösser und Herrschaften wurden einem Ritter empfohlen und übergeben, der hieß Herr Jakob von Altstetten, der war ein weitfahrender Ritter und ein frummer Mann, der sollte es vier Jahre inhalten, nach dem Besten, als man ihm trauet.

Nun rüstete sich Graf Albrecht, aus dem Lande zu reiten, und nahm mit sich Marquard von Altstetten, den Sohn, und sie kamen in das Königreich Portugal. Hier fanden sie einen Deutschen bei Hof, der hieß Oswald von Hatstat. Graf Albrecht empfahl sich ihm, bat ihn aber, daß er Niemand sage, wer er wäre; auch möchte er ihm des Landes und Hofes Sitten sagen. Das sagte ihm der von Hatstat zu, und er half ihm an den Hof. Nun war Graf Albrecht ein waidenlicher starker Mann, von lieblichen Gebärden und feinen Sitten; und was man that zu Schimpf und Ernst, da wollte er allweg dabei sein.

Eines Tages, da ging der König und dessen beide Söhne, auch seine Tochter, die Königin Elisa, mit ihren Frauen und Jungfrauen in den Garten und in das Zuckerfeld spazieren. Da sprach die Königin zu Graf Albrecht: „Ach, Ihr Deutscher! daß Euch Gott und allen Deutschen Heil gebe!" und erseufzte dazu gar inniglich. Graf Albrecht fiel auf die Kniee und dankte ihr als seiner gnädigen Frau. Und so geschah es zu mehreren Malen; wo er vor ihr vorbeiging, und wo er sie und sie ihn ersah, da seufzten sie gar inniglich. Dieß nahm Graf Albrecht zu Herzen und er fügte sich einsmals zu ihrer liebsten Jungfrau, die hieß Amisa, und bat diese zu erfahren, ob die Königin ein Mißfallen an ihm habe; wäre dieß, so wollte er an dem Hofe nicht ferner ihr zuwiderfallen. Die Jungfrau besprach sich mit der Königin. Diese antwortete und sprach: er sollte Abends zu ihr kommen, zur Zeit, wo nicht so viel Leute um den Weg wären; so wollte sie ihm sagen, was ihr anliege. Die Jungfrau sagte dieß dem Grafen Albrecht. Der kam, wie er geheißen ward. Da empfing sie ihn gar gnädiglich und sprach: „Das, was uns anliegt, wollen wir Euch sagen als einem frummen Deutschen, in dem Vertrauen, daß Ihr uns helfet und rathet." Und sie hub an und sagte ihm: wie ein junger Deutscher bei ihr gewesen wäre und wie sie ihn zu guter Maße erzogen hätte. Der sei aber von den Heiden gefangen worden und hinweggeführt, und Niemand wüßte, ob er lebendig oder todt wäre. Und sie bat ihn um Hülfe und Rath, daß sie inne würde, wie es um ihn eine Gestalt hätte. Sie wollte ihm gerne Zehrung geben, und was dazu gehörte, und ihm noch dazu hoch danken und es zu guten Gnaden nimmermehr vergessen.

Also sagte ihr Graf Albrecht zu, und er zog allsogleich Nachricht ein bei Oswald von Hatstat. Der erzählte ihm, was folgt:

„Vor unlanger Zeit kam hierher an den Hof ein Walther von Wolfeck; der hatte einen Herzog von Schwaben erschlagen, weil er seine Schwester verunehrt; und es ward ihm

deßhalb gesprochen, daß er hundert Meilen aus Schwabenland sollte und nimmermehr darein. Das that er, und nahm mit sich seiner Schwester Söhne Arbogast und Andelon, und sie kamen miteinander in das Land von Portugal. Nun war Andelon ein Knabe von fünfzehn Jahren, den that man in das Frauenzimmer; Arbogast aber, der schon ein stattlicher Jüngling war, kam als Edelknabe gen Hof, wo auch sein Oheim des Königs Truchseß geworden. Nun stund ein Unglaub auf einer Insel, die hieß Zang, und der König vermeinte den zu wehren. Also zog er aus auf die Zänger; diese aber setzten sich zu Wehr, und es ward viel Volks erschlagen und erschossen und der Wolfeck ward auch leiblos gethan. Doch wichen die Zänger in eine andere Insel und des Königs Volk zog wieder heim, nachdem die Insel wieder zum Christenglauben gezwungen war. Da kam aber die Pestilenz unter das Volk, und der König floh mit seinen Kindern (denn er war Wittwer) auf ein Schloß, hieß Ampernesto. Der König blieb aber nicht lange da, er hieß aber die Kinder dableiben, nebst dem nöthigen Gesinde, darunter auch Arbogast war. Indem nun die jungen Leute zeitenweise ihre Kurzweil trieben im Garten, da sprach einsmals Elisa zu Arbogast: ‚Wir wollen dich wälsch lehren, und du lehr uns deutsch.‘ Er sprach: ‚Gnädige Frau, gern! Könnte ich nur etwas anfangen, das Euren Gnaden gefällig wäre, und möchte als ein armer Diener so viel verdienen, daß ich Eurer Gnaden etwas gälte.‘ Da sprach die Königin: ‚Ein junger Mann soll allweg gedenken in die Höhe; denn denkt er unter den Bank, so kommt er nimmer darauf.‘ Da sprach Arbogast: ‚Wer hoch klimmt, der fällt hart. Wer dann über sich hauet, dem fallen gewöhnlich die Spähne in die Augen.‘ Da sprach Elisa: ‚Ich meine, du seist zu den Weisen in die Schule gegangen. Gelehrten Leuten ist aber gut predigen.‘ Da sprach Arbogast: ‚Ich bin unweise und ein ganzer Thor. Gott gebe mir Barmherzigkeit und Gnade, daß ich jemanden überkomme, der sich meiner unterwinde und mich lehre Tüchtigkeit zu gebührlichen Dingen.‘ Da

sprach sie gütiglich: ‚Du bist ein Kind, man soll dich mit Ruthen strafen, das stünde dir wohl an.‘ — Indem kam der Kammermeister und sprach, er sollte zu dem Dienste gehen. Da ging er, um den Tisch zu bereiten. Vorher aber ging er zu mir, seinem Hofmeister, und sagte mir alle die Reden, die geschehen waren von Elisen und ihm. Da sprach ich: ‚Mein lieber Sohn, gehe zu dem Dienst; ich habe dich wohl vernommen; du sollst mir gefällig sein.‘ Da sandte ich nach einem Schneider und hieß mir und allen den Edelknechten grüne Kleider machen, die übernäht waren mit Ruthen, mit ihnen auch meinem Vetter Arbogast. Als nun die Kleider gemacht waren, so legten sie die an, und Arbogast ging so bekleidet mit der Königin in die Kirche. Da sprach sie: ‚Von wannen kommt dir das neue Kleid?‘ Er antwortete: ‚Mein Vetter hat es mir gegeben.‘ Da sprach sie: ‚Nun ist er doch ein alter Lehrmeister; er sollte billig wohl gelehrt sein der Kunst, und mehr Schüler unter ihm haben.‘ Arbogast der war jung und ward vor Scham roth und wußte nicht, was er zu ihr sprechen sollte.

Da sprach sie: ‚Hätte ich einen Schüler, ich hieße ihn an den Schatten sitzen und das Antlitz weiß behalten. Wann er aber ein Schiff über das Meer führe gegen die Heiden, so müßte er ihnen entgegenkommen und sie mit Ruthen streichen.‘ Da wußte Arbogast wiederum nicht, was er sagen sollte, und er sagte es mir.

Da sprach ich: ‚Sie meinet, wenn die Heiden herschiffen, so solltest du dich mit Andern in ein Schiff setzen und wider sie fechten.‘ — Also kürzlich darnach kam die Mähre, daß die Heiden gekommen wären, das Land zu beschädigen. Da eilte Arbogast mit Andern in ein Schiff, und er hielt sich so ritterlich, daß sie meinten, wäre er nicht gewesen, sie wären den Heiden unterlegen. — Das Gerücht kam an den Hof und in das Frauenzimmer. Das gefiel Elisen gar wohl, und sie gewann ihn sehr lieb.

Und eines Tages sprach sie: ‚Arbogast, hast du deine Mutter noch?‘

Er sprach: ‚Nein, gnädige Frau! Meine Mutter ist gestorben, und mein Vater hat eine andere Frau genommen nach meiner Mutter Tod.‘

Da sprach sie: ‚Sei ohne Sorge! ich will deine Mutter sein; und was für ein Anliegen du immer habest, so komme zu mir, ich will dir mit ganzen Treuen rathen und helfen, als meinem eignen Herzen.‘ Deß dankt ihr Arbogast so hoch, als er es mit seinem Herzen gehaben mochte. Also gewannen sie einander sehr lieb. — Nun vergingen elf Monate, da kamen die Heiden mit großer Macht. Da machte sich Arbogast auf und eilte mit Andern in ein Schiff und focht mit den Heiden. Aber die Heiden gewannen da den Sieg und Arbogast ward gefangen und alle die, so darin waren, und sie wurden hinweggeführt, man hat nicht erfahren, wohin. Dieß brachte die Königin in großes Herzenleid, von welchem Ihr sie nun erlösen sollt.“

Also sagte Graf Albrecht der Königin zu, und er bat den König, daß er ihm erlaubte, zu dem heiligen Grabe zu ziehen; denn er wäre eine Fahrt dahin schuldig. Der König erlaubte es ihm, und er war dessen sehr froh. Also bereitete er sich und ritt hinweg und nahm mit ihm den von Altstetten und einen Knecht, und kam gen Rhodus. Da fand er einen Freund, der war ein Graf von Pfirt; zu dem kam er und sagte ihm, warum er dahin gekommen sei, und was er zu verrichten habe.

Da sprach sein Freund: „Ich weiß wohl einen Gefangenen, der ist ein Deutscher. Es haben ihn die Rhodischen Herren auf einem heidnischen Schiffe getroffen; und da sie meinten, daß er auch wider sie gewesen wäre, so führten sie ihn gen Rhodus. Und weil er Niemand sagen wollte, wer er sei, wie er heiße, woher er stamme, so legten sie ihn auf ein Schloß, genannt Schönhab, und halten ihn da in einem Zimmer gefangen.“

Da bat Graf Albrecht seinen Freund, daß er ihn zu ihm ließe. Das that der und führte ihn zu ihm. Nun bat er, daß er ihm einen kündigen Maler senden möchte, und den Gefangenen abmalen ließe. Das geschah. Also nahm

er das gemalte Tuch und machte sich sogleich wieder auf den Weg nach Portugal.

Und da er ankam und die Königin dieß erfuhr, so war sie gar froh und sandte nach ihm, daß er sogleich ohne alles Verziehen zu ihr käme. Das that er sehr behend. Da sprach die Königin: „Seid uns Gott willkommen, mein lieber Freund! Saget uns, wie es Euch ergangen sei und was Ihr uns geschafft habt.“ Er antwortete und sprach: „Ich bin gesund wieder gekommen durch die Gnade Gottes. Aber der von Altstetten der ist gar tödtlich krank geworden; doch so habe ich ihn mit mir hergebracht.“ Da sprach sie: „Hat er nicht ruhiges Gemach, und was ihm sonst nothdürftig sei, das soll er uns sagen; deß wollen wir ihm genug schaffen.“ Und sie sprach: „Was habt Ihr erfahren, oder was seid Ihr inne geworden?“ Da sprach er: „Gnädige Frau, ich habe Euch ein Gemähl gebracht; ist es ihm gleich, so hoff' ich, daß ich gute Märe bringe.“ Da sprach sie: „Zeigt her.“ Das thät er. Sobald sie es ansah, da ward sie von Freuden roth und darnach bleich; und sie sprach: „Wo habt Ihr das Gemähl genommen?“ Da sagte er ihr alle Dinge. Da sprach sie: „Ist er noch bei Leben, so wollte ich mein Leben wagen und zu ihm kommen. Möchtet Ihr mich dazu bringen, so wollte ich wohl großes Gut und Kleinod mit mir hinwegbringen.“ Da sprach er: „Gnädige Frau, was ich mit Ehren thun mag, da will ich Leib und Gut darum wagen.“ Da sprach sie: „Gedenket ihm nach, und kommet morgen um die Zeit wieder zu mir.“

Also nahm er Urlaub und ging wieder von ihr, und kam zu seinem Diener, dem von Altstetten, und sagte ihm die Dinge, und was ihm die Königin seinetwegen entboten hätte, daß er keinen Mangel sollt' haben. Da sprach der von Altstetten: „Ich weiß einen guten Weg. Ich will begehren, daß man mich in das Kloster St. Bernardi lege in ein heimlich Gemach, darin ich die Ruhe haben möchte; und wenn das geschieht, so geht zur Königin und redet mit ihr und besehet, ob sie mit Euch hinweg wollt' fahren; wollte sie das thun, so wüßtet Ihr

einen guten Weg, damit sie gar wohl davon möcht' kommen." Es lag aber das Kloster nahe bei dem Meere. Also ward der von Altstetten in das Kloster geführt und lag manchen Tag da.

Unter dem kam Graf Albrecht wieder zu der Königin und fragte sie, was ihr Wille wäre. Da sprach sie: „Ich habe mich bedacht, daß ich mit Euch hinwegfahre und meine Jungfrau Amisa mit mir nehme." Nun berieth sich Graf Albrecht mit dem von Altstetten, wie sie es anfangen wollten. Da sprach der von Altstetten: „Mein Rath ist: Ihr sollet Urlaub nehmen von dem König, daß Ihr nimmer sein Diener seid; und Ihr sollt sprechen, ich sei tödtlich siech, Ihr wollet mich heimführen in meine Luft, denn die Aerzte riethen es, sonst könnte ich nimmer genesen. Darauf wollen wir ein gut Schiff bestellen, das mit Leuten wohl besetzt sei, und allsobald hinwegfahren. Nachdem das Schiff also zugerüstet ist, so soll die Königin eine Weile vor Tag in mein Gemach kommen, mit Amisen und allem dem, was sie an Gut und Kleinoden mit ihr nehmen will. Dann wollen wir zur Stund' in das Schiff sitzen und hinwegfahren; und ehe man sein inne wird, so wollen wir schon einen weiten Weg vom Lande sein mit Gottes Hülfe."

Alles das geschah, wie es der von Altstetten gerathen und vorhergesagt hatte. Der König, als er von der Flucht seiner Tochter vernommen, erschrak er ohne Maßen und befahl im Zorn, daß man all ihr Gesinde, so Mann als Frau, gefangen setze, und besonders auch alle Deutschen, die an dem Hofe waren. Also ward Herr Oswald von Hatstat auch gefangen und in ein besonderes Gemach gesetzt; denn die gemeine Rede ward von der Stunde an, daß die Deutschen sie hinweggeführt hätten. Zugleich sandte der König viel Volks zu Wasser und zu Land, ob Jemand möchte erfahren, wo hinaus sie wäre. Aber Niemand konnte eine Spur finden, welchen Weges sie gezogen.

Also fuhren die Frauen mit den Rittern dahin und kamen in kurzer Zeit gen Rhodus. Da ward die Königin von dem

Grafen von Pfirt gar wohl empfangen; der führte sie auf ein Schloß, genannt zu der Schönhab, welches er, der von Pfirt, besonders inne hatte. Und da es Abend ward, da sprach der von Pfirt und Graf Albrecht: „Wir wollen zu dem Gefangenen gehen und ihn fragen, wer er sei und wie er heiße, und ihm drohen, wollte er's nicht sagen, daß er sterben müsse.“ Also gingen sie zu ihm und fragten ihn, und setzten ihm zu mit vielen harten und drohlichen Worten. Da sprach er: „Wer sie wären und wie sie hießen? Er wisse wahrlich nicht, ob er in christlichen oder in heidnischen Landen sei.“ Da sprach der von Pfirt: „Ich heiße Graf Hans von Pfirt und der da Graf Albrecht von Werdenberg.“ Da ward er von Herzen froh und sprach: „Mein Vetter selig von Wolfeck, dem Gott gnädig sei! der hat mich in's ferne Land geführt. Nun schadet mir nicht, was ich gelitten habe, da ich zu frummen Herren bin gekommen, die mein Gewalt haben.“ Und er sprach: „Ich heiße Arbogast, von meinem Geschlechte Andelon, und mein Vater heißt Ruprecht von Andelon.“ Da saßen sie zusammen und redeten von gar mancherlei Dingen. Da sprach der von Pfirt: „Wir wollen Euch Eurer langen Zeit eines Theils ergötzen und Euch zu schönen Frauen führen.“ Da sprach Arbogast: „Ich bin bleich und entstellt durch langes Gefängniß. Und wenn ich mich auch auf das Schönste mache, so bin ich dennoch nicht so gestaltet, um zu Frauen zu gehen.“ Die Freunde redeten ihm zu, und als es nun Nacht ward und dunkel, da kam Graf Albrecht und führte ihn zu den Frauen und er selbst saß zu der Jungfrau. Nun war es dunkel in der Kammer. Da fragte er sie, ob sie deutsch könnte. Da sprach sie: „Nit viel.“ Da wollte er sie bei der Hand ergreifen. Da sprach sie in ihrer Sprache, er sollte die Hände bei ihm beheben. Da gedachte er wohl: „Wie redet sie meiner Frau Elisa so gleich!“ und ward von Herzen traurig. Und da gedachte sie auch: „Wie redet der meinem Arbogast so gleich!“ Nach einer Weile, als die Männer hinweggegangen, da sprach Amisa: „Frau, wer ist der, der bei Euch gesessen ist?“ Sie sprach: „Ich weiß nicht;

wohl redet er meinem lieben Arbogast so gleich, daß mir gleich an meinem Herzen weh ist worden.“ Auf gleiche Weise sprach Arbogast zu Graf Albrechten: „Ach lieber Herr, wohl redet die Frau irgend einer Frau so gleich, daß mir gleich an meinem Herzen weh ist worden.“ Da sprach Graf Albrecht: „Ist dir weh worden? Und ich meinte doch, ich wollte dir ein Kurzweil machen!“

Des andern Tags früh ging Graf Albrecht zu Elisa und sprach: „Sitzet an das Fenster und luget dort hinüber; und wenn ich dann wieder komme, so saget mir, was Ihr gesehen habt.“ Dann ging er zu Arbogast und sprach: „Gehe mit mir dort hinüber und sieh, wie der Wirth eine schöne Frau hat!“ Und da Arbogast sie sah, da brannte er unter den Augen wie ein Feuer und sprach: „Wäre es möglich, zu reden (es ist aber und kann nicht sein) so wäre doch die Frau einer Frau so gleich, daß ich gern einen leiblichen Tod wollt' leiden, wenn ich es wüßte.“ Da sprach Graf Albrecht: „Nun thue es von der Liebsten willen, die du hast, und singe mir eine Tagweise, so lieblich, daß du meinest, die Liebste höre dir zu.“ Und damit ging er von ihm, und kam zu Elisa und sprach: „Frau, was thut Ihr?“ Da sprach sie: „Da sitz' ich, und es ist mir weder wohl noch wehe. Lieber, laßt uns bald von diesem Orte hinweggehen, auf daß ich zu meinem Arbogast komme.“ Da sprach er: „Frau, wir wollen noch zwei Tage hier ruhen und dann hinwegfahren.“ Indem sie so sprachen, hub Arbogast an zu singen. Da sprach Graf Albrecht: „Frau, wen habt Ihr gesehen?“ Da sprach sie: „Eines hübschen Mannes Bild. Wenn er nicht so bleich wäre, so sähe er meinem Arbogast gleich.“ Und da er sang, da sprach sie: „Er singt ihm auch nicht ungleich.“ Da sprach Graf Albrecht: „Es ist ein Knecht im Hause.“

Inzwischen war der von Pfirt gen Rhodus gefahren, und Graf Albrecht harrte seiner in derselben Nacht; und als er kam, da wurden sie mit einander eins, aus den Dingen zu reden und Ernst zu machen; und sie beredeten den Arbogast, daß er mit ihnen ginge zu der Frau. Da sie ihn ansah,

erschrak sie von Herzen vor rechten Freuden. Deßgleichen geschah auch ihm. Da fraget der von Pfirt, wie das alles eine Gestalt hätte. Und die Königin sagte ihm alle Geschichten, wie es ergangen war. Da sprach der von Pfirt: so sollte sie ihn zur Ehe nehmen. Arbogast aber sprach: „Nein! dieß wolle Gott nimmermehr, daß ich Eurer Gnaden solche Unehre erzeigte. Aber dieser ist ein wohlgeborener Graf von Werdenberg, den sollt Ihr nehmen; und kann ich's von Euren Gnaden und von ihm erhalten, so gebt mir Amisen."

Also schickt der von Pfirt von Stund' an nach seinem Kaplan, der hieß Herr Hans Heberlin, derselbe gab sie zusammen. Graf Albrecht und Arbogast kamen aber überein, wie sie die Frauen dem von Altstetten wollten empfehlen, daß er mit ihnen über Meer führe und zu Triest wieder zuländete und ihrer allda beitete. Als es dann auch geschah. Sie selbst wollten aber gen Jerusalem zu dem heiligen Grabe fahren und die heilige Stätte heimsuchen, auch allda zu Rittern geschlagen werden. Da sie nun also ihre Kirchfahrt geendet hatten, so fuhren sie endlich mit ihrem besten Vermögen und kamen gen Triest. Da fanden sie den von Altstetten todt und ward da begraben in der Kapelle des Patriarchen, der war ein Graf von Görtz, hieß Ludwig; darauf zogen sie heraus und kamen in eine Stadt, hieß Salzburg, und lagen da still. Und Graf Albrecht schickt einen Boten zu dem von Altstetten, der Vogt zu Werdenberg war, und ließ ihm sagen, daß er eine Königin von Portugal brächte, die seine Gemahlin wäre, und mit ihr ein großes Gut. Da sollte er zu seinen Brüdern und andern seinen Freunden reiten und ihnen zu wissen thun, daß sie ihm entgegenritten, so best sie könnten, auch das Schloß Werdenberg zurichten, so köstlich und best sie könnten. Da war der von Altstetten der Botschaft gar froh, und that, wie ihm sein Herr geschrieben und entboten hat. Und es ward ihm also entgegengeritten wohl mit sechshundert Pferden und zweiunddreißig Frauenwägen und wohl achtzig und hundert Speisewägen. Darunter waren zwen Burggrafen von Nürn-

berg, und drei Grafen von Teck, und zwen von Helffenstain, und etlich von Dockenburg, zwen von Feringen, und der hinkend Graf Wilhelm von Acham mit zwen seiner Söhne, und Diether von Stöffeln und sein Bruder; und da waren der Herren und Knechte so viele, daß man sie nicht alle geschreiben mag. Und die Hochzeit ward mit großen Freuden vollbracht.

Nun gewann Graf Albrecht einen Sohn, der war das erste Kind. Und alsbald der neun Jahre alt ward, da schickt er ihn in das Land gen Portugal zu seinem Aehnen auf Gnade und ließ ihm sagen: er sende ihm den liebsten und größten Schatz, den er und seine Gemahlin auf dieser Erde hätten; und er ließe ihn bitten, er wolle ihm gnädig sein und seine Ungnade ablassen; und er solle getreulich Alles erfahren, wie die Sache eine Gestalt hätte und an ihr selbst wäre. Also da der König das hübsche Kind ersah, da ward er fröhlich und schrieb dem Grafen ein Geleit zu unter seinem heimlichen Secret, daß er zu ihm käme. Also machte der sich auf und fuhr zu ihm. Und da er in die Stadt kam gen Portugal zu seinem Schwäher auf Gnade, da fiel er auf seine Kniee und bat den König, daß er ihm vergebe, ob er ihn je erzürnt hätte. Der König antwortete und sprach: „Einer, der meinet ein Frummer zu sein, der sollt' Einem sein' Ehr und Gut nicht entfremden, deß Diener er wäre, und unbewahrt, dieblich, bei Nacht und Nebel!" Da sprach Graf Albrecht: „Gnädiger Herr, Eure Gnad' vergesse Eures Zorns, so will ich Euch sagen, wie es eine Gestalt hat und wie es dazu gekommen ist." Und er hub an und erzählte von Anfang bis Ende, wie Arbogast in's Land gekommen, und die Sache ganz aus zu Ende. Da sprach der König: „Gott, der Allmächtige, will uns mit Mancherlei strafen und mahnen, daß wir die Sünden meiden und erkennen, daß er allmächtig sei." Und er hieß den Knaben bringen. Da sprach der König: „Das ist meines und Eures Bluts. Gott sei gelobt und seine liebe Mutter, die sich über mich erbarmet haben! Also will ich Gnade, Freundschaft und Liebe zu Euch haben, und bittet, was Ihr wollt, das ziemlich sei, deß wollen

wir Euch gewähren, so fern wir können und mögen." Graf Albrecht fiel auf seine Kniee und dankte ihm hoch und fest, und es gingen ihm vor Freuden die Augen über. Nun hatte Graf Albrecht vernommen, daß Herr Oswald von Hatstat noch gefangen liege seit jener Zeit und in dem Gefängniß sterben müßte, weil er geziehen worden, er hätte dazu gerathen und geholfen. Also that Graf Albrecht seine Beth und sprach: „So bitte ich Eure Gnad, daß Ihr mir wollet geben, Herrn Oswald von Hatstat ledig mit mir heimzuführen; denn er weder Rath noch That' noch kein Schuld an der Sache hat." Deß ward ihm gewährt.

Und nachdem er noch sechzehn Wochen da gelegen war, dem von Hatstat zu Lieb, bis er erstarkt und der Luft gewohnt war, so zog er mit ihm heim, und er behielt ihn bei sich bis an seinen Tod. Auch den von Altstetten behielt er bei sich und hieß ihn seinen Vater, als der an ihm wohl gethan und gesorgt hatte, daß sie die Schuld bezahlten und die Herrschaft allenthalb ledig gemacht. Und es saß Graf Albrecht im Land und regieret es ordentlich, als einem frummen Herrn ziemt.

Item: Da Graf Albrechts Hochzeit vollzogen war, da hat Arbogast seine Hausfrau auch heimgeführt in die Stadt Bern; da war sein Vater Landvogt und Statthalter des Stifts zu Straßburg; und das erste Kind, das seine Frau gebar, hieß Albrecht. Und er kam in große Würdigkeit, Ehre und Gut; denn er vernünftig war, frumm und keck.

„Und ich Thomann Lirer — so schließt die alte Geschichte — gesessen zu Rankweil, das da gehört zu dem Schloß und der Herrschaft Feldkirch, habe diese Dinge den mehrern Theil gesehen; denn ich meines gnädigen Herrn von Werdenberg Knecht bin gewesen und mit ihm ausgefahren gen Portugal und mit ihm wieder heimgekommen."

Die drei Schloßfräulein.

Eine Rittergeschichte in zwölf Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Die Amme.

Es lebten zu einer Zeit drei Fräulein in einem Schlosse; die eine hieß Li, die andere Lo, die dritte Lu. Sie waren von einer Mutter an einem Tage geboren, und sie glichen sich einander an Größe, Gestalt und Gebärde so gar, daß man sie nicht zu unterscheiden vermochte, und es konnte nichts Schöneres und Anmuthigeres gedacht werden, als diese drei Schloßfräulein waren. Ihre Mutter starb bald darauf; und auf ihrem Todbette hatte sie noch ihre Kinder angelegentlichst der Amme empfohlen, die ihr auch versprochen, daß sie für dieselben sorgen wolle, als für eigene Kinder, und sie hielt auch Wort. Sie liebte die Waislein gleich einer leiblichen Mutter. Eins lag ihr so sehr am Herzen, wie das andere; sie gönnte und that ihnen Gleiches in Speise und Trank, in Putz und Kleidung, und in Christgeschenken. Dabei erzog sie dieselben in aller Zucht und Ehrbarkeit, und gewöhnte sie zur Sittsamkeit und zur Arbeit, und gab wohl Acht, daß kein Neid und kein Zank unter ihnen entstünde, und daß sie einander liebten mit gleicher Liebe. Auch drang sie sehr auf anständige Gebärden, und hielt sie besonders an, ihren Mund und ihre Augen in Zucht zu halten, zumal vor fremden Leuten, daß sie nichts Unziemliches redeten und keine Neugierde verriethen. So verlebten die Kinder unter der Pflege ihrer liebreichen Amme vierzehn Jahre in Freude und Unschuld. Darauf aber ist es anders geworden.

Zweites Kapitel.

Die Hausmeisterin.

Es starb nun auch ihr Vater. Auf seinem Sterbelager empfahl und übergab er seine Kinder der Hausmeisterin, die er als eine gar häusliche Frau kannte, und zu welcher er alles Zutrauen hatte. Eine häusliche Frau war sie allerdings, das muß man ihr nachsagen; aber sie war auch eine geizige und böswillige Frau, die für die Fräulein keine Liebe empfand, sondern nur deren Geld und Gut vor Augen trug zu eigenem Nutzen, wie wir bald hören werden.

Das Erste, was sie that, war, daß sie die Amme fortschickte. Da half kein Weinen und kein Bitten der Mädchen, die Amme mußte fort. Diese getröstete sie und ermahnte sie an alles das, was sie ihnen gesagt und gelehrt, und versprach ihnen insgeheim, daß sie von Zeit zu Zeit Nachsicht halten werde, um zu erfahren, wie es ihnen ergehe. Ach! es erging ihnen gar übel. Sogleich des anderen Tages vertheilte die Hausmeisterin unter die Mädchen die verschiedenen Arbeiten und sagte: „Du, Lille, mußt in dem Garten arbeiten; und du, Lore, mußt in der Küche arbeiten; und du, Lutze, mußt in der Stube arbeiten.“ Schon dieß that ihnen weh, daß sie nicht mit dem kindlichen Namen Li, Lo, Lu angeredet wurden, wie es die Amme gethan; noch mehr aber schmerzte sie, daß sie immer nur hörten: „du mußt dieß thun, und du mußt jenes thun;“ am meisten aber betrübte sie, daß sie von einander getrennt wurden, da sie doch von Kindesbeinen an gewohnt waren, immer beisammen zu sein. — Was wollten aber die armen Dinger anfangen? Sie mußten wohl schweigen und gehorchen.

Drittes Kapitel.

Die Schwestern.

Als sie Abends wieder zusammen kamen in ihrem Kämmerlein, klagten sie sich einander mit Thränen ihr Elend und ihre Noth. Die Lu sagte: „Das Nähen und Stricken wäre

eine ganz schöne Beschäftigung; aber wenn man so gar ohne alle Ansprache ist, da wird Einem die Zeit entsetzlich lang." Und die Lo sagte: „In der Küche sein, wäre recht kurzweilig, aber da stehet sie immer selbst, die Hausmeisterin, und zanket und brummet in Einem fort, und man kann ihr nichts recht machen." Und die Li sagte: „Am lustigsten wäre es wohl im Garten unter den Blumen und Bäumen, aber da kommen ihre bösen Buben und zertreten die Blumen und verderben die Bäume und treiben allerlei Unfug. — Eins muß ich euch aber entdecken," sagte die Li, „und ihr werdet euch drob mit mir freuen: Ich habe die Amme im Garten gesehen und gesprochen, und sie hat gesagt: wir sollten nur guten Muthes sein, und in Treue und Liebe zusammen halten und auf Gott vertrauen, und es werde endlich schon recht werden."

Da sagte die Lo zu Li: „O laß mich morgen in den Garten, vielleicht begegnet die Amme mir auch und sagt mir etwas Tröstliches."

„Recht gern," sagte die Li, „wenn's nur die Hausmeisterin nicht merkt."

„Wie soll sie's denn merken?" sagte Lo. „Sie kennt uns doch nicht aus einander, wie wir schon oft erfahren haben."

„Und übermorgen," sagte die Lu," da kommt die Reihe an mich, nicht wahr? Ich möchte sie doch auch wieder sehen und sprechen, die liebe Amme."

Das war den Andern auch recht, und so wechselten sie denn Tag für Tag in den Arbeiten und es lernten alle Drei etwas Tüchtiges zu Feld und zu Haus, in der Küche und in der Stube; und Abends erzählten sie sich einander von ihren Freuden und Leiden, und gewannen sich immer mehr lieb und waren ein Herz und eine Seele.

Viertes Kapitel.

Die drei Grafen.

Um dieselbe Zeit sind drei junge Grafen ausgeritten, um Abenteuer in der Welt aufzusuchen. Sie waren die Söhne

dreier Brüder und ungefähr von gleichem Alter, dabei von hohem Wuchs und einnehmender Gebärde, und erfahren in allen ritterlichen Künsten, und mit allen adeligen Tugenden wohl geziert. Diese drei Grafen hielten von Jugend auf in solcher Liebe und Treue zusammen, daß sie sich hoch betheuert und beschworen haben, nie von einander zu lassen ihr ganzes Leben lang, selbst nicht um eines Weibes und ihrer Liebe willen. Sie sprachen bei guter Weile Vieles darüber, und der Aeltere sagte eines Tages: „Wenn ich je ein Fräulein heimführen möchte, so müßte sie so gar schön und anmuthig sein, daß ihr Beide sie selbst loben und lieben wolltet, in aller Treue und ohne Gefährde.“

Und der Andere sagte: „Wenn ich je ein Fräulein heimführen möchte, so müßte sie unter allen schönen und anmuthigen, die wir je gesehen auf unseren Fahrten, die allerschönste und anmuthigste sein.“

Und der Jüngste sagte: „Wenn ich je ein Fräulein heimführen möchte, so müßte sie nach meinem Bedünken noch schöner und anmuthiger sein, als die allerschönste und anmuthigste, die ihr dafür halten möchtet.“

Also sprachen sie zu einander, und Einer bekannte sich zur Meinung des Andern. Die Meinung des Jüngsten gefiel am meisten, und sie eigneten sich dieselbe mit Mund und Herz an, jeder für sich. Demnach hatten die drei Grafen das Heirathen soviel wie verredet auf immerdar. — Sie zogen aber jahraus, jahrein lustig durch den Tann und das Feld, dem edeln Waidwerk obliegend; oder sie besuchten in der Nähe und Ferne so manches Turnei, um den Dank der Damen zu verdienen, oder verweilten wohl auch auf diesem und jenem Schlosse bei frohen Gelagen und ritterlichen Spielen. Und weit und breit wurde die Schönheit und die Tapferkeit und die Kurtesie der drei jungen Grafen gerühmt. Aber kein Fräulein konnte sich ihrer besonderen Gunst und Liebe überheben.

Fünftes Kapitel.

Die Freier.

Die Hausmeisterin mochte die Mädchen so viel sie wollte ferne halten von aller menschlichen Gesellschaft und dieselben in dem Schlosse wie in einem Kerker einsperren, es kam doch die Kunde in die Lande hinaus von den drei schönen Fräulein, und der Ruf von ihrer Schönheit und Anmuth lockte manchen Rittersohn herbei, um von den Schwestern eine heimzuführen als Braut. Aber die Hausmeisterin suchte dieß auf alle mögliche Weise durch Lüge und Hinterlist zu verhindern, aus Ursachen, die ihr bald hören werdet. Zu dem einen Junker, der um die Li warb, sagte sie: „Die Lille ist eine faule müßige Trulle, die den ganzen Tag im Garten herumschlendert, keine Freude und kein Geschick hat zu Hausarbeiten." Und zu einem anderen Junker, der um die Lo warb, sagte sie: „Die Lore ist eine unsaubere und geschleckige Dirne, die immer in der Küche herumstöbert und nur Lust hat am Essen und Trinken, aber nicht zum Arbeiten." Und zu einem dritten Junker, der um die Lu warb, sagte sie: „Ach Gott! die Lutze ist eine leutscheue Stubenhockerin, und versteht nichts von Küche und Keller, noch sonst etwas vom Haushalt; sie sitzt den ganzen Tag da, wie eine Docke und kümmert sich um nichts, als um sich selbst." — Das waren denn freilich ganz trübselige Nachrichten, und die Junker, wie sie das hörten, standen sogleich wieder von ihrer Werbung ab; denn zu denselben Zeiten sahen auch noch die Junker, müßt ihr wissen, nicht bloß auf Schönheit bei Mädchen, die sie freien wollten, sondern noch mehr auf Häuslichkeit, auf Zucht und Ehrbarkeit, und ob dieselben Geschick hätten in Arbeiten zu Haus und zu Feld; die aber müßig gingen, oder gerne leckten und schleckten, oder die beim warmen Ofen sitzen blieben, ohne sich um das Hauswesen zu bekümmern, solche Mädchen waren nach Niemands Geschmack und sind überall sitzen geblieben.

Sechstes Kapitel.

Die Schloßbuben.

Die Ursache, warum die Hausmeisterin alle Freier von den Mädchen abhalten wollte, war keine andere, als weil sie im Sinne hatte, die Schloßfräulein an ihre eigenen Söhne zu verkuppeln, denn auf diese Art konnte sie sich des Vermögens der drei Fräulein bemächtigen, ohne daß es den Anschein hatte, als habe sie dieselben ihrer Güter beraubt, was der Vogt nie hätte dulden können. Es waren aber diese Buben, welche man im Dorfe drunten nur die Schloßbuben nannte, recht ungezogene Bursche, dickköpfig, großbäuchig und krummbeinig, von grober Rede und noch gröbern Sitten. Sie flackten den ganzen Tag auf ihren Betten, oder schlenderten müßig im Garten herum, oder leckten und schleckten in der Küche, wie faule, gefräßige Hunde. Wollt ihr mehr noch von ihnen hören? Vernehmet nur dieß noch: Eines Tages, als sie noch auf ihren Lotterbetten lagen, stellten sie miteinander eine Wette an, welcher unter ihnen der Faulste wäre. Der Erste sprach: „Ich bin so faul, wenn man mir das Essen auf den Tisch setzte, ich möchte nicht essen.“ Der Andere sagte: „Und wenn man mir's in den Mund steckte und kaute mir's, ich möchte es nicht hinunterschlucken.“ Der Dritte wollte vor Faulheit kaum den Mund aufthun und sprach gleichwohl: „Ach! wie mögt ihr nur reden!“ — Und an solche faule, unflätige und vierschrötige Buben wollte nun die böse Hausmeisterin die schönen, anmuthigen, holdseligen Schloßfräulein verkuppeln. Aber wir wollen hoffen, daß es die Amme zu hintertreiben wissen werde.

Siebentes Kapitel.

Die schönen Augen.

Eines Tages waren die drei Grafen soeben von einem Turnei weggeritten, wo sie alle drei den Dank aus den Händen schöner Frauen empfangen hatten. Da entspann sich unter ihnen ein feines Gespräch und ein glimpflicher Streit darüber,

welche Augen wohl die schönsten seien. Der Jüngere sagte: „Ich lobe mir die schwarzen Augen. Es strahlt da hervor des Menschen Geist, wie ein Demant im Dunkeln, und Liebe und Haß blitzen so recht feierlich und erhaben aus solcher Gewitternacht.“ Der Andere sagte: „Ich lobe mir die grauen Augen. Zeigt sich nicht darin, ohne alle Farbe und Schminke, in aller Treue und Lauterkeit, die Natur und des Menschen Seele wie in einem Krystallspiegel, wunderbar verklärt, so daß man mit Zaubergewalt von der Erscheinung gefesselt wird.“ Der Aeltere sagte: „Ich dagegen lobe mir die blauen Augen. Man schaut da so gern hinein wie in den heitern, blauen Himmel; und alles, was zum Gegenwurf kommt, in welch sanftem und mildem Lichte widerstrahlt es, wie in dem blauen Grunde eines ruhigen Sees, in dessen Tiefe sich die Sehnsucht versenken möchte.“ Sie sprachen und stritten noch lange Zeit darüber und konnten doch nicht eins werden. Zuletzt sagte der Jüngere: „Aber wie thöricht sind wir! Da sprechen und streiten wir über schöne Augen, und vergessen dabei, daß wir alles Minnen und Freien verredet haben!“ Die beiden Andern mußten ihm Recht geben; sie dachten sich aber doch das Ihrige, alle Drei.

Achtes Kapitel.

Die Kleider.

Die Hausmeisterin entdeckte endlich, wiewohl erst spät, den Betrug der Mädchen, daß sie nämlich die Rollen tauschten von Tag zu Tag in der anbefohlenen Arbeit und auch sonst bei jeder Gelegenheit, wo eine Schwester einstehen wollte für die andere bei Zank und Verdruß und andern häuslichen Unannehmlichkeiten. Aber so sehr sie sich Mühe gab und Antlitz, Gang, Gebärde und Stimme an ihnen prüfte, so vermochte sie dieselben doch nicht zu unterscheiden: so ganz gleich waren sich die Schwestern in Allem. Denn worin sie sich allein unterschieden haben, nämlich in den Augen, das wußte und ahnte sie freilich nicht; und sie konnte es wohl auch nicht

erfahren, da die Mädchen jederzeit, wenn sie mit ihr sprachen, die Blicke niederschlugen. Die Amme dagegen hatte sie alle Drei gar wohl auseinander gekannt, weil sie jederzeit mit offenem, geradem Antlitz und Herzen mit ihr gesprochen. Und untereinander selbst, da bedurfte es vollends nur eines einzigen Blickes, und sie erkannten sich sogleich und erriethen des Herzens geheimste Wünsche. Zur Zeit nun, wo die Hausmeisterin die Täuschung entdeckte, sann sie auf ein Mittel, um die Mägdlein fortan sogleich unterscheiden zu können. Bisher hatten alle drei Schwestern zu jeder Zeit Kleider von gleicher Farbe und gleichem Schnitte getragen, und die jetzige Hausmeisterin dachte auch nicht daran, ihnen sobald neue und andere machen zu lassen. Jetzt aber ließ sie der Lille, der Gärtnerin, ein grünes Kleid machen, und der Lore, der Köchin, ließ sie ein rothes machen, und der Lutze, der Näherin, ließ sie ein weißes machen; und jede mußte das Kleid sogleich anziehen. Nun glaubte sie endlich ihrer Sache gewiß zu sein, und daß die Mädchen sie nimmermehr hintergehen könnten in keinerlei Weise. Aber am dritten Tage darauf war doch schon wieder die Lo im Garten, und die Lu in der Küche, und die Li am Nähtische. Ihr errathet doch, wie sie's angefangen haben?

Neuntes Kapitel.

Der Besuch.

Es konnte nicht fehlen: der Ruf von den drei schönen Schloßfräulein drang auch zu den Ohren der drei jungen Grafen. Nun hatten sie sich's zwar fast verredet, daß sie niemals um ein Fräulein werben wollten, noch eines freien; aber doch suchten sie gern die Gesellschaft schöner Damen, und ergötzten sich an ihren Reden, und sahen zumal gern in ihre Augen. Sie beschlossen denn also, auch die drei Schloßfräulein zu besuchen, von deren Schönheit und Anmuth der Ruf in's Land ausgegangen war. Die Hausmeisterin empfing sie mit verstellter Freundlichkeit und führte sie in die Nähstube, in die Küche, in den Garten und stellte ihnen die Mädchen ein=

zeln vor; dabei wiederholte sie die schlimmen Urtheile, die sie schon bei andern Gelegenheiten über die Fräulein hatte ergehen lassen. Die drei Grafen achteten dessen nicht, sondern verweilten bloß auf der holdseligen Gestalt des Mädchens, das je vor ihnen stand mit gesenktem Blicke, anständiger Gebärde und bescheidener Rede. Und eins nach dem andern, wie sie es sahen, däuchte ihnen das allerschönste und anmuthigste Mädchen zu sein, das ihnen noch je vorgekommen. Aber zuletzt konnte freilich auch keiner von ihnen sagen, welches von diesen drei allerschönsten die noch schönere sei. Und darum, des gegebenen Versprechens eingedenk, nahmen sie Abschied, nicht ohne schwer beklommene Herzen, wie es einer dem andern wohl angesehen, obwohl nicht gestanden hat. Die Fräulein aber — was meint ihr, daß die sich gedacht haben bei dem Besuche? Ach! wie sie verstohlener Weise den Blick hie und da sittsam erhoben, da gewahrten sie freilich, daß die schönsten Jünglinge vor ihnen standen, und sie waren so sehr eingenommen von ihrer feinen Sitte und anmuthigen Rede, daß sie sich's gar nicht mehr aus dem Sinne schlagen konnten.

Zehntes Kapitel.

Das Versprechen.

Der Besuch der drei jungen Grafen machte der Hausmeisterin bange, es möchte doch ihre Absicht, die sie mit den drei Fräulein hatte, vereitelt werden. Sie trat daher eines Morgens vor dieselben hin, und sagte ihnen rundweg und log: es sei des Vaters Wille gewesen, daß sie die drei Buben, ihre Söhne, ehelichen sollten; und sie fordere daher ihre Einwilligung und das Versprechen, daß, wenn's zur Sache komme, keine ihrem Jawort abstehen werde; und sie drohte zuletzt, daß die, welche sich weigere, sogleich in's tiefste Verlies begraben werden solle. Die Fräulein, wie sie das hörten, erzitterten und getrauten sich nicht, zu widerstreben, und sie sagten es in der Angst ihres Herzens zu, daß sie ihrem Jawort nicht abstehen wollten. Sie bereuten ja freilich sogleich wieder ihr

Versprechen, und geriethen fast in Verzweiflung; doch es kam ihnen sogleich die Amme in den Sinn, und es lebte die Hoffnung in ihnen auf: es werde diese schon Mittel und Wege machen, daß sie einer solchen schmählichen Verbindung entkommen. Die Amme nämlich (was freilich die Hausmeisterin nicht wußte) erschien täglich im Garten, und hörte ihre Klagen an, und ertheilte Rathschläge, und gelobte Hülfe zu Allem, was ihnen aufstoßen würde. Und darum hatten die Fräulein gleich wieder fröhlichen Muth bekommen im Vertrauen auf die sorgsame und liebvolle Amme.

Elftes Kapitel.

Der Kirchgang.

Am festgesetzten Tage standen die drei Fräulein mit den Bräutigamen, den drei Buben, vor dem Altare. Die Fräulein hatten schöne hochzeitliche Kleider an, in den drei Farben, welche die Hausmeisterin für sie gewählt. Der Vogt stand als Zeuge bei der Handlung, der auch, freilich gegen den Willen der Hausmeisterin, die Amme herbeigerufen hatte. Nun fragte der Priester die im grünen Kleide: „Fräulein Sibylla! wollt Ihr den nehmen zum Manne?" Das Fräulein blickte die Amme an und sagte weder Ja noch Nein. Deßgleichen geschah, als er sich an die im rothen und die im grünen Kleide wandte; weder Fräulein Eleonora noch Fräulein Ludovika gaben eine Antwort und schwiegen, als wenn sie die Frage nichts anginge. Der Vogt wollte über das Mummenspiel böse werden; da sagte aber die Amme: „Kann denn die Lo antworten: ‚ich will!' wenn man die Li fragt; deßgleichen die Li, wenn man die Lu fragt?" Die Hausmeisterin errieth nun erst, daß die Fräulein die Kleider gewechselt und also sie getäuscht haben. Die Amme fuhr aber fort zu sprechen: „Mich dünkt, Herr Vogt! die Fräulein wollen überhaupt diese Buben nicht; mein Rath wäre daher, die Vermählung aufzuschieben für eine andere Zeit." Der Vogt that einen Blick auf die Hausmeisterin, der sie streng zu befragen schien; diese

kam in Verwirrung und sank beinahe in Ohnmacht. Die Buben ließen den Kopf hängen; die Fräulein sahen den Vogt bittend an; der Priester ließ ab von der heiligen Handlung. — Auf der Stelle untersuchte der Vogt die ganze Sache; und er durchschaute sogleich das Gewebe von Lug und Trug, worin die Hausmeisterin, wie eine giftige Spinne, die armen Fräulein gefangen hatte. Sie wurde sammt ihren drei Buben allsogleich zum Schlosse hinausgejagt, und man hat seit der Zeit nichts mehr gehört von der Hexe und ihrer Brut.

Zwölftes Kapitel.

Die Vermählung.

Als die Fräulein mit Vogt und Amme in's Schloß zurückgekehrt waren, ritten soeben die drei Grafen zum Thor hinein in prächtigem Ritterschmuck und auf stolzen Rossen. — Ihr könnt leicht errathen, warum sie so bald wieder hergekommen. — Der Vogt und die Amme empfingen sie auf die höflichste Weise. Die Fräulein standen dabei, angethan mit ihren hochzeitlichen Kleidern. Ach, die Freude, daß sie ihrer bösen Freier los geworden, sie zeigte sich unverhohlen auf ihren Gesichtern, und ihre Herzen und Augen begegneten frei und offen den hohen Gästen, welche ihnen schon früher lieb geworden waren. Es dauerte nicht lange, so hielt schon jeder Graf ein Fräulein bei der Hand, und ihre Blicke verschwammen in einander, wie ihre Gefühle. Da fragte der Aeltere die Li: „Willst du mich?" Und nachdem sie den Vogt und die Amme angesehen, um ihre Einwilligung zu erholen, sagte sie von Herzen: „Ja!" Deßgleichen fragte der Andere die Lo, und der Jüngere die Lu, und Beide antworteten ebenfalls mit Ja. Und sohin ist den jungen Grafen ihr Verreden und Verschwören zu nichte geworden; denn unter den allerschönsten Mädchen hatte jeder in der seinigen die noch schönere gefunden, an den Augen nämlich, die er vor Allem gerühmt hatte. Was sollte man da noch lange zögern mit der Vermählung? Man ging auch sogleich zur Schloßkapelle zurück; die Lichter brannten noch; der Priester stand

noch am Altare. Und als er nun die im grünen Kleide fragte: „Fräulein Sibylla, wollt Ihr den nehmen zum Manne?“ so antwortete Li ganz laut mit Ja, daß es Jedermann hören konnte. So auch die beiden Andern. Also war die Vermählung in Ehren und Freuden vollzogen, und es war ein Jubel im Schlosse, daß es nicht zu beschreiben ist. — Die drei Grafen wohnten nachher mit ihren Frauen viele Jahre zusammen in demselben Schlosse, und die Amme mit ihnen. Die Herren lagen, wie sonst, gern dem Waidwerk ob, blieben aber noch lieber zu Hause. Die Frauen theilten sich abwechselnd, wie ehedem geschehen, in die Arbeiten im Garten, in der Küche, in der Stube; und die Amme half überall treulich mit. Als aber die Väter der jüngern Grafen mit Tod abgegangen, so zog jeder von ihnen mit Weib und Kind auf sein Schloß. — Die Amme ist nirgends hin mitgezogen, sondern sie wollte lieber in ihre Heimath zurückkehren, wo sie bald darauf, wie man erzählt, gestorben ist. Die drei Grafen aber besuchten von Zeit zu Zeit einander, und sie blieben unzertrennlich in Leid und Freud und in Liebe auch in weiter Entfernung, bis zu ihrem Tode.

Die Waffen.

Ein Märchen.

Es war einmal ein Ritter, der hatte drei Söhne. Als er auf dem Todbett lag, ließ er sie vor sich kommen und sprach: „Ich hinterlasse euch nichts, als meine Waffen, die euch ehren, nähren und schützen mögen, wie sie mich geschützt, genährt und geehrt haben. Den Speer vermache ich dir, Kunz, als dem Aeltesten, dessen kräftiger Arm die Wucht der Waffe am leichtesten bemeistern wird. Das Schwert fällt dem Heinz zu, auf daß er sich noch üben möge in ritterlicher Arbeit und männlich erstarken. Der Helm endlich sammt dem Schilde gebührt dir, mein Siegfried, als dem Jüngsten, weil du, obgleich nicht an Muth, doch an Kraft und Stärke noch nachstehst deinen Brüdern. Es sind aber diese Waffen, die ich euch hiermit übergebe, nicht von gewöhnlicher Art, sondern es wohnt denselben eine sonderliche, wunderbare Kraft inne, wie sie sonst nirgends gefunden wird. Dieser Speer, in die Ferne gesandt, trifft und durchbohrt jeden, nach dem er geworfen ist; und dieses Schwert, leichthin geschwungen, durchschneidet selbst Stahl und Demant; und endlich, wer diesen Schild und Helm trägt, der ist gesichert gegen jede Gefahr und jeden Feind. — Es sei euch nun aber vertraut, wie ich zu diesen wunderbaren Waffen gekommen bin; denn in der Stunde des Todes darf der Mensch wohl sein Geheimniß verschwiegenen Ohren kund thun. Ich war in euern Jahren, als ich den ersten Ritt in die Welt machte. Mein Vater hatte mich in allen ritterlichen Künsten wohl unterrichtet, zugleich aber auch mit jenen Grundsätzen vertraut gemacht, auf welchen des Ritters Ehre und Würde beruhet,

als da sind: stolz und kühn gegen die Starken, milde und demüthig gegen die Schwachen zu sein, Trotz dem Frevler zu bieten, Schutz dem Bedrängten, Niemanden ohne Noth zu beleidigen, Allen bei Gelegenheit zu dienen. So habe ich es denn auch gehalten, wie mich mein Vater gelehrt hat. Und dieser ritterliche Sinn ist mir so sehr zur zweiten Natur geworden, daß ich auf meinen Fahrten selbst gegen unvernünftige Kreaturen diese Weise beibehalten und geübt habe. Wo immer ein schädliches Wild sich zeigte oder gar mir feindlich entgegentrat, das verfolgte und warf ich nieder; zahme und scheue Thiere aber ließ ich dahin, und that ihnen kein Leid an. Denn solche zu tödten, welchen die Natur keine Waffe gegeben, hielt ich für feig und grausam.

Nun aber vernehmt, wie diese meine ritterliche Tugend auf die Probe gestellt und belohnt wurde. Ich ritt an einem Herbsttag durch einen großen, einsamen Tann. Die Sonne schien mild, die Luft wehte erfrischend, der Pfad wand sich zwischen grünenden Buchen hindurch. Es erwachte starke Lust in mir zur Jagd. Mein Auge spähte umher, meine Hand hielt den Speer in schwebender Wucht. Da kam ich auf ein freies Gebreite; inmitten lag ein schönes Schloß, und auf den Matten umher weideten unzählige Rehe. Diese sahen den Ankömmling mit ruhigen Augen an und bewegten sich nicht vom Platze. Ich aber senkte den Speer, und alles innere Gelüste abwehrend, ritt ich mitten durch, dem Schlosse zu. Im weiten Schloßhofe gewahrte ich einen Löwen, der Wache zu halten schien. Er brüllte laut auf, als wollte er meine Ankunft vermelden. Ich legte den Speer ein, des Kampfes gewärtig; er aber schritt vertraulich auf mich zu und geleitete mich, wie eine Dogge, bis zum innern Thore. Ich stieg vom Pferde ab, und ging die breite, marmorne Treppe hinauf, um dem Herrn oder der Herrin des Schlosses mich vorzustellen und zu empfehlen. Eine Thür sprang auf, ich trat in den reich geschmückten Saal; Niemand zeigte sich. Endlich kam aus dem Nebengemach, das, wie eine Kapelle, bloß durch eine goldene Pforte getrennt, an den Saal

angebaut war, eine Frau hervor in grünem, aufgeschürztem Gewande, mit einem Halbmond als Diadem auf dem Haupte, und sie redete mich an und sprach: ‚Du hast wohl gethan, daß du meine Kinder, die Rehe, geschont und meinen Bruder, den Löwen, geachtet hast. Dafür sei dir auch der Lohn, daß deine Waffen gesegnet seien auf immerdar.‘ Indem sie diese letzten Worte sprach, berührte sie Helm und Schild, Schwert und Speer, und zog sich dann wieder in ihr Gemach zurück; die goldene Pforte sprang zu und die diamantnen Riegel schoben sich vor. Ich entfernte mich. Am Portal empfing mich wieder der Löwe, der einen Korb vor mich hinstellte, darin Speise und Trank war. Nachdem ich mich genugsam erlabt hatte, verließ ich das wunderbare Schloß, von dem Löwen, der mir schmeichelte, bis an's Thor begleitet. Vor dem Thor, auf dem offenen Gebreite, liefen nun die Rehe in Rudeln auf mich zu und umschwärmten mich, wie den Hirten eine Lämmerheerde, so daß ich meine Herzensfreude daran hatte. Und sonderbar, seit der Zeit war mir alles unschuldige Gethier auf Erden hold und freundlich; selbst die Vögel, den räuberischen Geier und den gefräßigen Raben ausgenommen, flogen auf mich zu, wo ich ging und stand, und sangen und plauderten und schäkerten, als wäre ich einer ihres Gleichen. — Die Wunderkraft meiner Waffen hatte ich aber bald Gelegenheit zu erproben. Denn nicht fern von jenem Schlosse, gen Norden zu, welchen Weg ich ging, verliert sich der Tann in einen wilden, gebirgigen Wald, darin manches Unthier hauset, das anderswo nirgends gesehen wird. Ich hatte kaum die Wildniß betreten, als ein Eber von ungeheurer Größe auf mich losrannte. Sein Leib war mit Borsten wie Stacheln bedeckt, und sein weit geöffneter Rachen zeigte Hauer, wie geschärfte Spieße. Ich warf den Speer auf ihn; das Unthier zuckte und rannte seitab in das Dickicht. — Kaum dieser Gefahr entgangen, gerieth ich in eine noch größere. Ein Drache lag vor seiner Höhle, die ich vorbei mußte. Sein giftiger Hauch beschwerte schon von ferne die Lunge. Ich hielt den Schild

vor, zog das Schwert, nahte mich und brachte ihm eine so tiefe Wunde bei, daß er sich krümmend in die Höhle zurückzog. — Von nun an wußte ich, daß ich auf die Kraft meiner Waffen, zu Schutz und Trutz, jeder Zeit sicher vertrauen dürfte. Und so habe ich denn das Unterpfand, das mir eine gütige Fee anvertraut, treulich benützt mein Leben lang, zum Besten Anderer und zu meiner eigenen Ehre, als ein wackerer, biederer Ritter. Wenn ihr euch nun dieser Waffen bedient nach dem Beispiele, das ich euch gegeben, so wird die Welt eure Thaten loben und lohnen, gleichwie es mir geschehen. Dieß aber bedenkt und befolgt vor Allem, daß ihr zusammenhaltet als Brüder, als Söhne eines Vaters, in Liebe und Treue. Denn — — —" Hier versagte dem Sterbenden die Stimme, und nach wenigen Athemzügen war der alte Ritter todt.

Nachdem die drei Jünglinge ihren Vater bestattet, nahmen sie jeder die ihm vererbte Waffe und bestiegen das einzige Roß, das er ihnen hinterlassen; wie jene Heimonskinder, — der jüngste mit dem Schilde und dem Helm voran, der zweite mit dem Schwerte, der älteste rückwärts mit dem Speere. So traten sie ihre Ritterfahrt an. — Welche seltsame Abenteuer ihnen auf ihren Wegen aufgestoßen, und wie sie dieselben in einträchtigem Schutz und Trutz bestanden, dieß hier zu erzählen wäre zu weitläufig. Es ging ihr Ruf in alle Länder aus; und wo ein übermüthiger Riese den Wanderern lästig fiel, oder ein schreckhaftes Wild den Heerden gefährlich war, da wandten sie sich hin und befreiten die Schlösser und säuberten die Wälder von den Ungethümen. — Es sollte ihnen nun aber noch größere und rühmlichere Arbeit werden. In einem nahen Lande war der König hart bedrängt von äußern und innern Feinden. Die Hauptstadt war umlagert von unzähligen Schaaren und der König selbst, inmitten der aufrührerischen Stadt, eingeschlossen in seiner Burg als Gefangener. Dahin zogen sogleich die drei ritterlichen Jünglinge, um Hülfe zu bringen. Als die Feinde die Drei einherreiten sahen auf dem Rosse, verlachten und verhöhnten sie dieselben; aber plötzlich

däuchte es ihnen, als wenn des Himmels Blitz durch ihre Reihen führe und tödtete. Indem der Erste den Schild vorhielt, daran jedes Geschoß abprallte, hieb der Zweite mit seinem Schwerte um sich, daß Alles um ihn her niedersank, wie die Aehren unter der Sense; und als der Dritte endlich seinen Speer warf auf den feindlichen König, der sogleich durchbohrt hinsank, so floh das ganze Heer wie Spreu auseinander, und das weite Feld war bald wie eine Tenne gefegt und gesäubert. Mit Jubel empfingen die Einwohner der Stadt die drei Helden, und sie wollten dieselben gleich zu ihren Königen machen. Aber diese weigerten sich dessen und verlangten vielmehr, es sollte von ihnen ihr rechtmäßiger König freigegeben und als ihr Herr wieder erkannt werden. Da die Einwohner jedoch sich hierzu nicht verstehen wollten, so ritten die Drei auf des Königs Burg zu, deren Thor stark bewacht und fest verschlossen war. Die Wächter flohen, als sie die fürchterlichen Ritter kommen sahen, alsbald nach allen Seiten auseinander, aber das Thor war mit Schloß und Riegeln wohl versehen, daß keines Menschen Macht es zu öffnen im Stande war. Da warf der Aelteste den Speer auf das Schloß und es fiel sogleich ab; der Andere hieb mit dem Schwerte die Riegel entzwei, daß sie wie Glas sprangen; endlich stemmte der Jüngste den Helm an die schweren, eisernen Thore und die Flügel öffneten sich, wie von leichtem Winde getragen. Sie drangen in den Palast ein und kamen zuletzt in einen mit schwarzem Tuch behängten und nur von einer Lampe erleuchteten Saal. Eine Frau trat ihnen entgegen und sprach: „Was sucht ihr in diesem Hause der Trauer, und was wollt ihr von seinen unglückseligen Bewohnern? Seht dort den König, wie er da sitzt, von Wahnsinn und Schwermuth befangen! Und die Königin, sie liegt auf der Bahre, von unsäglichem Kummer getödtet! Hier reicht eure Macht nicht aus und eure Theilnahme ist vergebens. Wollt ihr aber ein ritterliches Heldenstück wagen, so befreit ihre Tochter, die, von Zauberei verstrickt, fern von hier den Todesschlaf schläft. Vielleicht, daß dann das wiederkehrende,

geliebte Kind von der Stirn des Vaters die düstere Wolke, und von dem Antlitz der Mutter den Todtenschleier heben wird.“ — Als nun die Jünglinge weiter forschten und fragten, was sich mit der Königstochter begeben habe, fuhr die Frau fort, zu erzählen: „Wisset, daß dem königlichen Paar, nach langjährigem Hoffen und Harren, endlich ein Töchterlein geboren ward von ausnehmender Schönheit. Ich bin dessen Taufpathe; und da ich bemerkte, daß das einzige Kind von den Eltern verzärtelt und verzogen werde, so gab ich den Rath, das Mädchen einer weisen Frau in Zucht und Lehre zu geben. Nach langem Zureden erhielt ich endlich die Einwilligung, nachdem ich versprochen, daß ich sie selbst dahin begleiten und bei ihr bleiben wolle. Es liegt aber weit von hier ein einsames Schloß, mitten in einem grünen, lustigen Tann. Die Sonne scheint dort milde, die Lüfte wehen erquicklich und es ist Leben überall umher von Vögeln, die auf allen Zweigen singen, und von Rehen, die auf dem grünen Rasen umher weiden. Der Königstochter gefiel es sehr in dieser Waldeinsamkeit, zumal da sie auch im Schlosse die Hülle und Fülle fand. Sie schweifte gern umher im Walde, nur von einem zahmen Löwen begleitet und beschützt, und sie ergötzte sich Tage lang, ruhend im Schatten und schäkernd mit den Rehen, die ihr zuliefen, aus ihrer Hand aßen und auf ihrem Schooße schliefen. So verlebte sie viele Jahre in Unschuld und Heiterkeit und sie ward, je größer an Wuchs, desto schöner an Gestalt und desto lieblicher an Sitten. Aber wie es zu geschehen pflegt: der Mensch, wenn er zu Jahren und Einsicht kommt, ist nie zufrieden mit dem, was er hat, sondern will immer mehr und zumal das, was ihm versagt und verboten ist. Es ward dem Mädchen strengstens eingeschärft von Kindheit an, kein Thier zu beleidigen, viel weniger, es zu tödten; denn es sei Gottes Kreatur und sein Weh und Blut schreie um Rache zum Himmel. Nun ereignete sich’s, daß sie eines Tages das Nebengemach, das an den großen Saal stößt, heimlich aufschloß und besuchte, obgleich es ihr ausdrücklich unter-

sagt war. Da erblickte sie eine Statue, die heidnische Diana vorstellend, wie sie den Bogen abgedrückt und ein todtes Reh von einem Pfeil getroffen, vor ihren Füßen. Sie schauderte anfänglich vor diesem Anblick und sie bekannte mir selbst, was sie gesehen. Ich warnte sie. Konnte ich mehr thun? Neugierde aber verlockte sie wiederum dahin; allmählich gewöhnte sie sich an den Anblick; zuletzt entstand die böse Lust, Gleiches zu thun. Sie nahm Bogen und Pfeil und schoß — — denn also muß es doch geschehen sein. Ein Reh lag draußen, vom Blute triefend, am Boden, ein Schrei des Mädchens gellte durch die Halle; es war um sie gethan. Ich eilte dahin; aber das Gemach war verschlossen mit diamantnen Riegeln. Im Gemach selbst aber herrschte Todtenstille. Ich verließ das Haus des Schreckens und brachte die entsetzliche Nachricht den Eltern. Der König brach sogleich auf mit seinen Dienern, um die Gefangene zu befreien. Aber indem er sich dem Schlosse nahete, gewahrte er zu seinem Schrecken unter dem äußern Thore, das zum Hofraum führte, ein greuliches Ungethüm, einem Eber ähnlich, der seine furchtbaren Hauer weit aus dem Rachen hervorstreckte. Zugleich vernahm man aus dem innern Thor das Geschwirre und Geflatter eines Drachen, dessen giftiger Aushauch sogar schon von ferne ansteckte und tödtete. Und aus den innern Hallen selbst erscholl das Gebrüll eines Löwen, als wollte man ihm sein Junges rauben. Trotzdem ließ der König nicht ab, zu versuchen, ob nicht seine Tochter befreit werden könnte. Er und die Seinigen warfen ihre Speere auf den Eber; aber sie drangen nicht durch die stachlichten Borsten und fielen ab wie Schneeflocken. Er rief seine Leibwache herbei; er sammelte ein Heer; er umringte das Schloß und überbaute die Mauern, um in's Innere einzudringen. Es war Alles vergebens. Tausende verloren ihr Leben durch die Zähne des furchtbaren Ebers und den Gifthauch des noch furchtbarern Drachen. Darob entstand denn große Unzufriedenheit unter dem Volke, die zuletzt in Aufruhr ausbrach. Und die Feinde des Reichs, als sie vernahmen, daß die Macht des

Königs also geschwächt sei, benutzten die Gelegenheit und fielen in Schaaren in's Land, und belagerten selbst die Hauptstadt. Kein Wunder denn, daß bei so trübseligen Umständen der König in Wahnsinn verfiel und die Königin vor Gram starb. So sind die Sachen geschehen, wie ich sie euch erzählt habe, und das Unglück, das über dieß königliche Haus hereingebrochen, es steht euch hier selbst vor Augen in seiner ganzen gräßlichen Gestalt. Mögt ihr denn bedenken und erwägen, ob ihr Muth und Kraft genug habet, um das Abenteuer zu bestehen und das Mägdlein zu erlösen. Denn im Uebrigen kann ich euch die Versicherung geben, daß demjenigen, welcher das Werk vollzieht, nichts Geringeres zu Theil wird, als des Mägdleins Hand und damit das Königreich. Also hat es der König selbst versprochen."

Als die Jünglinge diese Geschichte vernommen, erwachte in ihren Gemüthern große Lust, die ritterliche That zu vollbringen, zumal da nach der bisherigen Erfahrung die Zuversicht auf die Macht ihrer gefeiten Waffen zweifellos war. Aber zugleich regte sich in den Herzen der beiden ältern Brüder der Neid und die Mißgunst; denn sie erwogen: wenn sie alle Drei zusammenwirkten zur Errettung des Mägdleins, so werde zuletzt der König die Tochter sammt dem Reiche nach Willkür demjenigen übergeben, der sich seiner Gunst besonders erfreuen würde. Nur der Jüngste dachte an nichts anderes, als an die unglückselige Königstochter, und wünschte nichts weiter, als ihre Befreiung. — Die Jünglinge beurlaubten sich, indem der Aelteste sagte, daß sie die Sache miteinander überlegen wollten. Aber als nun die Brüder rathschlagten, was zu thun wäre, sprach Kunz, der Aelteste, mit verstellter Sorgfalt: es sei bei diesem gefährlichen Abenteuer nicht rathsam, daß alle Drei zugleich ihr Leben einsetzten. Er, als der Aelteste, wolle es vorerst allein wagen; im Nothfalle könnten sie Beide ihm wohl noch zu Hülfe kommen. Heinz, der zweite Bruder, wollte zwar Einwendung machen und verlangte, daß der Vorrang durch das Loos entschieden werde, und Siegfried, der Jüngste, warnte

vor jeder Absonderung, da sie doch bisher alle ihre Thaten in Gemeinschaft ausgerichtet hätten. Aber Kunz berief sich auf das Recht der Erstgeburt, und daß ihm deßhalb die edelste Waffe vom Vater zugetheilt worden sei. So mußten denn wohl die beiden Andern nachgeben, und am folgenden Tage in aller Früh ritten sie fort und kamen nach drei Tagen auf dem Wahlplatz an. — Die Brüder stiegen ab und der älteste rannte sogleich, abgeredeter Maßen, zuerst und allein auf den Eber los und stach ihm den Speer in den offenen Rachen. Aber das Unthier kam desto mehr in Wuth; und indem der Jüngling den Speer festhielt, um ihn herauszuziehen, ward er weggeschleudert von dem Keiler und zerfleischt, ehe noch die Brüder zu Hülfe stehen konnten. Der Eber selbst verblutete bald zum Tode. Nun kam die Reihe an Heinz. Ob dem Fall des ältern Bruders bestürzt, bat Siegfried, er möchte den weitern Kampf mit ihm zugleich bestehen, oder doch seine Waffen annehmen. Aber Jener lehnte Beides ab. „Was sollte mir," sagte er, „gegen das Drachengezücht dein Helm oder dein Schild nützen? Sie würden mir nur hinderlich fallen in dem ritterlichen Kampfe!" Er zog sofort, nicht ohne viele Mühe, den Speer aus dem Rachen des getödteten Ebers, und mit dieser Waffe sammt seinem guten Schwerte versehen, zweifelte er nicht, daß er den Drachen erlegen werde. Er warf von ferne den Speer und traf; und zu gleicher Zeit rannte er mit dem Schwert auf das Ungethüm los, um es vollends zu tödten. Aber der Drache, von dem Schmerz der erhaltenen Wunde ergrimmt, sprühte den tödtlichsten Gifthauch aus, und der Jüngling sank leblos darnieder, ehe er noch den Schwertstreich thun konnte. Der Drache selbst, schwer verwundet, krümmte und ballte sich noch eine Weile, bis er endlich in seinem eigenen schwarzen Blute erstickte. — Der Verlust beider Brüder kränkte den jüngsten über die Maßen; er hätte unter andern Umständen von jedem Abenteuer abgestanden und den unglückseligen Kampfplatz verlassen; aber da schwebte ihm nun das Bild der holdseligen Königstochter vor, und es trieb ihn mächtiglich zur

That an. Er nahm daher die Waffen beider Brüder auf und trat nun wohlgerüstet in den Palast ein, die Treppe hinauf, durch die offene Thür des Saales. Hier lag der Löwe. Der Jüngling vertraute seinem Schild und dessen Schutz; er sah das Thier mit mildem, aber festem Blicke an, und siehe, der Löwe kam herbei und schmiegte sich an ihn, wie eine Dogge an ihren Herrn. Nun erinnerte sich der Jüngling erst alles dessen, was der Vater auf dem Todbette ihnen erzählt und anvertraut hatte. Es ward ihm jetzt mit einem Male klar, daß dieß dasselbe Schloß sei, aus dem der Vater die gefeiten Waffen getragen, und daß es nun an dem stehe, des höchsten Lohnes theilhaftig zu werden. Indem er sich im weiten Saale umsah, erblickte er das Gemach, wie es die Pathe der Königstochter beschrieben hatte. Der Löwe, das treue Thier, harrte an der Thür, die mit demantenen Riegeln und Schloß versehen war. Der Jüngling, seiner Waffen mächtig und ihrer Kraft bewußt, stieß sofort den Speer an das Schloß, daß es klirrend abfiel, und hieb die Riegel entzwei, daß sie wie Glas zersplitterten, und drückte den Helm an die Thür, daß ihre Flügel aufflogen, wie vom Winde getrieben. Und — o Freude! — er sah sie, an jene Statue angelehnt, den Bogen noch in der Hand haltend, mit gesenktem Haupte, in Schlummer hingegossen, eine überaus holdselige, anmuthige Gestalt. Er trat in's Gemach und kniete nieder vor der königlichen Maid, und legte die Waffen zu ihren Füßen hin, und — sie erwachte. Wer möchte nun aber die Freude beschreiben, welche die Beiden fühlten bei der wunderbaren Begegnung! Nachdem sie lange Zeit in gegenseitigem Anblicke verloren waren, bemerkten sie erst, daß die Taufpathe hinter ihnen stand. Diese legte stillschweigend ihre Hände in einander und segnete sie. Dann verließen sie sämmtlich den Saal und den Palast und ritten auf schönen Zeltern der Hauptstadt zu. Der Löwe begleitete sie, neben dem Pferde der Königstochter einherschreitend. — Noch ehe sie in der Hauptstadt und im Palast des Königs ankamen, hatte sich bereits der Ruf von der Befreiung der

Königstochter verbreitet. Allgemeiner Jubel erscholl; der König, wie durch ein Wunder genesen, eilte den Kommenden an der Spitze von Tausenden entgegen und begrüßte die Tochter. Als sie im Palaste angekommen, eilte die liebend besorgte Maid sogleich zur Königin hin, die noch in Todesschlummer versunken war, und rief: „Mutter!“ und umarmte sie. Und die Mutter erwachte und erkannte ihr Kind und empfand so große Freude, wie der, welcher aus einem schweren Traum geweckt wird von Licht und Liebe. Nach einigen Tagen wurde die Hochzeit gehalten und der getreue Löwe war auch dabei; und es wurden ihm nunmehr die Waffen zur Obhut übergeben, die er auch tapfer wahret bis auf unsere Zeit.

Der Vogel Phönix.

Ein Märchen.

Ein König von England, Alfred geheißen, lag sehr krank darnieder am Gliederweh, und weil die Aerzte nicht helfen konnten, so nahm er seine Zuflucht zu den Orakeln, die ihm nach wiederholten Anfragen zur Antwort gaben: seine Qual würde sich nicht endigen, es sei denn, daß er den Vogel Phönix eine Stunde lang habe singen hören.

Da ließ der König im ganzen Reiche ausrufen: wer den Vogel Phönix auffinden und bringen würde, der sollte eine große Belohnung erhalten. Es machten sich nun viele Ritter auf, den Vogel zu suchen, aber es war vergebens.

Des Königs ältester Sohn, Karl mit Namen, entschloß sich daher, den Vater von solcher Pein zu befreien, und ließ nicht ab mit heftigen Bitten, bis ihm derselbe abzureisen erlaubte. Mit einigen Knechten zog er von dannen und kam nach Cahors in Frankreich [1]. Hier aber ergab er sich dem Wohlleben, daß er des Vaters Schmerzen vergaß und nur seinen Gelüsten nachging.

Der andere Bruder, Wilhelm, über dessen langes Ausbleiben bekümmert, nahm nun ebenfalls vom Vater Urlaub und rüstete sich mit seinen Knechten zur Reise. Wie er aber in Cahors angekommen und den Bruder getroffen bei lustiger Gesellschaft und Lebensweise, ließ er sich leicht überreden, daß er daselbst verblieb und sich gleich jenem dem Wohlleben ergab.

---

[1] Cahors war das Sybaris des Mittelalters.

Nun war noch der dritte und jüngste Sohn übrig, Artus geheißen; und auch dieser entschloß sich, die Brüder aufzusuchen sammt dem Vogel Phönix. Es hielt aber schwer, ehe ihn der Vater von sich ließ. Nachdem er jedoch Urlaub erhalten, ritt er bloß mit einem Knechte fort und kam vorerst nach Cahors, wo er seine Brüder traf. Diese wollten ihn nun ebenfalls überreden, bei ihnen zu bleiben und ein lustiges Leben zu führen, aber eingedenk des Vaters und seiner Schmerzen schalt er sie wegen ihrer Trägheit und setzte wohlgemuth seinen Weg fort, um den Vogel Phönix zu suchen.

Artus durchreiste viele Länder und Königreiche, bis er endlich in das glückselige Arabien kam. Hier verirrte er sich in einem ungeheuren Walde, wo er großen Hunger und Durst litt und Knecht und Roß elendiglich einbüßte. Doch verlor er den Muth nicht, sondern half sich, so gut er konnte, zu Fuß fort und stillte seinen Hunger nothdürftig mit wilden Kräutern und Wurzeln. So gelangte er mühsam zu einer kleinen Hütte, worin eine alte Frau sich befand, die wohl an die hundert Jahre zählen mochte. Auf ihre Fragen, wer er sei und was er wolle, antwortete er: „Ich bin ein Königssohn aus England und hoffe, wie mir kund gethan worden, in Arabien den Vogel Phönix zu finden, auf daß von dessen Gesang mein kranker Vater wieder genesen möge."

„Junger Mann," erwiederte das Weib, „Ihr habt ein verdienstliches, aber auch schweres Werk vor, und darum will ich Eurer Jugend wegen Euch freundschaftlich rathen, wie Ihr dasselbe anfangen sollt. Geht diesen Weg zur rechten Hand, so kommt Ihr bald aus dem Gehölze und sehet einen schönen Palast vor Euch liegen; da gehet hinein. Es werden Euch schöne Jungfrauen herrlich empfangen und köstlich bewirthen, und zuletzt Euch einladen, ihnen Gesellschaft zu leisten. Das Letztere aber schlagt ihnen freundlich ab. Wenn Ihr nun die Nacht über allda geblieben, und Ihr darauf die Reise fortsetzen wollt, so werden sie Euch eins ihrer schönsten und besten Pferde in ihrem Marstall anbieten. Anstatt des Pferdes aber

nehmt einen Esel, der hinter der Thüre steht, ob sie es schon nicht zugeben wollen; dieser Esel wird Euch unterwegs die besten Rathschläge geben, auf welche Weise Ihr zu dem Vogel gelangen könnt."

Artus dankte der Alten auf das Verbindlichste und machte sich auf den Weg, den jene bezeichnet hatte. Bald kam er aus dem Walde und sah den Palast vor sich liegen, über dessen Schönheit er sich nicht genug verwundern konnte. An der Thür stand eine große Anzahl der schönsten Jungfrauen, wie Prinzessinnen gekleidet und geschmückt, die ihn mit vielen Bitten in den Palast nöthigten. Zwei der vornehmsten nahmen ihn in ihre Mitte und geleiteten ihn, unter lieblichen Reden, durch eine Reihe der schönsten Säle, bis sie in einen kamen, der an Glanz und Pracht alle andern übertraf. Hier stand eine mit allerhand köstlichen Speisen und Getränken wohlbesetzte Tafel, an die man sich nun setzte. Nach der Mahlzeit sangen und spielten die Jungfrauen mit solcher Anmuth, daß auch der betrübteste Mensch hätte vergnügt werden müssen. Da endlich die Müdigkeit des Prinzen bemerkbar wurde, führte ihn die Vornehmste nach dem Schlafgemach und wünschte ihm noch Gesellschaft zu leisten. Der Prinz aber verbat es sich mit den Worten: „Schöne Jungfrau, laßt mich allein; ich kann nimmer froh werden, bis ich den Vogel Phönix erlangt habe." Hieran ließ sie sich begnügen und wünschte ihm gute Nacht.

Mit dem frühesten Morgen stand Artus von seinem Lager auf. Die Jungfrauen empfingen ihn im Speisesaal und luden ihn zu einem Imbiß ein. Er aber, aus Besorgniß, daß sie ihn noch länger hinhalten möchten, lehnte Speise und Trank ab und drang auf eilige Abreise. Sie führten ihn nun in den Stall und baten ihn, sich unter der großen Anzahl schöner Pferde das schönste auszusuchen. Wie er sich umsah, wurde er hinter der Thür den Esel gewahr und griff nach diesem, obgleich die Jungfrauen nicht zugeben wollten, daß ein so tapferer Prinz das unansehnliche Thier besteige. Dann, nachdem er ihnen nochmals für gute Herberge gedankt, ritt er fort.

Kaum war er eine Weile geritten, so fing der Esel folgendermaßen zu sprechen an: „O Prinz! Ihr habet ein schweres Stück Arbeit vorgenommen, um den Vogel Phönix gefangen nach England zu bringen; ich will Euch aber den besten Rath geben, wie Ihr dazu gelangen könnt: Einige Meilen von hier liegen drei Schlösser; das erste wird bewacht von zwölf Riesen, das andere von zwölf Tigern und das dritte von zwölf Löwen. In dem letztern Schlosse befindet sich der Vogel Phönix, welcher alle Tage eine Stunde, von elf bis zwölf Uhr, so wunderbar schön singt, daß alle Riesen, Tiger und Löwen fest einschlafen und man über ihre Körper ohne Gefahr hinwegschreiten kann. Ich will Euch um elf Uhr an die Brücke bringen, welche zum Schlosse führt, aber Ihr müßt in einer Stunde wieder herauskommen und mit dem Vogel, weil er noch singt, bei mir eintreffen, oder Ihr habt Leib und Leben verloren."

Während dem brachte ihn der Esel an die Brücke, eben als der Vogel so überaus lieblich zu singen anfing, daß es keine menschliche Zunge auszusprechen vermöchte, und ermahnte ihn nochmals, das Gesagte wohl zu beherzigen. Artus versprach es und schritt muthig über die Brücke, über die Riesen, Tiger und Löwen in den Schlössern hinweg, bis er den Saal betrat, wo der Phönix in einem goldenen Käfig saß und sang. Da der Prinz heftig von Hunger und Durst geplagt wurde, suchte er erst nach etwas Labsal umher und fand glücklicherweise auf einem Tische von Elfenbein ein Brod, davon er sich ein Stück abschnitt und aß; das Brod aber blieb immer von gleicher Größe, je mehr er auch abschnitt. Auf einem andern Tische von Gold stand eine Flasche des edelsten Weines; daraus that er einen guten Trunk, ohne daß der Wein abnahm. Beides steckte er zu sich als Dinge, die auf der Rückreise höchst nöthig sein könnten. Ferner fand er ein Schwert, dabei folgende Schrift stand: „Wer dieses Schwert gegen seine Feinde gebraucht, der siegt allezeit" — und er gürtete dasselbe um. Im Hintergrunde endlich erblickte er eine Prinzessin, die auf einem prächtigen Ruhebette schlummernd lag und ihn durch

ihre Schönheit dergestalt entzückte, daß er zu ihr hintrat und sie auf die Stirne küßte. Da erwachte die Jungfrau. Er aber entwand sich ihrem Zauber, trat über das vor dem Lager ausgebreitete goldene Laken zurück, nahm den Vogel, der noch sang, und ging durch die drei Schlösser hinaus. Kaum als er über die Brücke geschritten und zum Esel wieder gekommen war, hörte der Vogel auf zu singen. Er aber ritt davon.

Nach einer langen Reise kam er in das Königreich Marokko, als eben eine große Hungersnoth daselbst herrschte; und er pries dem Könige die wunderbaren Kräfte seines Brodes an. Der König machte mit seinen Räthen eine Probe und bot dem Prinzen seine Tochter und das halbe Königreich dafür an. Artus wollte das Brod nicht verkaufen, sondern lieh ihm dasselbe auf ein Jahr, unter der Bedingung, daß er solches nach Verfluß dieser Zeit nach London in seines Vaters Palast bringen sollte. — Artus reiste ab und kam in das Königreich der Morgenlande. Hier fand er große Dürre, so daß der Wein sogar in den Reben vertrocknete; er überließ daher seine Flasche dem Könige, der ihm dieselben Anerbietungen dafür machte, wie der vorige, und sich zu gleichen Bedingungen verstand. — Endlich kam er nach vielen Tagreisen in Frankreich an, in Paris, das von Feinden hart belagert wurde, weil der König vieles Volk verloren hatte und nicht mehr im offenen Felde Krieg führen konnte. Er überließ ihm das Schwert, wie er das Brod und den Wein den Andern überlassen hatte.

Als er wieder Cahors erreicht hatte und nun nach England zu segeln hoffte, fand er seine Brüder noch in dem vorigen wollüstigen Leben und machte ihnen deßhalb harte Vorwürfe. Sie spotteten anfangs ihn mit dem Vogel Phönix aus, befürchteten aber gleichwohl ihres Vaters Zorn und zogen die Schwerter, um ihn zu tödten und den Vogel selbst dem Vater zu bringen. Nur auf das Versprechen, daß er nie wieder nach England kommen wolle, ließen sie ihn leben und mit dem Esel fortziehen.

Der König war über ihre und des Vogels Ankunft sehr erfreut und empfing sie auf die zärtlichste Weise. Man brachte alsbald den Vogel zum Könige; allein er wollte nicht singen, und Jedermann verwunderte sich darüber, ohne die Ursache ergründen zu können. — Artus aber hatte inzwischen einen andern Weg genommen und kam erst nach vielen beschwerlichen Reisen wieder in England an. Hier vermiethete er sich, um unerkannt zu bleiben, bei seines Vaters Stallmeister, verhoffend, daß sich das Blatt einmal wenden werde.

Inzwischen war der Prinzessin im Schlosse der Löwen von einer weisen Frau verkündet worden, des Königs Alfred Sohn, der den Vogel Phönix geholt habe, solle ihr Gatte werden. Diesen aufzusuchen, begab sie sich mit den zwölf Riesen auf den Weg und kam zu dem Könige von Marokko, der mit zweitausend Mann schon bereit stand, seine Zusage zu erfüllen und dem Prinzen das Brod nach England zu bringen. Die Prinzessin schloß sich mit Bewilligung des Königs dem Zuge an. Deßgleichen bewog sie den König der Morgenlande, um die Weinflasche, und den König von Frankreich, um das siegreiche Schwert zu überbringen, jeden zu einem Beizug von zweitausend Mann. Dieses vereinigte Heer kam glücklich nach England und schlug vor der Stadt London, unter dem Getöne der Trommeln, Trompeten und Pfeifen, sein Lager auf. Die Prinzessin ließ ihr Zelt beim Eingang des Lagers schlagen und setzte sich daselbst auf einen goldenen Thron, dessen Stufen sogar von lauterem Golde waren; darüber ließ sie zwei große Laken breiten, das zur Rechten von klarem Golde gewirkt, das zur Linken von rothem Scharlach. Hierauf sandte sie die zwölf Riesen in die Stadt zu dem Könige und ließ ihm andeuten: er sollte seinen Sohn, der den Vogel Phönix nach England gebracht, zu der Prinzessin vom glücklichen Arabien senden, die seiner draußen im Zelte harre. Der König ließ ihr wieder entbieten, daß derselbe bald bei ihr sein sollte.

Karl, der Aelteste, dem bei dieser Sache nicht wohl zu Muthe war, zog des andern Tags auf des Vaters Befehl zur

Prinzessin hin. Sie saß auf dem Thron. Der Prinz nahte sich ihr, über das Laken von Scharlach tretend, und grüßte sie. Sie fragte ihn: ob er den Vogel nach England gebracht und wie er dazu gekommen sei? Er bejahte es und log ihr von großen dabei bestandenen Abenteuern vor. „O schelmischer Lügner!“ rief sie entrüstet, „hebe dich weg aus meinem Gesichte und laß deinen Bruder kommen, ehe ich dich für deine Falschheit bestrafe.“ Karl kam beschämt nach Hause und erzählte, was ihm widerfahren sei.

Des andern Tags mußte Wilhelm zur Prinzessin gehen, dem es nicht besser als seinem Bruder erging; sie schickte ihn mit vielen Schelt- und Drohworten fort und befahl, dem Vater zu sagen: wofern er nicht innerhalb drei Tagen den Sohn, der den Vogel Phönix hergebracht, schaffen würde, wollte sie sein ganzes Land verheeren. Der beschämte Prinz ging traurig wieder zu seinem Vater, und er erzählte nicht nur das, was mit der Prinzessin vorgefallen, sondern gestand auch, wie sie mit dem jüngsten Bruder verfahren wären. Der König ließ beide Söhne in Verwahr setzen und durch die Stadt ausrufen: daß derjenige, welcher seinen jüngsten Sohn brächte oder dessen Aufenthalt entdeckte, eine große Belohnung bekommen sollte.

Artus merkte die Veränderung seines Schicksales und entdeckte sich dem Könige in seiner schlechten Kleidung. Die Freude des Vaters war grenzenlos, zumal da der Vogel wegen des Artus Gegenwart so schön zu singen anfing, daß sich Hof und Stadt darüber verwunderten, und der König allsogleich vom Gliederweh vollkommen genaß.

Den folgenden Tag wurde Artus noch weit herrlicher und kostbarer wie seine Brüder gekleidet und zur Prinzessin gesandt. Er aber trat freimüthig über das goldene Laken. Daran erkannte ihn die Prinzessin und mit einem Blicke, in dem Freude und Wonne lag, redete sie den Prinzen an: „Seid Ihr der Held, welcher den Vogel Phönix aus dem Schlosse der Löwen geholt und nach England gebracht hat? Erzählt mir, wie Ihr ihn bekommen habt.“ „Ja, durch-

lauchtigste Prinzessin!" erwiederte er und erzählte ihr vom Anfang seiner Reise an bis dahin, wo er eine Jungfrau schlummernd gefunden und ihr, von ihrer Anmuth hingezogen, genaht sei; er wisse aber nicht, wer sie gewesen." „So wisset denn," sagte die Prinzessin, „daß ich es war, die Ihr aus bösem Zauber erweckt habt, und nun sollt Ihr auch mein Gemahl sein." Darauf küßten sie einander mit dem bräutlichen Kusse und begaben sich in den königlichen Palast, wo sie von dem König und den Bürgern auf das Feierlichste empfangen wurden. Die drei fremden Könige folgten ihnen nach und überlieferten dem Prinzen das Brod, die Flasche und das Schwert mit großer Ehrerbietung.

Einige Tage hernach wurden des Königs älteste Söhne wegen der an ihrem Bruder begangenen Untreue zu ewigem Gefängniß verdammt. Artus aber ist mit der Prinzessin vom glücklichen Arabien vermählt worden; und nachdem die Hochzeit vorübergegangen, ist ein jeder König wieder nach seinem Reiche heimgezogen.

Mutter Reh.

Eine Thierfabel.

Mutter Reh hatte vier Kinder, zwei Böcklein und zwei Geislein, die sie alle zärtlich liebte und gleich sorgfältig erzog.

Es wohnte aber Mutter Reh auf einem Vorberg, mitten im Gebirge. Es wechselten da schattige Wälder mit grünenden Wiesen ab, und Bächlein rieselten herunter, deren Gewässer sich da und dort in Becken sammelten und dann weiter zur Ebene hinabstürzten. Unten im Thale weideten zahlreiche Viehheerden auf grasreichen Matten, und oben auf den höhern Bergen lebten Gevatter Steinbock und Base Gemse, die man von Zeit zu Zeit zwischen Klippen umherklettern und von Zacke zu Zacke springen sah.

Mutter Reh, die ihr Revier gar wohl kannte und alle Gelegenheiten wußte, führte ihre Kinder selbst überall umher und ging ihnen nicht von der Seite. Sie suchte für dieselben die bequemsten Stellen aus, wo sie bei Tag unter Schatten ruhen und bei Nacht in Sicherheit schlafen konnten. Sie zeigte ihnen die besten Wiesenplätze und die gesundesten Quellen, um ihren Hunger und Durst zu stillen. Sie wies ihnen alle Wege und Stege, damit sie nicht verirren oder doch wieder nach Hause finden könnten.

Nachdem Böcklein und Geislein größer geworden, sagte Mutter Reh eines Tags zu ihnen: „Ihr könnt nicht immer bei mir bleiben und darum mögt ihr nun ohne mich in der Gegend umherschweifen, Nahrung suchen und Unterhalt finden. Nehmt aber folgende Lehren mit euch, damit euch nichts Böses widerfahre: Erstlich, bleibt in dem Gelände, das uns angewiesen ist von der Natur. Zweitens, machet keine Freundschaft, als mit Euresgleichen. Drittens und letztens, laßt mich Alles wissen, was ihr erfahret und vernehmet; denn eine

Mutter weiß doch wohl zunächst, was ihren Kindern frommen oder schaden mag, und sie meint es auch am besten mit ihnen."

Die beiden Rehböcklein waren sogleich des andern Tags über alle Hecken und Stauden hinweg, und rannten bergauf, bergab, Wiesen und Wälder hin und her, und trieben's gar lustig bis in die Nacht hinein. Deßgleichen that das ältere Geislein; es entfernte sich aber doch nicht zu weit von der Mutter, und suchte sie unter Tags oft auf und kam Abends zu ihr zurück und schlief mit ihr unter Einem Busch. Aber das jüngere Geislein, welches Mimili hieß, wollte sich von der Mutter gar nicht entfernen, sondern folgte ihr auf der Ferse nach, wohin sie ging; und die Mutter duldete es auch und schalt es nicht, denn es war der Nestquack und ihr Liebling.

Als die Kinder wieder zur Mutter gekommen, hatten sie ihr Vieles zu erzählen, was ihnen begegnet sei; und die Mutter nahm Veranlassung, dem und jenem gute Lehren zu geben, wie es sich wohl fügte. Böcklein, das ältere, das ein hoher Muth weithin verleitet hatte, erzählte: „Hoch oben am Vorgebirg habe ich einen Edelhirsch getroffen, der mit seinen Kindern auf einem umbuschten Grasplatz weidete. Ich gesellte mich sogleich zu den Hirschlein, und wollte mit ihnen spielen und bocken. Aber da kam plötzlich der alte Hirsch, der böse, herbeigerannt und er hätte mich gewiß mit seinen Geweihen gespießt, wenn ich mich nicht noch zu rechter Zeit in's Gebüsch geflüchtet hätte, wo er mich nicht erreichen konnte." „So geht's," sagte die Mutter, „wenn man sich zu Höhern und Mächtigern gesellen will. Halte du dich fein künftighin zu Deinesgleichen, wie ich schon gesagt habe."

Hierauf nahm das ältere Geislein das Wort und erzählte: „Dort unten, gegen das Thal zu, habe ich den Fuchs und den Hasen angetroffen. Der Fuchs ist ein feindseliges Ding, und nachdem er mich mit seinen falschen Augen angesehen, trollte er sich fort und verkroch sich in sein Loch. Der Hase aber that freundlich gegen mich und machte allerliebste Männchen. Nachdem ich lange Zeit mit ihm gespielt, spitzte er aber auf

einmal die Ohren und lief davon, den Berg hinauf. Es war gut, daß ich ihm nicht nach konnte; denn allsobald kam der Hund, den er wohl aus weiter Ferne gehört haben mochte; und dieser verfolgte ihn so lange, bis er ihn fing und tödtete. Ich aber lief sogleich zu dir zurück und entkam so glücklich der Gefahr." Die Mutter sagte: „Der Hase ist keine Gesellschaft für dich; er hat lange Ohren und kurze Füße und kein Herz im Leib. Halte du dich fortan nicht zu den Niedern, sondern zu Deinesgleichen."

Das jüngere Rehböcklein aber wußte nichts zu erzählen, als daß es den ganzen lieben Tag herumgerannt, gegessen und getrunken, und sich wohl habe sein lassen. Mimili aber, als sie die Erzählungen der beiden Geschwister vernommen, dachte sich: „Bei der Mutter ist's doch sicherer und besser zu sein, und ich lasse nicht von ihr."

Die folgenden Tage kamen die ältern Kinder nur selten mehr heim, und zuletzt blieben sie gar aus. Hört, wie es ihnen ergangen ist. Das ältere Rehböcklein verstieg sich immer mehr zu den höhern Bergen hinauf, daran es seine Lust hatte. Und eines Tages kam es so hoch, daß es den Gevatter Steinbock und die Base Gemse von Angesicht sehen und mit ihnen Gespräch halten konnte. Diese luden es ein, vollends zu ihnen heraufzukommen; es sei da oben überaus schön, und die Kräuter seien viel gewürzhafter, als drunten. Das Rehböcklein ließ sich beschwatzen — hätte es doch der Mutter gefolgt! — und es stieg von Felsen zu Felsen, und gelangte endlich droben an, wo es sich wohl gefiel bei Gemse und Steinbock. Nun aber war gerade an jenem Tage der Jäger ausgegangen, um auf den hohen Bergen zu jagen. Wie nun Gemse und Steinbock ihren Feind sahen, flohen sie sogleich und sprangen von Klippe zu Klippe, als wenn sie flögen. Das Rehböcklein wollte ihnen nach, aber es stürzte in die weite, tiefe Schlucht und ward jämmerlich zerschmettert. Das war die Folge seines Ungehorsams.

Während der Zeit hielt sich, trotz der Warnung der Mutter, das ältere Geislein gern auf den niedern Abhängen auf; denn es fand da mehr Kräuter und reichlicher Wasser, und es dünkte

ihm, so bequemer leben zu können. Und eines Tags kam es mitten unter eine Heerde von zahmen Geisen, die am Abhang eines Hügels weideten. Es wurde gut aufgenommen und eingeladen, unter ihnen zu verweilen. Reh dachte sich: das sind meine Schwestern, und es ist gut, bei ihnen zu wohnen. Indem entdeckte es aber der Hirte, und ehe es sich's versah, fing er das Waislein an einem Stricke, führte es Abends nach Hause und sperrte es in einen Zwinger ein, um das Thierlein da aufzufüttern, bis er es schlachten könnte. Ach, wie sah das arme Ding da oft nach den Bergen empor, und sehnte sich nach der alten Freiheit, und dachte in Wehmuth an die Mutter! Aber es war zu spät. Warum hat es nicht gefolgt? Zuletzt starb es aus Gram.

Mutter Reh hat sich's wohl gedacht, daß es mit den Beiden so kommen werde; aber sie hat's eben nicht verhindern können. Desto lieber ward ihr von Tag zu Tag Mimili, der Nestquack; und Mimili that auch Alles, was ihr lieb war, und was es ihr an den Augen absehen konnte. Freilich hätte die Mutter gewünscht, daß das Töchterlein sich auch weiter umsehen und versorgen möchte; aber es war von schwächlicher Natur, und so mußte sie es wohl dulden, daß Mimili bei ihr blieb und sie bei Mimili. Das ist ihr zuletzt übel bekommen. Was thut denn Mutterliebe nicht? Der Jäger mit seinem Hunde strich durch Busch und Wald. Mutter Reh hätte den Nachstellern leicht entfliehen können; aber sie wollte Mimili nicht im Stiche lassen, die ihr nicht nachfolgen konnte. Da holte der Hund das Rehlein ein und knickte ihm den Hals, daß es sogleich starb; und Mutter Reh, der jetzt die Kräfte schwanden, wurde von des Jägers Geschoß getroffen, daß sie auch todt hinfiel. Das war ein trauriges Ende.

Wollt ihr nun auch erfahren, wie es dem jüngern Rehböcklein ergangen sei? Das blieb der Lehre seiner Mutter getreu, und hielt sich in dem rechten Gelände auf, und gesellte sich nur zu Seinesgleichen; und fern von seiner Mutter Heimath fand es ein Geislein, das es lieb gewann, und sie verlebten ihre Tage miteinander, und ist das Geschlecht der Rehe nicht ausgestorben.

Aurbacher, Ludwig,

Ludwig Aurbacher's gesammelte größere Erzählungen Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem Vorwort herausgegeben von Joseph Sarreiter. Mit dem Bildniss Aurbachers. (Inhalt: St. Mang, Legende. - Die Aebte, Novelle. - Der Zweikampf, Gespräch. - Die Adepten, Erzählung. - Ein Dichterkers, humoristische Erzählung. - Der Graf von Werdenberg und die

Freiburg i. Br. 1890